

# kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Reportage, Erzählung, Bericht, Protokoll -  
Ein Amerikaner in Athen: Schwarzer November  
*B. Eberle, E. Jansen, A. Kühn,  
Josefa Halbinger, Eva Mössmer, Sarah Kirsch*

Schwierigkeiten beim Dokumentieren der Wahrheit  
Dokumentarismus als ästhetisches Problem

Zum Streit um die Montage

Dokumente, Fiktion, Gestalt

- Beiträge von *Konjetzky, Drobaschenko, Schlegel, Tschakowskij*

Gespräche mit *Erik Neutsch* und *To Huu*

Rezension: *Christian Geissler* „Das Brot mit der Feile“

Protokolle zum Berufsverbot

SOLSCHENIZYNS AUSVERKAUF

**DOKUMENTATION & FIKTION**  
**Wirklichkeit in der Literatur**

## Neuerscheinungen im Weltkreis-Verlag

### **Kleine Rote Reihe 17**

Berufsausbildung  
— Misere eines Systems  
124 Seiten, 3,— DM

### **Schlag nach bei Lenin!**

156 Seiten, 3,80 DM

Ruth Werner

### **Olga Benario**

Roman, 451 Seiten, 8,20 DM

Nikolai Ostrowski

### **Wie der Stahl gehärtet wurde**

Roman, 445 Seiten, 6,— DM

### **Die eisernen Pferde**

Kinderbuch, 92 Seiten, 8,— DM  
Lesealter 10 Jahre

Walter Kaufmann

### **Das verschwundene Hotel**

Kinderbuch, 3,20 DM  
Lesealter 9 Jahre

Thomas Billhardt

### **Hanoi am Tage vor dem Frieden**

318 Seiten mit Fotos, 19,80 DM

Intersongs

### **Festival des Politischen Liedes**

390 Seiten, 9,50 DM

Eberhard Panitz

### **Der Weg zum Rio Grande**

Ein Biographiebericht  
über Thomas Bunke  
194 Seiten, 5,40 DM

Georgi Dimitroff

### **Arbeiterklasse gegen Faschismus**

114 Seiten, 3,50 DM

### **Beiträge zur sozialistischen Literatur der Weimarer Republik**

144 Seiten, 6,— DM

Hubert Reichel

### **Wie macht man Kriege? Wie macht man Frieden?**

ca. 330 Seiten, 12,60 DM

Peter Schütt — Reportage

### **Vietnam - 30 Tage danach**

ca. 180 Seiten, 8,60 DM

Ernst Birnbaum

### **Ein Dreckspatz aus dem Mezzogiorno**

Ein Kinderroman  
ca. 150 Seiten, 7,60 DM

### **Kleine Rote Reihe 18**

Christiane Knau u. Fredrik Vahle

### **Die Maultrommel Kinderlieder-Arbeitsheft**

ca. 190 Seiten, 5,— DM

Bitte fordern Sie unseren  
Gesamtprospekt an!

### **Weltkreis-Verlags-GmbH**

46 Dortmund, Brüderweg 16  
Telefon (0231) 57 20 10

# kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von

Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,  
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

## DOKUMENTATION & FIKTION

### Wirklichkeit in der Literatur

#### Zu diesem Heft

3

Ein Amerikaner in Athen: Schwarzer November	10
Bernd Eberle: Der andere Klenk	22
Karlhans Frank: Heiteres Gesinnungsraten	28
E. Jansen: Walter O's Krankheit	29
Josefa Halbinger: Jahrgang 1900	34
Eva Mössmer: Vom Jungfrauenverein zum Agitprop	44
Sarah Kirsch: Zwillinge	53

#### KRITIK

Klaus Konjetzky: Schwierigkeiten beim Dokumentieren der Wahrheit	60
Sergej Drobashenko: Dokumentarismus als ästhetisches Problem	71
Hans-Joachim Schlegel: Zum Streit um die Montage	82
Alexander Tschakowskij: Dokumente, Fiktion, Gestalt	87
August Kühn: Münchner Arbeiterfamilien	99
Kaspar Maase: Arbeiter und Lesen	102
Elvira Högemann-Ledwohn: Wohin mit dem Haß?	109
Erik Neutsch: Der Wirklichkeit auf die Schliche kommen	116

#### KLASSENKAMPF

To Huu: Unser Haus soll uns gehören	123
Friedrich Hitzer: Solschenizyns Ausverkauf	129
Günter Herburger: Solschenizyns Wiederkehr	140
Zwei Protokolle zum Berufsverbot	
I. Claudia Eisinger	142
II. Die Angst hab ich überwunden	152

#### DOKUMENTATION

Vom GONG zum Kronawitter	
Briefe: GEW, Georg Kronawitter, Franz Xaver Kroetz, Hans Georg Frieser	164

#### Anmerkungen

176

### Zu diesem Heft

Der Verlauf der Klassenkämpfe an allen gesellschaftlichen Abschnitten in unserer Zeit wird in hohem Maß von der Wirkung der Informationen bestimmt, die der Öffentlichkeit zugänglich werden.

Mit der Revolutionierung der Informationsmedien wächst auch dem Erkenntnis- und Unterhaltungswert von erfundenen und belegten Geschichten eine neue Bedeutung zu. Der alte Streit um Dokumentation und Fiktion hat neue Dimensionen erhalten.

In den Anstrengungen um höhere Qualitäten realistischer Literatur kommt, wie wir meinen, einer Klärung dieser Frage erstrangige Bedeutung zu. Dabei halten wir die Versuche, Dokumentation und Fiktion als sich gegenseitig ausschließende Arbeitsmethoden anzusehen, für wenig sinnvoll. Dokumentarische Formen der Literatur entstehen nicht etwa deshalb, weil die „Erzählerperspektive“ verloren gegangen wäre, sie sind auch nicht Ausdruck von Verfall, ihre Bedeutung hängt vielmehr mit „historischen Wendepunkten“ zusammen, das Dokument erweckt Interesse „in gesellschaftlichen Krisensituationen und in Epochen welterschütternder Katastrophen“ (Sergej Drobashenko in diesem Heft).

Doch immer noch fehlt eine historische und theoretische Darstellung der Entwicklung des Dokumentarismus. Aus welchen Gründen, unter welchen Bedingungen, mit welchen Ergebnissen werden historische Tatsachen, Dokumente, Protokolle in die Literatur eingebracht? Gewiß ist es immer wieder notwendig, auch die Frage zu behandeln, ob es dokumentarische oder erfundene Geschichten sind, die eine qualitativ höhere Erkenntnis, Unterhaltung und Wirkung erzielen. Doch als Ausgangspunkt der Frage scheint uns dieses wichtige Problem der Ästhetik den Zugang zum Sachverhalt eher zu versperren als die Einsichten weiterzubringen, solange historische und soziale Bedingungen außer acht gelassen werden. Zunächst halten wir daran fest, daß die beiden Arbeitsmethoden sich ergänzen, auch das eine dem anderen nicht von vorneherein überlegen ist. Natürlich halten wir die bloße Faktographie für eine Illusion. Der Umgang mit dokumentarischem Material enthält allemal gestalterische Elemente.

Dokumentation und Fiktion stehen in einem Spannungsverhältnis. Verabsolutiert man das, kommt man dahin, daß im Namen der „Literatur der Tatsachen“ jeder Fiktion das Ende angekündigt wird, umgekehrt im Namen der freien Gestaltung in der Fiktion, unter freier Verwendung und Auslassung von Tatsachen, die Dokumentarliteratur als kunstlos, illusorisch und langweilig abgeschrieben wird.

Es gab solche Konfrontationen in den Diskussionen der 20er und 30er Jahre. Es gibt Tendenzen dazu in der Gegenwart.

Exemplarisch für die alte Fragestellung war die Diskussion in der *Linkskurve* zwischen Georg Lukács und dem Autor des Reportageromans „Denn sie wis-



sen, was sie tun. Ein deutscher Justizroman“, Ernst Ottwalt.<sup>1</sup> Neben vielen bedenkenwerten Argumenten, die Lukács in die Diskussion einbrachte, erscheint uns aber heute gerade sein Ausgangspunkt problematisch. Hier wurden Tendenzen sichtbar, die später zum Dogmatismus in Fragen des Formalismus und Naturalismus führten.

Den Nutzen aus der damaligen Debatte ziehen wir zunächst in der Weise, daß wir nicht mit einer Vorbildhaftigkeit der großen Prosa des 19. Jahrhunderts beginnen, sondern mit den heutigen gesellschaftlichen und politischen Impulsen, die es ermöglichen, die Spezifik von Dokumentation und Fiktion in einer wechselseitigen Ergänzung zu sehen.

In diesem Zusammenhang sind die Beiträge und Erfahrungen, die in der Sowjetunion vorliegen, von größtem Nutzen, weil in diesem Land von Anfang an die revolutionären Künstler dokumentarische Techniken, hochentwickelte theoretische Analysen hervorgebracht haben, in denen die vielfältigen Möglichkeiten erkennbar werden, die aus dem Spannungsverhältnis von Dokumentation und Fiktion hervorgehen. Vieles, was uns heute, nach den Erfahrungen mit dem Dokumentarismus der 60er Jahre, neu erscheint, hat es in irgendeiner Form in der sowjetischen Entwicklung schon gegeben.<sup>2</sup>

Das kann freilich nicht bedeuten, daß wir die eigenen Erfahrungen überspringen und uns nur auf dem Weg des Studiums die Lehren einer bereits vollzogenen Entwicklung aneignen. Wenn es indessen nun hier — das gilt für viele Gebiete — zu analogen bzw. verwandten Entwicklungstendenzen kommt, dann ist gerade darin ein Beleg zu sehen, daß die Entstehung des Dokumentarismus zunächst eine gesellschaftliche und politische Manifestation ist. Das stellt Klaus Konjetzky auf anschauliche Weise in diesem Heft dar, und wenn er die Schwierigkeiten beim Dokumentieren der Wahrheit beschreibt, berührt er die Grundfrage, die auch die fortgeschrittensten Dokumentaristen der sozialistischen Länder beschäftigt: Für sich selbst spricht kein Dokument — im Realismus ist die Ausschließlichkeit von Fiktion und Dokumentation aufgehoben.<sup>3</sup>

Schon an den Beispielen des Dokumentartheaters eines Peter Weiss und Heinar Kipphardt sind diese Zusammenhänge von politischer und ästhetischer Motivation erkennbar. Das gilt auch für die Reportagen von Wallraff, die Publizistik eines Bernt Engemann. Das trifft auch für die Tonbandmontagen zu, mit denen der *kürbiskern* schon ab 1965 begonnen hat, die dann später vor allem durch Erika Runge Arbeiten einem breiteren Publikum zugänglich wurden. Obwohl verhältnismäßig leicht einzusehen ist, wie unfruchtbar auch die aktuellen Varianten des scholastischen Antagonismus „hie Dokumentation — hie Fiktion“ sind, haben wir dennoch Anlaß zu fragen, wogegen sich die augen-

blicklichen kritischen Feldzüge gegen die „dokumentarische Mode“<sup>4</sup> eigentlich richten. Wenn Hans-Jürgen Heinrichs mißbilligend das „Kriterium der Sachhaltigkeit“ der Sprache als unzureichend für die Literatur erklärt,<sup>5</sup> dann steht seine Berufung auf Carnap und den — offenbar eo ipso — „radikalaufklärerischen“ Sinn sprachlicher Experimente im Kontext seiner Kritik an einer Wallraff-Reportage. Wenn Katrin Pallowski die „voces ipsissimae“ der Dokumentarliteratur als „unabgeleitete Sache an sich“ versteht, so kann das daran liegen, daß ihr theoretisches Instrumentarium die Montage *als Kunstgriff* nicht erfaßt. Wir wollen jedoch besonders auf der „Wirklichkeit des Stoffes“ bestehen.<sup>6</sup>

Für uns ist hier Dokumentation Eroberung von historischem Bewußtsein, das vom Imperialismus verhindert, verschwiegen oder gar vernichtet werden soll. Damit kann Dokumentation auch Fortschritte der demokratischen und sozialistischen Bewegung und des Sozialismus belegen. Die Dokumentation bleibt eine der wichtigsten Waffen im Arsenal der Literatur, ist aber nicht, wie Wallraff meint, die einzige Möglichkeit: „Die Wirklichkeit hat noch immer die größere und durchschlagendere Aussagekraft und Wirkungsmöglichkeit... und führt eher zu Konsequenzen als die Phantasie des Dichters.“<sup>7</sup> Wallraff benennt hier eine Phantasie, die er selbst braucht, wenn er recherchiert. Wallraff hat mit seinen eigenen Arbeiten unter anderem der Phantasie im Fiktiven auf den Sprung verholfen, die er hier theoretisch unterschätzt, worum es ihm und auch den Autoren dieser Tonbandprotokolle geht, ist der „Stoff“ — *Klassengesellschaft der BRD*. Das endliche Auftauchen der Arbeiterklasse in ihrer Literatur, die „Arbeitswelt“ zu entdecken, die gesellschaftspolitischen Horizonte der *Gruppe 61* zu erweitern, die Arbeitswelt in die unter ganz abnormen Bedingungen entstandene Literatur der BRD einzubringen — mit abnormer historischer Verspätung übrigens — bedeutete und bedeutet für diese Literatur eine wahrhaft umwälzende Tatsache. Mit der Auffindung und dokumentarischen Darstellung, ja mit dem Beweis der Existenz eines ganz ordinären, ganz alltäglichen Kapitalismus in diesem Land konnte man Mitte der 60er Jahre noch Bildungserlebnisse vermitteln, die eine bis dahin gültige Weltsicht erweiterten. Diese Dokumentationen, die Rede- und Denkweise, den Erfahrungsbereich von Mitgliedern der sagenhaften, allenfalls „exotischen“ (Walser) arbeitenden Bevölkerung zum ersten Mal nach zwölf Jahren Faschismus und nochmals zwei Jahrzehnten imperialistischer Restauration wieder auf die hiesige Literaturszene brachten, leisteten einen unschätzbaren und heute in seiner Bedeutung noch nicht ganz übersehbaren Beitrag zur weiteren Entwicklung der gesamten progressiven Literatur in der Bundesrepublik. Ohne diese Entdeckungen, ohne den Gewinn an Information über die bisher ihnen entfremdete soziale Wirk-

<sup>1</sup> In: „Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland“, Berlin/Weimar, 1967; vgl. auch G. Lukács, Erzählen oder beschreiben? in: Lukács, Essays über den Realismus, Neuwied 1971, S. 197.

<sup>2</sup> Vgl. Hans-Joachim Schlegel in diesem Heft; siehe auch Fritz Mierau, Sergej Tretjakow, „Lyrik, Dramatik, Prosa“, Frankfurt 1972 und: „Revolution und Lyrik“, Majakowskij — 80. Geburtstag, kürbiskern - tendenzen 1974.

<sup>3</sup> W. Kantorowitsch, in: Nowyi mir 12/1973, S. 240 ff.

<sup>4</sup> Katrin Pallowski, Die dokumentarische Mode, in: Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften, Stuttgart 1971.

<sup>5</sup> H.-J. Heinrichs in: Dokumentarliteratur, Edition Texte und Kritik, 1973, S. 29.

<sup>6</sup> K. Pallowski, Dokumentarliteratur, a. a. O., S. 291.

<sup>7</sup> In: Bosch/Konjetzky: Für wen schreibt der eigentlich? München 1973.



lichkeit ist heute die Entwicklung manches bekannten Autors und einer ganzen Reihe neuer Autoren gar nicht mehr zu verstehen. Dabei war die Dokumentarliteratur der 60er Jahre von allen möglichen intellektuellen Ansätzen, vom Positivismus aber am wenigsten geprägt. Erinnern wir uns: Das radikaldemokratische Engagement, der antikapitalistische Impuls brachte erst viele Autoren dazu, sich die ihnen bislang verschlossenen Gebiete der gesellschaftlichen Wirklichkeit — auch sprachlich — anzueignen. Sie nahmen es durchaus bewußt in Angriff, die Verschleierungszusammenhänge, welche die etablierten Geisteswissenschaften, die bestehenden Exerzitien der Literatur und die eingespielten Vermittlungsmechanismen immer aufs neue herstellen, zu durchbrechen. Mit dieser durchaus zielgerichteten Arbeit sind breitere literarische Prozesse in Gang gesetzt worden; in ihrer Folge ist heute eine bemerkenswerte und neue demokratische Literaturströmung entstanden, zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik.

Diese Strömung ist stark durch ihre Verankerung in der Realität, durch den lebendigen Bezug zu den dokumentierten, erfahrbaren Lebensverhältnissen der Arbeiterklasse. Sie ist stark durch die unterschiedliche literarische Aneignung der Wirklichkeit, die Offenheit für alle Schreibweisen, vom Dokumentieren des Vorhandenen bis zum fiktiven Entwerfen des Künftigen. In der Wirklichkeit verschiedener literarischer Gruppierungen, progressiver Verlagsprogramme und der Arbeit einzelner Autoren hat sich herausgestellt, daß sich diese verschiedenen Methoden nicht nur miteinander vertragen, sondern auch bereichern. Eine der großen Errungenschaften der jüngsten Entwicklung stellt die Gründung und die nun schon einige Jahre dauernde Arbeit der Werkkreise dar. Im Grunde sind sie immer mit angesprochen, wenn zum Kampf gegen die dokumentarische Methode geblasen wird. Nicht nur, weil sie das Thema „Arbeitswelt“ bearbeiten und weiterführen. Die Bedeutung der Werkkreisarbeit beruht zum großen Teil auf ihren immer erneuten Anstrengungen, Autoren aus der arbeitenden Mehrheit zum Schreiben zu bringen, ihr Schreibvermögen zu qualifizieren, um so über die Absichtserklärungen hinaus zu einem materiellen Fortschritt in der Demokratisierung der Literatur zu gelangen. Behält man diese Praxis im Auge, leuchtet unmittelbar ein, welche wichtige literarische Tat es nach wie vor ist, sich in Dokumentation und Reportage nah am Thema, nah am Gegenstand der erfahrenen Realität sprachlich zu vergewissern, die Ansätze ihrer Veränderbarkeit aufzuspüren, dabei auch dem Volk aufs Maul zu schauen und der demokratischen und sozialistischen Literatur ununterbrochen Mittel zu erwerben, durch die sie mehr an Überzeugungskraft und Einfluß auf den gewünschten Leser gewinnen kann.

Die Arbeit des Werkkreises, seine Texte und die Art seiner Textproduktion, sind darum sehr wertvoll für die gesamte fortschrittliche Literatur der BRD, als Beitrag zur immer neuen Rückbeziehung auf die Realität, als herausfordernde Auseinandersetzung mit dem aktuellen Thema, als ständige Qualifi-

zierung solcher Autoren, ohne die eine demokratische und sozialistische Literaturströmung nicht bestehen kann. Fruchtbar für das gesamte literarische Leben sind die Anstrengungen des Werkkreises, ein neues Publikum nicht bloß zu fordern, sondern auch praktisch aufzufinden und zu gewinnen.

Nur wen solche realen Probleme nicht interessieren, wer den hoffnungsvollen Zusammenhang alles Progressiven in unserer heutigen Literatur lieber ersetzt sehen möchte durch den Kampf vieler rotierender Sektierergruppen und Gruppenatome untereinander, der mag sich mit der theoretischen Isolierung und anschließenden Diffamierung der Dokumentarliteratur befassen und in ihr eine „Mitleidsdichtung“ sehen, die „im Elend nur das Elend“ zur Schau stelle. Der mag — wie etwa das maoistische Organ „Ruhrkampf“ und die „Sozialistische Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft“ — dem Werkkreis einreden, er habe heute die bewegte und durch die konkreten Bedingungen der damaligen Zeit höchst widerspruchsvolle Geschichte des Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller nochmals aufzuführen. Die weitergreifenden Bemühungen, den Werkkreis auf die Karikatur sogar einer sektiererischen Linkspartei herunterzubringen, indem man von den „zwei Klassenlinien“ im Werkkreis phantasiert, haben die großartige Verachtung der literarischen Arbeit zur Voraussetzung, die gerade das Spezifikum des Werkkreises und seinen Wert für die Arbeiterbewegung ausmacht.

Der Werkkreis widerlegt in seiner Praxis die künstliche Aufspaltung von Dokumentar- und Fiktionsliteratur. In den Textdiensten läßt sich nachlesen, wie vielfältig die Werkkreis-Autoren heute ihr Thema, ihr Milieu und — allem verödenen Theoretisieren „von links“ zum Trotz — ihren Helden gestalten. Gleiches zeigt sich in dem Erzählband „Stories für uns“.<sup>8</sup>

Wenn der Werkkreis auf seiner Tagung 1972 in Springen sich mit der traditionsbeladenen Debatte um Reportage und Gestaltung befaßt, wenn die Autoren einen Text sowohl auf seine sachliche Stichhaltigkeit prüfen und sich gleichzeitig nach den Möglichkeiten der Gestaltung von „Schönheit und Befreiung“ fragen, die Rolle der Phantasie in der eigenen literarischen Praxis erwägen,<sup>9</sup> so lassen diese neuen Fragestellungen, zusammen mit dem Fortschritt der Darstellungsweisen erwarten, daß der Werkkreis mit der allgemeinen Entwicklung der progressiven Literatur Schritt hält und wächst.

Wir können nicht übersehen, daß sich auch die herrschenden Ideologen sehr wohl der Dokumentationstechniken bedienen, ohne auf ihre Fiktionalisten zu verzichten. Die letzten Jahre haben gezeigt, daß sie der Offensive der fortschrittlichen Literatur ihre Reaktion entgegenstellen. So gibt es eine bis heute anhaltende Welle von Dokumentarspielen und -stücken, Filmen und Sachbüchern, mit denen die Herrschenden ihren Standpunkt belegen wollen.

<sup>8</sup> Alberts, Fischbach u. a. (Hrsg.), *Stories für uns*, Frankfurt 1973.

<sup>9</sup> Realistisch schreiben, Springener Protokolle und Materialien, Brkenschwick 1972.

In dem Maß jedoch, wie man mit Tatsachen Wirklichkeit manipuliert, wird die Auffassung verbreitet, daß Dokumentieren in jedem Fall Manipulieren heißt, eine Auffassung, die wir entschieden zurückweisen.

Heinz Ludwig Arnold und Stephan Reinhardt, die Herausgeber des Bandes „Dokumentarliteratur“ stellen kategorisch fest: „Jedes Geschichtsbild ist parteilich insofern, als der ideologische Standort des Interpreten dieses Bild mitprägt, und auch in jeder noch so neutral sich gebenden Dokumentenpräsentation ist Ideologie involviert.“ So weit, so gut. Wenn aber nicht gefragt wird, welchen Inhalt das Geschichtsbild hat, welchen Kriterien, welchem Menschenbild es zugeordnet ist, dann verleugnet diese Position, daß Wirklichkeit objektiven und überprüfbaren Gesetzmäßigkeiten unterliegt. Da Arnold und Reinhardt lediglich ihr Interesse an der Frage messen, „wie der Produzent sein Material arrangiert“, bleibt ihr Begriff von Parteilichkeit leer; wenn sie weiterhin behaupten, „entweder übernimmt die dokumentarische Literatur... fiktionale und also manipulative, d. h. ästhetische fixierbare, Elemente – oder aber sie verliert ihre Exemplarität“,<sup>10</sup> so wird hier Fiktion mit Manipulation gleichgesetzt, damit aus beiden – Fiktion und Dokumentation – die Realität nach Belieben verdrängt oder eingesetzt. Mit diesem Trick kann man sich der klaren Aussage entziehen, daß es um die Leugnung des Realismus geht.

Mit Ausnahme von Michael Scharang, Michael und Karin Buselmeier vertreten die Autoren dieses Sammelbandes diesen Begriff von Manipulation (das unterläuft auch Götz Dahlmüller, obwohl dem die richtige Grundtendenz in seiner Argumentation widerspricht). M. und K. Buselmeier stellen jedenfalls gleich zu Beginn ihrer Untersuchung über dokumentarische Fernsehsendungen zum Thema fest: „Das Insistieren auf einem rein *formalen* Manipulationsbegriff läuft aber auf einen alles relativierenden Skeptizismus hinaus, der schon immer der Erhaltung bestehender Gesellschaftsverhältnisse dienlich war.“ Scharang weist nach, daß auch die Dokumentationstechnik an Klasseninteressen gebunden ist.

Im übrigen ist die Gesamt Tendenz des Buches am deutlichsten in dem Beitrag von Hans-Jürgen Heinrichs zu erkennen. Heinrichs reduziert das Gestaltungsproblem auf Sprachkritik. Wenn jedoch ausschließlich die Untersuchung von Sätzen übrig bleibt, dann sind stichhaltige Aussagen über gesellschaftliche und historische Vorgänge nicht machbar. Heinrichs sieht im Sprechen lediglich einen isolierten Vorgang oder aber die Fortsetzung des herrschenden Bewußtseins in den Köpfen der Unterdrückten und damit sprachkritisch Ungebildeten. In den Grenzen seiner sprachphilosophischen Argumentation kann er Sprache nicht als Teil gesellschaftlicher Praxis, als Teil des kollektiven Kommunikations- und Erkenntnisprozesses verstehen. In der Praxis können aber auch beim besten Willen die Herrschenden die objektiv bestehenden Klassenunterschiede und

<sup>10</sup> Dokumentarliteratur, a. a. O., S. 8 und S. 12.

damit erlebte, wenngleich auch nicht bewußte, Wirklichkeit nicht entfernen, auch nicht aus den Köpfen.

Höchst widersprüchlich stellt sich der Sachverhalt bei Reinhard Baumgart dar. Baumgart verfährt zumeist nach dem Muster, eine Sache für etwas ganz anderes auszugeben, als was sie ist, um sie dann, in möglichst eleganten Wortfolgen, abzutun. So sei Erkenntnis im „bürgerlich fixierten Kunstbegriff aufgehoben“, Erkenntnis durch Literatur eine „hochherzige Illusion“, dokumentarische Literatur bedeute „festhalten am realistischen Auftrag“; da aber Tonband und Stenographie, durch „Nicht-Autoren“ gehandhabt, „die dokumentarische Literatur bald zur Selbstaufgabe nötigen“ würden, bliebe „aus der realistischen Sackgasse für die Literatur kein Ausweg mehr, nur noch der Sprung ins Freie“. Da Baumgart schon anfangs den Realismus als Spiegelbild der Wirklichkeit definiert (oder dahin bewußt hindreht?), schließt er mit der Feststellung: die dokumentarischen Beiträge der „Nicht-Autoren“ würden dazu beitragen, „dem Realismus die letzten Weidegründe kahl zu grasen“.<sup>11</sup>

Reinhard Baumgarts Weidegründe liegen jedenfalls jenseits der Anstrengungen realistischer Literatur, vor allem, wenn man die im selben Bändchen artikulierte Sehnsucht nach dem Mythos im Trivialen erfährt, auf die ihn ein Herr Fiedler aus Buffalo bringt.

Wir halten jedenfalls die „Weidegründe“, deren Entdeckung realistischen Autoren bevorsteht, für längst nicht kahlgegrast. Das wird auch nie der Fall sein.

Natürlich wird es nach wie vor den Famulus des Dr. Faustus geben, der alles getrost nach Hause nimmt, was er schwarz auf weiß besitzt. Wenn einer nur Regenwürmer findet, bedeutet das aber noch lange nicht, daß da nicht, noch tiefer, Schätze liegen. Der Autor und der Leser werden in dem Maße bereichert, wie alle Mittel des Dokumentarischen dazu genutzt werden, aus „dem finsternen Chaos der Fakten“ (Gorki) einsehbare Zusammenhänge herzustellen.

Redaktion *kürbiskern*

<sup>11</sup> Sogenannte Dokumentarliteratur, in: R. Baumgart, Die verdrängte Phantasie, Neuwied 1973, alle Zitate S. 128-129.



## Ein Amerikaner in Athen: Schwarzer November

Am Abend des 14. November 1973 – einem Mittwoch – beschloß ich, ins Kino zu gehen. Es war ein besonderer Film, der bei den Filmfestspielen in Saloniki einiges Aufsehen erregt hatte. Ich nahm den Bus Nr. 3, der vom Omonia Platz aus den Patissia Boulevard hinunterfährt. Wir fuhren am Athener Polytechnikum vorbei. Dort wimmelte es von Tausenden von Studenten, keiner älter als 25 bis 26, viele unter zwanzig. Leute dieses Alters auf einem Haufen machen meist mehr Lärm als eine Ansammlung gewöhnlicher Passanten und übertönen sogar den lauten Stoßzeitverkehr einer Großstadt.

Bus Nr. 3 bewegte sich einen Block weiter, und ich hatte gerade genug Zeit, um zu denken: Also gut, alter Knabe, nicht nur ist dir damals am 21. April 1967 die sogenannte Revolution entgangen – nein, dir ist alles entgangen, was seitdem passiert ist: das Begräbnis von Georg Papandreou am 3. November 1968 und auch die höchst interessante Zurschaustellung von Polizeibrutalität nach einer Gedenkfeier für Papandreou vor ein paar Wochen.

„Und was ist nun heute los?“ dachte ich, „diese Kinder hier, Tausende davon auf der Straße und Tausende mit ihren Transparenten, auf denen alle möglichen Parolen stehen, hängen in Trauben an den Gittern des Polytechnikums“. Da beschloß ich, aus dem Bus zu springen und für heute Kino Kino sein zu lassen.

Ich stieg also aus und ging den Patissia Bouvelard zurück zum Polytechnikum. Ich hatte seit einigen Jahren nicht mehr so viele Menschen in dieser Form zusammen gesehen, das letzte Mal beim Begräbnis von Giorgos Seferis 1970, als eine Viertel-million den größten Nationaldichter zur Ruhe geleitete.

Alles schien sehr geordnet. Es gab keine Unterbrechung, weder durch den Verkehr, noch durch die Polizei. Wiederholt wurden von der Balustrade Parolen laut, etwa: PAPADOPOULOS, VERSCHWINDE! AMERIKANER, VERSCHWINDET! und anderes mehr.

Neben mir schrieb ein junger Mann eifrig und schnell in einen Block. Ich schaute ihm über die Schulter und sah, daß er mit ungeheurer Geschwindigkeit Parolen kritzelte. Mir fiel auf, daß ich direkt zwischen ihm und den langsam vorbeifahrenden Bussen der Nr. 3 stand. Da riß ich ein Bündel Blätter ab und stopfte sie in die offenen Busfenster. Als der Block zuende war, verlor ich den Jungen aus den Augen. Ich wollte auch einen Block kaufen, ging zum nächsten Kiosk und fragte danach. „Ich habe keinen Block, nur einen kleinen Spiralblock“, sagte der Mann. „Den geben Sie mir“, sagte ich. „7 1/2 Drachmen“, sagte er. „O.K.“. Also lief ich zurück, um selbst Parolen zu schreiben. Ein Junge – nicht älter als mein Sohn, etwa 15 Jahre – schaute mir zu. „Was schreibst du da für Zahlen?“ fragte er. „Also hier – 114“, sagte ich, „das ist zufällig die Nummer des letzten Abschnitts der Verfassung von 1952, also der letzten demokratischen und parlamentarischen Verfassung, die von den Militärs 1968 durch eine äußerst seltsame und dubiose Verfassung ersetzt wurde. Dieser Artikel 114 lautet: Die Erhaltung der Verfassungsordnung von 1952 wird dem Patriotismus der Griechen anheimgestellt. Mit anderen Worten: Die Entscheidungsgewalt und Macht liegt in den Händen des Volkes.“

Ich erklärte weiter: „Das ist kein harmloser Lehrsatz, noch ist es im entferntesten dogmatisch gemeint. Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika zum Beispiel beginnt mit den Worten: ‚Wir, das Volk...‘. Der Junge war verblüfft. „Stimmt das wirklich?“, sagte er.

Ich kritzelte weiter: NIEDER MIT DER JUNTA – NIEDER MIT PAPADOPOULOS – TOD DEM TYRANNEN – BROT, ERZIEHUNG UND FREIHEIT. Eilig riß ich Blatt um Blatt ab, um sie in die Busfenster zu stopfen. Der Junge wollte noch mehr wissen. „Was bedeutet Thailand?“ Ich erklärte: „Thailand ist eine asiatische Nation. Dort gab es eine Studentenrevolte – so ähnlich wie hier. Dort aber konnte man die Militärregierung stürzen.“ „Oh“, sagte er mit gewissem Interesse, aber weiter ging unser Gespräch nicht. Beide waren wir allzu beschäftigt. Ich haute meine Parolen runter, und er riß sie mir aus der Hand und warf sie in die offenen Autobusfenster. Bald war mein ziemlich dicker Block zuende, gefüllt mit Schlagworten, die man mir von links und rechts ins Ohr brüllte. Der Junge, jetzt mein Gehilfe, reichte mir plötzlich eine 10-Drachmen-Münze und sagte: „Bitte geh und kaufe den nächsten Block“, aber ich sagte: „Nee, das ist dein Geld. Kauf selber einen Block, er kostet 7 1/2 Drachmen.“ Das tat er denn auch und ich schrieb weiter wie verrückt Parolen: AMERIKANER RAUS – PAPADOPOULOS RAUS! – SECHS JAHRE REICHEN UNS, BLOSS NICHT NOCH EIN SIEBTES!

Um mich herum konnte ich die steigende Erregung der tausendköpfigen Menge spüren. Ein Junge neben mir gab mir einen heftigen Stoß in den Rücken. Er sprang unentwegt auf und nieder, und sein Gesicht troff von Schweiß.

Ich muß noch einmal wiederholen: die Polizei griff nicht ein, sie verhielt sich klug in dieser Nacht – trotzdem konnte ich mich der heftigen Erregung nicht entziehen, und Angst durchfuhr mich plötzlich wie ein elektrischer Strom. Ich mußte an ein Bibelwort denken, als ich die Jungen schreien hörte: „Heute nacht ist es mit dem Faschismus aus – Heute nacht sind wir das neue Thailand!“ Wie heißt es in der Heiligen Schrift: „Breit ist der Pfad, der zum Untergange führt.“

Nichtsdestotrotz fuhr ich fort, Parolen zu schreiben, und der Kleine neben mir stopfte sie in die Busse, auch in Personenwagen, wenn sich's machen ließ.

Plötzlich klopfte mir jemand auf die Schulter, und ein Junge wisperte: „Paß auf, sie haben dich bemerkt, zwei Mädchen haben sie schon geschnappt.“

Da kam der Punkt, an dem ich mir sagte: „So, das läuft jetzt an die zwei Stunden, ich hab' mein Schärflein beige-steuert – klein, aber immerhin etwas. Verdammst noch mal, ich will wirklich diesen Film sehen.“ Ich gab den Rest des zweiten Blocks an meinen Helfer weiter und sagte: „Schreib allein weiter – und noch viel Glück!“ Weg war ich, auf dem Weg ins Kino.

Ich war ganz wild darauf zu erfahren, wie alles weiterlief, und so beschloß ich am nächsten Morgen, zum Polytechnikum zu fahren, um nachzusehen, was dort los war. Da war einiges los!

Obwohl die Anzahl der Menschen im Vergleich zum Vortag noch gestiegen war, lief der Verkehr auf der Straße immer noch. Ich hatte mir ein Brot als Proviant gekauft und sprang an der Haltestelle des Polytechnikums aus dem Bus. Zum Polytechnikum selbst kam man nicht durch. Die Polizei hatte alle umliegenden Straßen gesperrt und wies jedermann zurück – recht höflich sogar. Natürlich wimmelten Demonstranten auf dem Gehsteig vor dem Polytechnikum. Hunderte von Studenten klammerten sich an die Gitter des Polytechnikums und sangen rhythmisch ihre Parolen – immer neue. WIR SIND HUNGRIG, HEUTE NACHT FRESSEN WIR SIE AUF – LEUTE, IHR HABT HUNGER, WARUM BEDANKT IHR EUCH NICHT BEI DENEN? – LEUTE, TUT DOCH WAS, SIE FRESSEN EUER BROT – NIEDER MIT PAPADOPOULOS, UNS REGIERT EIN IRRER! – Dann gab es andere wie: GRIECHENLAND FÜR DIE GEMARTETEN GRIECHEN – GRIECHENLAND FÜR DIE EINGESPERRTEN GRIECHEN. Damit parodierte man das fade Junta-Motto: GRIECHENLAND FÜR DIE CHRISTEN GRIECHENLANDS.



Vor dem Nationalmuseum versammelte sich eine 5000köpfige Menge. Hauptsächlich junge Leute, aber auch viele im mittleren Alter und Angehörige der Mittelschicht.

Das Nationalmuseum ist ein deprimierendes Gebäude, einen Block vom Polytechnikum entfernt. Auf dem großen Platz, der von zwei gekrümmten Straßen flankiert und durch zwei Grünflächen von diesen getrennt ist, parken sonst die berühmten Pullman-Busse, aus denen täglich Tausende von Touristen quellen. Für sie ist auch der halbe Platz mit Tischen und Stühlen vollgestellt. Die Demonstration hatte sich inzwischen dorthin gewälzt, und der riesige Platz hallte von rhythmischen Parolen wider. Parolen, auf Millionen von Zetteln gekritzelt, Zettel aller Größen bedeckten bereits die Straßen der Innenstadt.

Um 11 Uhr traten fünf Polizisten auf den Plan — wir 5000 wichen zurück. „Nur fünf Männlein“, seufzte jemand hinter mir — ja, nur fünf Polizisten waren nötig, uns alle in die Flucht zu schlagen.

Ich traf Freunde dort, einen jungen Mann, seine Schwester und drei ihrer Klassenkameradinnen — alles Studenten der Universität. Als sie mich sahen, riefen sie: „Oh, du hast ein Brot — die im Polytechnikum drinnen haben Hunger. Wir bringen es ihnen!“

Es war uns klar, daß ein Brotlaib nicht wunderbarerweise die 5000 Verbarrikadierten füttern könne; deshalb fuhren wir zu einer Bäckerei am Canning Platz — genannt nach George Canning, welcher zur Zeit der griechischen Unabhängigkeitskriege englischer Premierminister war. — Ein Junge sprang aus dem Auto und kam mit acht riesigen Brotlaiben wieder. Wir fuhren die Stournara Straße hinunter und bogen ganz langsam in den Patissia Boulevard ab — zu diesem Zeitpunkt war das noch immer möglich.

Anstatt nun unseren Plastikbrotsack den Demonstranten vor dem Polytechnikum zuzuwerfen und die Verteilung ihnen zu überlassen, wollte ich in meiner demokratischen Art die Brote eigenhändig an verschiedene Gruppen verteilen und den Dank eines jeden einheimsen.

Sei dem wie es wolle, jedenfalls schrie unser Fahrer plötzlich: „Verdammt, wir hätten schneller fahren sollen, jetzt haben sie Zeit gehabt, um Papas Nummernschild zu notieren!“ Damit hatte ich erstmal für Donnerstagmorgen genug und ging nachhause. Um 8 Uhr abends war ich wieder vor dem Polytechnikum. Die Menge war noch größer und die Spannung gestiegen. In dieser elektrisch aufgeladenen Atmosphäre wurde man zum Bruder all dieser unbekannten Menschen.

Diesmal blieb ich zwei Stunden dort. In diesen zwei Stunden geschah nichts Einschneidendes. Ab und zu schrie jemand: „Hinsetzen, hinsetzen!“ — und dann setzten sich alle nieder — warum man das tat, verstand ich nicht, ich war noch nie auf einer Demonstration gewesen. Der rhythmische Singsang wurde fortgesetzt — ohne Unterbrechung.

An den Gittern des Polytechnikums gab es mehr Transparente als am Vortag. Immer wieder begannen Gruppen die Nationalhymne zu singen, Solomos Hymne an die Freiheit, das Lied über die weißen Berge in West-Kreta — man könnte dieses Lied beinahe als Kretische Nationalhymne bezeichnen.

„Wann kommen wieder die sternklaren Nächte, in denen ich mein Gewehr schultern werde...“

Es war leicht, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen, denn man stand oder hockte ja zusammen Arm in Arm mit den Nachbarn. Hemmungen gab es nicht. Die Leute waren sehr höflich, und wenn einer jemanden anstieß, sagte er: „Bitte um Verzeihung.“ So was hört man sonst nie in einer griechischen Menge, meist sind die Leute zu sehr damit beschäftigt, sich durchzuzwängen und haben gar keine Zeit, sich zu entschuldigen. Ich sagte zu einem neuen Freund neben mir: „Was mich wirklich beunruhigt, ist der

Gedanke, wieviel Polizeispitzel unter uns sein mögen.“ „Wenn ich einen einzigen sehe, schwör' ich, ich bring' ihn um!“, sagte der Junge.

Ich habe ihn nie mehr gesehen. Diese Freundschaften lösten sich so schnell wie sie geschlossen wurden — andere Freunde tauchten auf, oder man wurde von Ereignissen abgelenkt. Jemand befestigte einen Lautsprecher am Eingangstor des Polytechnikums. Ein „Pst — still“ lief durch die Menge. Wir hörten die Nachrichten aus Saloniki und Patras. Die beiden Universitäten dort hatten geschlossen und demonstrierten solidarisch mit den Kommilitonen in Athen.

Man spürte stündlich mehr, wie das Gefühl der Verbundenheit und Einigkeit in der Masse zunahm. Was machte es schon, daß niemand wußte, wer neben ihm stand?

Ein Mann in der Menge wurde ohnmächtig, und die Menschen um ihn herum flüsterten eilig: „Zurück, zurück — macht einen Kreis, gebt dem Mann ein wenig Luft zum Atmen“. Im Handumdrehen bildete sich eine „kahle Stelle“ inmitten der eng zusammengedrängten Menschen. Der Mann lag auf dem Rücken, und jemand fächelte ihm mit einer Zeitung Luft zu. Als man ihn wegtrug, riefen einige: „Du bist ein Held!“ — Naiv? — Na, und wenn schon — warum nicht.

Inzwischen waren schon wieder zwei Stunden vergangen, und wieder gab es einen Film, den ich sehen wollte. Manchmal ist es schwierig, Dinge, die man tut, zu motivieren.

Dieser Dokumentarfilm über das Leben von Eleftherios Venizelos schien mir plötzlich ungemein wichtig, und so machte ich mich auf die Socken. Es war ungefähr 10 Uhr, und der Film war nicht gerade aufregend. Ich möchte sogar sagen, er war ziemlich mittelmäßig, vielleicht wäre ich besser in der Menschenmasse eingeklemmt geblieben — so sah ich ein Stück Wochenschau mit einem kurzen Blick in das brutale Gesicht des Generals Odysseus Anghelis, Papadopoulos' Vizepräsident, früherer Oberbefehlshaber des griechischen Militärs, der den Ruf genießt, noch weit mehr der Mann des Pentagons zu sein als Papadopoulos selbst. Als seine Visage erschien, buhte das ganze Theater.

Um Mitternacht verließ ich das Kino und wanderte zurück zum Patissia Boulevard. Dort herrschte noch dasselbe Geschrei wie vorher. Jemand drückte mir einen großen Stoß Papier mit Parolen in die Hand und sagte: „Nimm die und verteil' sie.“ Und das tat ich. Ich dachte bei mir: Das ist ja alles schön und gut, aber wir erreichen damit nur die Gegend um das Polytechnikum, das kommerzielle Zentrum der Stadt. Aber was ist mit den Teilen Athens, die etwas weiter abliegen? Was ist mit den Vorstädten und Nachbargemeinden, die den Schrei überhaupt nicht gehört haben? Es wäre gut, ein paar Blätter dort zu verteilen, wo die Leute die Demonstration nur vom Hörensagen kennen.

So kam es also, daß ich die Blätter nicht verteilte, sondern sie auf dem Weg zu meinem eigenen eleganten Wohnviertel schnell und geschickt an die Windschutzscheibe von etwa 30 parkenden Autos klemmte.

Nun kommen wir zu dem Tag, den die jungen Leute von Athen schon jetzt Karfreitag nennen — den 16. November 1973.

Um 10 Uhr erreichte ich das Polytechnikum und blieb bis 5 Uhr nachmittags dort. Die ganze Zeit über hatte ich das Gefühl einer steigenden, anwachsenden, anschwellenden Euphorie, die grenzenlos zu sein schien.

Mir aber machte sie angst. Arme legten sich um meine Schultern, um mich waren unbekannte, aber eigentlich unvergeßliche Freunde. Für mich war das ganz eigenartig, ich hatte immer nur an intime, private und völlig persönliche Beziehungen geglaubt und alle Kontakte, die mir vorübergehend oder allgemein schienen, abgelehnt. Nun hatte ich Empfindungen der Freundschaft, die ich nicht mehr missen wollte. Es war etwas, ein Überschwang, der in einem selbst heranwuchs — man konnte ihn beinahe



körperlich spüren. Er schäumte in den Straßen und brandete gegen die Häuser. Es war ein Gefühl, dessen Wachsen ich verfolgt hatte von Mittwoch auf Donnerstag, von Donnerstag bis Freitag. Ein überschwenglicher Ausbruch der Freude, wie ich ihn in Griechenland seit der Zeit vor 1967 nicht mehr erlebt hatte. Aber etwas daran machte mir angst, obwohl ich selber mittendrin steckte und vor Erregung bebte.

Vor mir tauchte plötzlich eine Bekannte auf. Sie war am Abend vorher auf einer eleganten Gesellschaft in Kolonaki gewesen. Ein bekannter griechischer Dichter hatte dort seine Eindrücke von der Demonstration geschildert. Er erging sich in blumigen Reden: „...kleine Engel, wie in byzantinischen Ikonen.“ Wenn man sich überlegt, was später geschah, scheint einem diese Formulierung nicht ohne Komik. Da gab's keine Engel und keine Ikonen — nur Menschen — einfach nur Menschen — aber sehr, sehr lebendige Menschen.

Meine Bekannte und ich zogen los, um irgendwo in der Nähe einen Happen zu essen. Wir sahen etwas Seltsames und mir am Anfang Unerklärliches. Menschen standen auf den steinernen Pfeilern am Eingangstor des Polytechnikums. Sie trugen riesige glitzernde Metallfolien. Diese Reflektoren wurden bewegt, so daß blendende Blitze beständig über die Fassaden der gegenüberliegenden Häuser zuckten. Ich dachte zuerst, es wäre eine Art Morse-Code. Später erfuhr ich die eigentliche Absicht: sie versuchten mit diesen Spiegelungen die vielen Kameraaugen der gegenüberliegenden Häuser zu blenden — es war ein Versuch, die spätere Identifikation von Personen nach unzähligen Photographien zu verhindern. Jemand bemerkte einen bekannten Regisseur, der sich über seinen Balkon beugte, und brüllte triumphierend seinen Namen. Dieser Mann ist jung und beliebt, einer der besten Regisseure Griechenlands überhaupt — auch er photographierte, aber für den Eigengebrauch, und ihm zuliebe wurden die Metallfolien kurz stillgehalten.

Um die Mittagszeit gab es keine Busse mehr — auch keinen Verkehr und, immer noch, keine Polizei.

Aus heiterem Himmel lief plötzlich ein junger Mann durch die Menge, mühe-los, wie es schien. Der Junge war von der ESA, der griechischen Militärpolizei. Die ESA ist der Teil der Armee, der sich in den letzten Jahren am meisten hervorgetan hat. Auf die Kappe dieser Leute gehen die schlimmsten Folterungen, all die Grausamkeiten, die an Studenten und politischen Gefangenen verübt wurden, angefangen von der tapferen Lady Fleming die gesellschaftliche Skala hinab bis zum letzten unbekannten Opfer.

Als nun der junge Militärpolizist durch die Menge marschierte, machten ihm die Leute Platz. Niemand traf Anstalten, ihn aufzuhalten. Natürlich wurde gemurmelt und hier und da gebuht — aber da drehte er sich um und sagte: „Meine Schuld ist es nicht, daß ich Dienst habe — ich tu hier nur meine militärische Pflicht.“ — Was taten die Leute? Sie klatschten ihm Beifall. Daran sieht man, wie leicht man die Griechen für sich gewinnen kann. Und das ist, wie mir scheint, ein fataler Charakterzug.

Er aber bahnte sich nur einen Weg durch die Menge. Es war eine riesige Menge. Da gab es ungezählte Gruppen von Bauarbeitern, Bauern, Schauspielern, einige trugen Fahnen mit ihren Berufsbezeichnungen. Jede einzelne wurde bejubelt; kein einziger Berufsstand des griechischen Volkes schien bei der Demonstration zu fehlen. Mitten unter ihnen fuhr ein Traktor aus Megara. Dort hatte man jüngst 9000 Olivenbäume niedergepflügt — allerdings waren das die Traktoren von Herrn Stratis Andreades, Chef der Commercial Bank, gewesen. Dieser Herr ist einer der einflußreichsten Gönner der Junta und der zukünftige Erbauer und Besitzer einer riesigen Ölraffinerie im Gebiet Megara.

Um 5 Uhr — total erschöpft — legte ich mich ein wenig hin, aber schon um 7 Uhr war ich wieder auf den Beinen. Auf dem Heimweg hatte mir ein Student vom Gitter herab einen Zettel zugeworfen. Er enthielt eine Liste von Operationsinstrumenten.

Als ich mit der Liste bei einem Arzt anlangte, sagte mir dieser: „Der Kampf hat begonnen, die Polizei benutzt Tränengas.“ Es war 8 Uhr.

Tränengas hatte ich noch nie gerochen. Ich lief so schnell wie möglich (es fuhren keine Busse mehr) die Solonos Straße hinunter auf den Canning Platz zu.

Man kann sagen, es gab mehr Leute, die mir entgegenliefen, als umgekehrt. Ich sah tränenüberströmte Gesichter und feuerrote Augen. Menschen, die — das Taschentuch vor den Mund gepreßt — hustend dahinhasteten. Ich hielt einen Jungen auf und fragte ihn, wann's mit dem Tränengas losgegangen sei. „Sie — tun's — schon — die — ganze — Zeit“, röchelte er.

Mir schien es nun Zeit, mein Taschentuch zu befeuchten. In einem Café gab man mir ein Glas Wasser.

Ich erreichte die Stournara Straße, die neben dem Polytechnikum vorbeiführt. Hunderte von Studenten hingen an den Gittern des Seitentores. Ich fragte: „Was braucht ihr?“ „Ärzte“, war die Antwort. — Also rannte ich zurück zum Exarheia Platz, um ein Telefon zu suchen. Hinter mir rannte noch jemand. Wir fanden ein Telefon — ein modernes, das mit einer Drachmenmünze bedient wird. Wir telefonierten und telefonierten, bis wir keine Münzen mehr hatten. In der Bar nebenan telefonierten wir weiter — das dauerte ziemlich lange. Der Barkeeper wurde böse. Und als wir gerade fertig waren, kam schon der nächste gerannt, um ähnliche Telefonate zu führen. Der Barkeeper verlor die Nerven und befahl dem Mann, sofort aufzuhören. „Polizei-spitzel!“, rief der Mann. Es gab eine Schlägerei. „Was — ich ein Polizeispitzel?“, schrie der Barkeeper. Ich für meinen Teil rannte zurück in die Stournara Straße — mit der frohen Botschaft, daß wenigstens ein Arzt meines Bekanntenkreises schon unterwegs wäre.

Aber was wußte ich schon von dem Drama, das sich abspielte! Zwei mir bekannte Ärzte versuchten von 9.00 bis 11.00 abends durch die Tore des Polytechnikums zu kommen — es waren die Studenten selbst, die sie nicht einließen. „Ärzte“ waren nämlich schon hineingekommen — Männer mit weißen Kitteln über der Uniform, das Maschinengewehr unter dem Arm verborgen. Man hatte ihnen geglaubt und erwartete ärztliche Hilfe. Sie aber hatten zu morden begonnen. Doch all das war nur der Anfang.

Ich lief zurück zur Stournara Straße, um nochmals zu telefonieren, und jemand klopfte mir im Dunkeln auf die Schulter. Drei meiner engsten Freunde standen plötzlich vor mir und sagten: „Komm mit nachhause. Unsere Schwester kauft Lebensmittel, um sie hierherzubringen. Wir haben ein Auto.“ Wir rannten durch die dunkle Stournara Straße; unsere Augen tränten, und wir gewahrten eine Gruppe junger Demonstranten, die versuchten, mit Holz und Gerümpel eine Straßenbarrikade zu errichten.

Von der Wohnung der Schwester kehrten wir mit einigen großen Plastiktüten voller Konservendosen zurück. Ich erklärte meinen Freunden, wie sie die Vorräte durch ein kleines Fenster an der Ecke Patissia/Stournarastraße reichen könnten. Durch dieses Fensterchen war den ganzen Tag hindurch schon das dringendst Benötigte geschafft worden. Bei dieser Gelegenheit müssen wir uns verloren haben — plötzlich war ich wieder allein in der Dunkelheit.

Von den Gittern an der Straße tönte derselbe rhythmische Singsang — dieselbe Spannung lag noch in der Luft, obwohl die Menschenmenge sich schon ziemlich verringert hatte. Über dem Tor hing ein Transparent: WENN DAS VOLK KEINE ANGST ZEIGT, WIRD DER TYRANN ÄNGSTLICH.

Ich weiß nicht, was mich dazu brachte, die Straße zu überqueren — es zog mich förmlich hinüber an die Ecke von Averoff und Patissia.

12 oder 15 junge Männer standen an die Wand gedrückt; alle paar Sekunden pfften Kugeln einen halben Meter vor uns ins Pflaster. Einer rief: „Sie schießen von da oben



auf uns!“ Und wirklich kamen die Schüsse aus dem vierten Stock des Akropolis Palace Hotels jenseits der engen Straße. Durch lautes Geschrei versuchten wir, die Leute auf der gegenüberliegenden Straßenseite zu warnen. „Kommt nicht her — lauft nicht in die Schußlinie!“ Wir waren sicher. Wir standen um die Ecke von Averoff und Patissia, und von dort rührten wir uns auch nicht weg. Aber dann glaubten ein paar aufgeregte junge Männer doch, über die Straße rennen und sich in Sicherheit bringen zu können. Fünf versuchten es — keiner erreichte sein Ziel. Einer wurde sofort ins Auge geschossen, drei seiner Kameraden packten ihn und schleppten ihn zu einem Krankenwagen, der eben die Tore des Polytechnikums erreichte. Der nächste wurde nach drei Schritten in den Magen geschossen; später erfuhr ich, daß er kurz darauf starb. Der nächste erhielt einen Schuß durchs Handgelenk; trotzdem versuchte es noch einer, obwohl wir ihn zurückzuhalten versuchten. Ihn schossen sie durch die Kehle — sein Tod wurde eine Stunde später durch das Radio des Polytechnikums bekanntgegeben.

Der Gehsteig war blutbesudelt. Wir waren jetzt nur noch drei. Einer versuchte einen Schritt auf die Straße hinaus zu tun: die Kugel traf ihn am Knöchel — er fiel zu Boden. Der andere Junge und ich zerrten ihn in Deckung. Wir trugen ihn ungeschickt und auf dem blutbespritzten Pflaster rutschend zum Krankenwagen. Dort hatte er fast keinen Platz mehr — wie die Sardinen waren die Verwundeten im Inneren des Wagens zusammengepreßt. Ich warf einen kurzen Blick auf Bandagen, Blut, sich krümmende Leiber und weißbeschrützte Schwestern (angebliche Schwestern), die versuchten, alle Verletzten unterzubringen. Zu diesem Zeitpunkt kam es mir nicht in den Sinn, wer sich hier als Arztpersonal verkleidet hatte, ich wußte nicht, daß die weißen Mäntel Uniformen verbargen und daß diese verwundeten und sterbenden Menschen nicht zur Ersten Hilfe, sondern in die Folterkammern der Militärpolizei gefahren werden sollten.

Für mich gab's nur eins — ich mußte die Auslandspresse informieren — aber wen? Und wo fand ich ein Telefon? Nirgends war Licht. Endlich fand ich auf der anderen Seite des Polytechnikums im zweiten Wohnblock der Stournara Straße ein erleuchtetes Fenster. Ich klopfte: ein alter Mann öffnete die Tür einen Spalt und äugte mißtrauisch heraus. — Ob ich telefonieren könne? „Nein — aber geben Sie mir die Nummern, und ich rufe für Sie an.“ Ich gab, um ihn zu beeindrucken, Namen und Nummern dreier wichtiger Athener Persönlichkeiten an. Das wirkte. „Ah, den Herrn Soundso und den Herrn Soundso? Ja, das geht in Ordnung.“ Und er schloß die Türe. Die Anrufe erledigte er alle.

Ein Stockwerk tiefer klingelte ich an einer anderen Tür, man öffnete, ich bat, telefonieren zu dürfen, man ließ mich ein.

Ich rief einen Freund an und erzählte ihm von den Vorkommnissen an der Averoff-Straßenecke. Er sagte: „Ich gebe dir die Nummer eines Landsmannes!“ Mit dem telefonierte ich etwa zwanzig Minuten.

Ich lief wieder auf die Straße hinunter. Weit ging ich nicht — ich kam bis zur Ecke Stournara Straße/Patissia Boulevard. Man konnte um die Ecke auf den Omoniaplatz sehen. In der Mitte der Straße war ein Bus als Barrikade geparkt.

Zehn bis fünfzehn junge Demonstranten drückten sich an die Häuserwände der Ecke Stournara Straße. Plötzlich rief einer: „Panzer kommen!“, und wirklich — man konnte die riesigen Scheinwerfer wie eine Aurora Borealis mit ihren Lichtfingern langsam über die Häuserfronten tasten sehen. Ein paar Minuten vergingen, dann wurde der Bus hochgehoben wie ein leerer Karton — wir rannten vor und versuchten wie irr-sinnig, einen anderen Bus, der direkt vor uns geparkt war und nur halb auf der Straße stand, in die Mitte der Fahrbahn zu schieben — aber so viel wir uns auch bemühten: er bewegte sich keinen Millimeter. Die ganze Zeit über konnte man das Megaphon aus dem Polytechnikum hören: „Panzer kommen, aber wir sind alle eines Blutes, und

die Armee wird nicht auf uns feuern, wir sind Brüder. Sie werden verstehen, warum wir hier sind, wir kämpfen auch für ihre Freiheit, für die Freiheit Griechenlands.“ Zur gleichen Zeit riefen auch die Jungen um mich herum: „Ja, sie sind unsere Brüder, sie sind Kinder unseres Volkes, sie werden niemals auf uns schießen!“ Sie alle waren voller Zuversicht, und einer sagte sogar: „Wir werden sie auf unsere Seite ziehen für Wahrheit und Gerechtigkeit!“

Da verlor ich die Nerven. Ich brüllte: „Das, das sind eben nicht eure Brüder, laßt euch doch nicht täuschen! Sie sind die letzten sechs Jahre abgerichtet worden zu töten — Menschen zu töten. Sie haben kein Mitleid, kennen keine Gnade: Wahrheit und Gerechtigkeit interessieren sie einen Scheißdreck — ihr müßt wegrennen — sofort!“ Aber mein Reden nützte nichts. Sie blieben und ich auch. Ich blieb, weil ich auf eine kopflose Art neugierig war — ich wollte sehen, was die Panzer tun würden, wenn sie das Polytechnikum erreichten. Immer noch hörte man die Stimme aus dem Polytechnikum, durch den Lärm der Panzer hindurch: „Freunde, Kollegen, verlaßt uns jetzt nicht!“

Etwa acht Tanks fuhren an uns vorbei — kleine, vom Typ M 40. Der Soldat im letzten Tank winkte uns zu. Und im selben Moment brach um die Ecke eine riesige Welle von Marinesoldaten über uns herein — sie trugen Helme und erhobene Schlagstöcke.

Panik ergriff unsere kleine Schar.

Heute glaube ich, es wäre klüger gewesen wegzurennen, einfach zu rennen, wenigstens einer von uns wäre dann entkommen. So aber hasteten wir völlig kopflos zum ersten Hauseingang, der sich uns bot. Wir saßen in der Falle, eingeklemmt zwischen Treppen und Lift, auf einem Raum von vier Quadratmetern, und schon waren die Soldaten über uns.

Sie stießen uns auf den Boden. Ich hatte gerade noch Zeit, meine Brille abzunehmen. Die gelben Schlagstöcke fuhren wie grelle Blitze auf uns nieder — das Geräusch krachender Schädel, splitternder Knochen und aufplatzenden Fleisches. Als ich zu Boden fiel, hatte ich versucht, mit der Linken meinen Kopf zu schützen, aber der erste Schlag brach meine Hand — ich versuchte, den rechten Arm über mein Gesicht zu halten, aber er wurde mir mit übermenschlicher Gewalt auf den Rücken gedreht; danach prasselten die Hiebe auf mich nieder. Trotz des Schmerzes schoß ein Anflug von Erstaunen durch mein Hirn — wie hart mußte mein Schädel sein, um unter diesen krachenden Schlägen nicht zu bersten wie eine Eierschale! Seltsamerweise erlebte ich diesen Augenblick mit geringerem Entsetzen, als ich vermutet hätte — schlimmer war es, so entsinne ich mich, als Bub die beißenden, demütigenden Stockschläge des Prä-fekten in der englischen Stowe-School hinzunehmen.

Mein Dickschädel brach nicht; er trug nur eine Platzwunde von 6 cm Länge davon. Ebenso plötzlich, wie er begonnen hatte, war der Spuk vorbei — die Soldaten waren verschwunden, von meinen Leidensgefährten war nicht einer mehr zu sehen. Ich fand mich auf der Stournara Straße wieder, und jemand sagte: „Dein Kopf blutet.“ Ich fühlte Blut mit meinen Fingern — aber keinen Schmerz.

Ich schleppte mich die Stournara Straße hinauf und bog in die Canningstraße ab — ich winkte einem langsam vorbeifahrenden Taxi und rief: „Können Sie mich mitnehmen?“

„Auf den Vordersitz bitte“, sagte der Fahrer. Also stieg ich ein.

Drei weitere Männer saßen hinten. Das Taxi fuhr Richtung Exarheia Platz und wurde immer langsamer. In der rechten Ecke des Platzes entdeckte ich ungefähr 50 schwarz-uniformierte Offiziere der Athener Stadtpolizei. Mein Taxifahrer war auf seiten der Junta — sonst hätte er jetzt Gas gegeben. So aber hielt er direkt vor den Polizisten. Ein Offizier riß die Tür auf und zerrte mich am rechten Arm heraus (das Taxi fuhr



eilig weiter). „Wo kommst du her?“ brüllte er mich an. Nun hatte ich zum erstenmal richtig Angst — ich wußte keine Antwort, viel Zeit zum Reden blieb mir auch nicht, denn schon durchsuchte er meine Taschen und zog heraus, was er fand. Als erstes kam meine alte Lederbrieftasche zum Vorschein mit 1140 Drachmen (etwa 100 DM), dann aber ein Zettel mit Parolen aus meiner rechten Tasche — einer von den Millionen vonzetteln, die seit drei Tagen überall im Zentrum Athens herumlagen. Es war nicht einmal einer, den ich selbst geschrieben hatte. Es war ein steifes Blatt, das ich aufgehoben hatte, um meine Eindrücke zu notieren — mit anderen Worten: Literatur sollte darauf geschrieben werden. Es stand aber schon was drauf: DER IRRSINNIGE REGIERT UNS.

Sie begannen nun, mich herumzustoßen und dann zu schlagen — zwei Kerle hielten meine Arme, während ein Dritter mir ins Gesicht schlug. Sie waren alle schon über 40, viele über 50 Jahre alt, und sie mußten bittere Erinnerungen an den Bürgerkrieg vor 25 Jahren haben.

Sie boxten mich ins Gesicht und in die Kiefer, traten mich in die Geschlechtsteile und ins Gesicht. Warfen mich zu Boden und traten mit Stiefeln auf meinen Kopf. Hoben mich dann auf und stießen mich wie einen Fußball von Gruppe zu Gruppe — dazu entleerten sie über mir ihr begrenztes Vokabular: „Dreckiges Arschloch, Bauer, Arschloch, Arschloch, Arschloch, Arschloch!“

Alles, was da geschah, schien mir völlig unwirklich und ohne Schmerz. Empfindet das Fleisch eines gemetzerten Tieres Schmerz unter dem Beil beim Schlachten — oder tut's einem Schnitzel weh, weichgeklopft zu werden? Gefühle? Wer weiß? Gefühle schließen aber doch Bewußtsein und Schmerz ein. Dies alles geschah jenseits meiner momentanen Auffassungsgabe. Fleisch wurde mit Metzgerwerkzeug weichgeklopft, der Hackblock mit seiner diagonalen Rillung zitterte unter den Schlägen — Molekulateile in Aufruhr — das ja. Daneben eine Fülle von Empfindungen anderer Natur, subtilere Empfindungen als der Tritt in die Zähne oder Zähne, die auf dem Pflaster aufschlagen, oder der Speichelregen, aus dem Munde eines Polizisten ins Gesicht — oder wieder ein Stiefel, der einem in die Eier tritt.

Es gibt Augenblicke von so starker Erregung, in denen man nicht in der Lage ist, Schmerz zu empfinden — ja nicht einmal Entsetzen. — Es war ein Ablauf von Szenen mit einem Anfang, einer Mitte und, wie ich wohl wußte, einem Ende.

Da gibt's auch nicht den Triumph für mich, jemanden zurückgeschlagen zu haben — besser für mich. Ich tat es nicht. Alles, was mir blieb, war, zwischen den Schlägen zu keuchen: „Was hab' ich euch denn getan? — Sagt, was tut ihr mir an?“

Später fragten mich viele Freunde: „Warum hast du nicht gesagt, daß du Ausländer bist — warum hast du nicht geschrien, daß du Amerikaner bist?“ Mir kam es keine Sekunde in den Sinn, meine Unantastbarkeit als Ausländer in Anspruch zu nehmen. Wenn du bei einer Sache mitmachst — gehörst du dazu. Mehr gibt's da nicht zu erklären. Was heißt eigentlich „Amerikaner“? Ich weiß es wirklich nicht, interessiert mich auch nicht — aber was „Griechen“ heißt, das weiß ich genau.

Irgendwann ließen sie von mir ab. Sie warfen mich auf die Straße und brüllten mir nach: „Hau ab, du dreckiges Arschloch!“

Ich antwortete mit bestechender Einfalt: „Nichts lieber als das“, im selben Ton wie ganz zu Anfang, als ich ihnen zugerufen hatte: „Ich warne euch, ich bin Epileptiker, und wenn mir was zustößt, wird's euch leidtun!“

Eben hatte ich mich aufgerappelt, als ich Schritte hörte. Panik ergriff mich aufs neue. Ich rannte — „Nein, nein, nein, bloß nicht noch mal“ — sehr schnell laufen konnte ich nicht mehr. Vor mir wollte eben ein altes Paar die Türe seiner Wohnung aufsperrn. Ich zwängte mich mit hinein, ehe sie schließen konnten; jemand, der hinter mir angerannt kam, quetschte sich dazu.

„Sie morden Leute draußen auf der Straße, mich haben sie total zusammengeschlagen. Bitte helft mir!“ So schrie ich in der Dunkelheit, während der alte Mann zitternd nach dem Lichtknopf suchte. „Pst, leise“, sagte er, „wecken Sie nicht die Nachbarn. Wenn Sie Hilfe brauchen — der junge Mann hier wird Ihnen helfen.“ Und sie bestiegen, so schnell sie konnten, den Lift und verschwanden nach oben.

Erneute Panik — ich rannte ein paar Stufen hinter ihnen her; immer noch glaubte ich, bei ihnen Unterschlupf zu finden. Als ich wieder nach unten kam, wartete der Mann auf mich. „Komm mit“, sagte er, „wir haben ein Auto und einen Arzt bei uns, mach' schnell!“ Er nahm mich beim Arm und führte mich hinaus zu einem Auto. „Wir haben hier einen Verletzten“, sagte er, und ich purzelte auf den Rücksitz, über einen Mann und zwei Mädchen — sie weinten beide, als sie mich sahen. „Wir flicken dich wieder zusammen“, sagten sie, „du kannst mit zu uns kommen, du bleibst heute nacht bei uns!“

Wir fuhren erstaunlich schnell in eine ziemlich entfernte Vorstadt. Man half mir in ein winziges Apartment im zweiten Stock eines modernen Wohnblocks. Während die anderen im Radio über einen zweiten Piratensender die Neuigkeiten hörten (die Tanks hatten das Polytechnikum gestürmt, ihnen folgten die Truppen, sie töteten alles, was ihnen in den Weg kam), schor der Doktor mein Haar, wusch mich und klebte ein schwarzes Pflaster auf — ein weißes wäre zu auffällig, meinte er. Hier war ich nun relativ sicher, obwohl es ein Fehler war, um drei Uhr morgens noch Licht zu brennen. „Jetzt mußt du dich hinlegen“, sagten sie, „wir richten ein Bett her.“ Mittlerweile war es nun 4 Uhr, aber für mich war der Tag noch nicht zuende. Ich erzählte ihnen in meiner etwas undeutlichen Sprache von der heiligen Pflicht: Ich mußte jemanden von der Auslandspresse erreichen, um ihn zu informieren — d. h. um ihm zu sagen, was einem einsamen Ausländer in den letzten drei Stunden widerfahren war.

So stieg ich mit dem Arzt hinunter in sein Zimmer im Keller; denn dort gab es ein Telefon. — Nun aber tauchte folgende Schwierigkeit auf: „Das Telefon des Presse-mannes wird sicher abgehört“, sagte der Doktor. „Und das heißt, Ihr Anruf wird sich sicher zu meinem Telefon zurückverfolgen lassen!“ Die einzige Möglichkeit, die es gab, war also aus der Anonymität einer Telefonzelle anzurufen — aber wo? Im Umkreis der Wohnung gab es keine einzige. Ich bat ihn also, eine Freundin anzurufen. Das ist eine Person, die selbstlos zum abenteuerlichsten Einsatz fähig ist. Ich wußte, welche Rolle sie während der deutschen Besetzung 1941–44 gespielt hatte.

Wirklich war sie nach einer halben Stunde da. In einem Taxi. Die Reise durch die ausgestorbene Stadt dauerte 15 Minuten. Wir erreichten ihr Viertel am anderen Ende von Athen und fanden einen wundersamerweise noch geöffneten Kiosk. Dort telefonierte ich an diesem stillen und dunklen Samstagmorgen mit dem Zeitungsmann.

Später ein Zimmer und ein Bett — ein Stunde lang konnte ich nicht aufhören zu schluchzen. Und dann kam endlich doch der Schlaf, während es hinter den Fensterläden hell wurde.

Meine gebrochene Hand bemerkte ich erst im Laufe des nächsten Tages.

Unten auf den Straßen wurde geschossen — es klang sehr nah und laut. Die Tochter meiner Gastgeberin wagte es trotzdem hinauszugehen. Sie lief 12 Blocks weit, um meine Medizin zu kaufen.

Wir hörten die letzte Sendung des zweiten Piratensenders. Sie spielten traurige Lieder von Mikis Theodorakis.

Endlich sagte eine sehr junge und sehr müde Stimme: „Wir sagen euch zum letztenmal Lebwohl.“

Um 12 Uhr kam eine Zwei-Minuten-Meldung vom Oberbefehlshaber General Zagri-nakos. Er proklamierte den Belagerungszustand und die Wiedereinführung der Zensur; außerdem erklärte er den Ausnahmezustand für ganz Griechenland und eine Ausgangs-



sperre von 4 Uhr nachmittags bis 5 Uhr morgens. Es war klar, warum dies geschah: Im ganzen Land sollten Menschen verhaftet werden, und man brauchte Zeit, um die Leiber der toten Kinder, deren Zahl viele Hunderte überstieg (man gab offiziell 400 zu), zu verbrennen oder zu verscharren.

Natürlich war da noch was: „Jeder, der jemanden beherbergt, der nicht zur Familie gehört, wird erschossen.“

Es war schon nach drei, und ich mußte so schnell wie möglich nachhause, um meinen Freunden Schreckliches zu ersparen.

Meine Hand schwoll immer mehr an, aber im Krankenhaus geröntgt zu werden, konnte ich nicht riskieren. Ich hätte dort meinen Namen und die Art der Verletzung angeben müssen. Außerdem hatte ich bei der Begegnung mit der Polizei meine Aufenthaltsgenehmigung verloren.

Nach langen Bemühungen gelang es mir, einen Röntgenologen zu finden, von dem ich wußte, daß er diskret und verlässlich war.

„Wenn das keine gebrochene Hand ist, haben Sie Glück gehabt“, sagte mir der Arzt nach der Untersuchung. Die schnell entwickelten Röntgenbilder zeigten einen klaren Diagonalbruch des Handaußenknochens. „Nehmen Sie ein Stück Karton“, sagte der Röntgenologe, „und biegen Sie es um die gebrochene Hand. Schnüren Sie einen Strick um das Ganze, das sollte bis Montag reichen.“

Der hatte gut reden — aber fragt nicht, wie ich dieses Provisorium herstellte — unter Zuhilfenahme von Nase, Zähnen, Füßen und der gesunden Hand; die Schmerzen aber wurden immer schlimmer.

In diesen vergangenen zehn Tagen und vor allem in den acht oder zehn Stunden jener schicksalhaften Nacht hatte ich die Möglichkeit gehabt, einiges klar zu sehen und zu beobachten. Ich hatte das Edelste und das Bestialischste im Menschen kennengelernt. Jedes Volk hat seine Unmenschen, seine Berufssadisten, seine staatlich anerkannten Mörder, seine gedungenen Spitzel, all das — von denen wollen wir jetzt nicht sprechen. Geht es aber um Dankbarkeit, Großzügigkeit und Mut, da finde ich, liegt das griechische Volk an erster Stelle vor den anderen — ich möchte sagen, daß ich auch andere Völker gut kenne.

Das gibt mir eine Hoffnung für Griechenland.

Ich denke da hauptsächlich an die Jungen, diese tausend und abertausend jungen Menschen, die in die Geschehnisse des Schwarzen Novembers verwickelt sind. Natürlich kann man nicht optimistisch sein, wenn man sich diesen Kindermord vor Augen hält, aber laßt uns hoffen, das Opfer dieser unzähligen Kinder war nicht umsonst.

Ich denke mehr an die Überlebenden, die 18jährigen, die 21jährigen, welche (wenn ihnen Schlimmeres erspart bleibt) aufwachsen und eines Tages eine gesellschaftliche Stellung einnehmen und Autorität haben werden. Ob sie den Mord an ihren Klassenkameraden leicht vergessen können?

Wieviele starben?

Wir werden's nie genau wissen.

Ein bekannter Chirurg, der am Montag meine Hand für drei Wochen in Gips legte, erzählte mir, in seinem Hospital seien allein am vergangenen Tage 47 junge Athener ihren Wunden erlegen. In Athen gibt es über 80 Krankenhäuser. Diese 47 Todesfälle wären also 10 % der gesamten Todesfälle, wenn man der offiziellen Zahl von 400 Todesopfern Glauben schenkt. Ich glaube, man weiß, was man davon zu halten hat. Trotzdem gibt der *Observer* vom 25. November die Zahl der Toten mit 20 an.

Überhaupt habe ich in der britischen Presse weder Hinweise auf das fünfjährige Mädchen, das auf einem Balkon von einer Kugel getroffen wurde, noch etwa vom Tod eines 16jährigen Jungen gefunden — auch Radio und Fernsehen brachten nichts darüber.

Ein Doktor, den ich kenne, dessen Dreistigkeit mir gegenüber mich persönlich verblüfft, sagte mir: „Ich arbeite in einem Hospital, in dem wir keine Notfälle annehmen. Wir haben auch keinen einzigen Notfall gehabt — das schwöre ich Ihnen.“ Und als ich ihm von den 47 Toten berichtete, meinte er: „Aber das ist medizinisch ganz unmöglich. Das hätten die Leute doch bemerkt. Herr Soundso hat gar keine Hinterbliebenen gesehen, die die Leichen zur Beerdigung angefordert hätten. — Nein, und ich kenne auch keine anderen Ärzte in Athen. Eine Liste der Toten wollen Sie? Eine Liste der Doktoren könnte ich Ihnen geben, aber über ihre ideologische Einstellung weiß ich nichts. — Jedenfalls erwähnen Sie meinen Namen bitte nicht — Sie trinken Ihren Tee ja gar nicht, ist Ihnen nicht wohl?“

Während des Massakers hatten Studenten etwa um halb 3 Uhr morgens den griechischen Repräsentanten des Internationalen Roten Kreuzes angerufen, Herrn Garouphalides. Seine Frau nahm ab und sagte: „Wieso weckt ihr mich denn da — mein Mann schläft“, und das war's.

Einige Tage nach dem Massaker ging eine alte Frau am Grab des Unbekannten Soldaten unter dem Parlament vorbei. Sie schüttelte ihren Kopf in Trauer und Abscheu — eine typisch griechische Geste, die Resignation ausdrückt. Sofort rannte ein Polizist herbei und fragte sie: „Warum schütteln Sie hier den Kopf?“

Eine Athener Freundin kam am Abend des Sturzes von Papadopoulos durch General Gizikis zu mir. Das war Sonntag, der 25. November. Wir sprachen über das Gemetzel, und sie sagte: „Vergiß es doch — jetzt ist alles vorbei. Ja, ich kenne viele Ärzte — keiner würde wagen zuzugeben, wie viele Menschen auf den Fußböden seines Krankenhauses verreckt sind... Es hat auch gar keinen Sinn herauszufinden, wie viele es waren — das würde unsere Presse nur für sich ausnützen. Es ist auch sinnlos, die Ereignisse im Ausland zu publizieren, denn die Leute hier — verstehst du — die Armee, immer die gleichen Leute, werden sich als Retter dieses Landes hinstellen, als die, die das Land vor eben dieser Brutalität bewahren wollen.“

Über die Toten sagte sie: „Kein Tod war jemals umsonst!“

Aus dem Amerikanischen von Keto von Waberer



## Bernd Eberle Der andere Klenk

Nachdem Alfred Klenk (38) sich gewaschen hatte, war es, als trockne er einen fremden Körper ab.

Er sah im Badspiegel seine Hand einen Körper abreiben, die Schultern rubeln, weiter Brust, Bauch, er ging mit dem Handtuch darüber, hinab, wischte Nässe, Seifenreste ab, und Klenk betrachtete dabei, soweit er zu sehen war, diesen unvollkommenen Leib mit den Fettpolstern vorübergehend mit Erstaunen. Er überlegte, wie der Körper im Spiegel aussehen würde ohne Ketten-schnur und Medaillon um den Hals. Er legte sich dann, bevor er weggehen mußte, noch für Minuten auf das Bett seines Appartements und war in einem Zustand, in dem Erschöpfung schmerzt, trotz des bewegungslosen Daliegens.

Wenn er sprach an diesem Tag und in dem Zustand, in dem er sich befand, oder wenn er schrieb, Überschriften, wie sie sagten, „herausgab“, war es, als befände sich zwischen ihm und seinen Worten, ihm und seinem Aufschreiben, Meilen, als sei der Faden zwischen ihm und dem, was er darstellte, abgeschnitten, als treibe er, immer weiter von sich entfernt, in einem Wasser davon. Wie immer seit Jahren trank er an diesem Nachmittag, schüttete, obwohl er Kaffee nicht ausstehen konnte, auf eine Tasse Doornkaat fingerbreit Kaffee (die Flüssigkeit färbte sich sofort dunkel), leerte (in einer unübersichtlichen Ecke, wie er glaubte unbeobachtet zwischen Zeitungsbänden, Geschirr, verkrustetem Besteck, verdeckt von aufgehängten Mänteln) eine Flasche Sinalco zur Hälfte in ein Waschbecken, um sie wieder mit Schnaps zu füllen, und setzte den Blech-verschluß wieder auf. Am Produktionstisch behandelte er die Flasche dann, als öffne er sie das erste Mal.

Manchmal dachte er bei Trinken und Arbeit an Frau und Kinder in Berlin, und eine Welle der Zärtlichkeit überspülte ihn, ging seinen Rücken hinab, wenn er sich an die Frau erinnerte. Beim Trinken versuchte er sich unter Kontrolle zu halten, wurde aber immer unwirscher, störrischer auf Anfragen der Kollegen, behauptete, Texte nicht zu verstehen, ließ sich helfen bei Überschriften, weil das „wirklich alles zu blöde“ sei.

In die Kantine kam er durch enge Gänge, Treppen, benutzte Aufzüge, davon einen für Lasten, das Gebäude wurde umgebaut. Ihn begleitete der Gerichts-reporter, mit dem er nicht viel sprechen mußte. Dabei war Klenk durchaus in der Stimmung sich zu unterhalten, hatte er doch einen schönen Vergleich gefunden für einen Kollegen, der durch seine tyrannische Art auffiel, doch hatte sein Begleiter, wie er am freundlichen Grüßen erkannte, seinen Frieden gemacht mit dem Unruhestifter und war, wie er im Aufzug sagte, diesem, „obwohl dies nicht opportun, durchaus nicht ungünstig gesonnen“.

Beim Essen in der Kantine schien ihm der Weg, den seine Hand mit dem

Löffel zum Teller und wieder zum Mund zurücklegen mußte, ungewöhnlich lang. Er machte Dinge, die er nicht machen wollte (zerbröselte eine Semmel), sagte Dinge, gegen die sich sofort wenn er sie gesagt hatte, in ihm ein Widerstand ergab. Er verstand eine Frage des Reporters nicht, verstand, trotz zweifacher Wiederholung und fast schmerzlicher Anstrengung zu verstehen, nicht, nickte darauf, lachte, zwinkerte mit den Augen, als sein Gegenüber den Kopf noch immer nicht abwandte und ihn verständnislos, den Löffel zwischen Teller und Mund reglos haltend, anblickte. Klenk sah sich als Clown in einer Zirkusarena stehen, nur applaudierten die Zuschauer nicht, sondern warfen mit rohen Eiern. Schweigend aßen beide. Obwohl Klenk eine Cola bestellt hatte, servierte die Bedienung ein Bier, und als er monierte, bestätigte sein Tischnachbar, er habe ein Bier bestellt. Als die Hauptmahlzeit kam, ekelte es Klenk vor dem Geruch der Speise, außerdem bemühte er sich, die Essensreste am Tisch nicht anzusehen. Die dampfende Speise auf seinem Teller war wie etwas Lebendiges, ein atmender Brustkorb mit scharfer Ausdünstung. Er betrachtete die blonden, sich im Nacken lockenden Haare einer Frau am Nebentisch. Als diese den Kopf, mit ihren Tischnachbarn sprechend, weiter zu Klenk hinwandte und dieser die vom Essen verschmierten Mundwinkel sah, suchten sich seine Augen ein neues Ziel.

Zeitweise versuchte er jetzt in der großen Essenshalle alle Bewegungen, Farben, Blicke im Auge zu behalten, was sich als unmöglich herausstellte. Dies Drehen von Köpfen, Heben von Händen, Niedersetzen von Körpern, zu denen Laute, Töne, Stimmen hinzukamen und Gerüche, erstickte ihn wie unter einer riesigen Puderquaste. Er sah Bekannte durch sein Blickfeld gleiten in langsamer geschmeidiger Bewegung, die sich sinnlosen Dingen hingaben, ihr Tun (sich Hände reichen, lachend den Kopf in den Nacken kippen, Finger bewegen, um etwas schließen, Lippen wie Bänder vor Zähnen auseinanderziehen) schien ihm zum Schreien lachhaft und losgelöst von einem möglichen Sinn.

Klenk versuchte ein freundliches Gesicht zu zeigen, Teil des Geschehens zu sein, doch nahm niemand, als handle es sich um eine geheime Verschwörung, von ihm Notiz. Er sitze hinter einer durchsichtigen Wand, alle sehend, von niemandem gesehen, dachte Klenk. Er versuchte mit dem Reporter ein Gespräch anzufangen, fand nach einigen anstrengenden Versuchen die erste Antwort auf eine Frage völlig am Thema vorbeigehend: Er hatte wissen wollen, was jener von einem Schreiber der Seite Drei hielt, der an einem entfernten Tisch aß, worauf sein Tischgenosse, der inzwischen für sich und Klenk Kaffee bestellt hatte (Klenk wünschte keinen Kaffee, hatte vergeblich abzuwehren versucht), von seiner Erfahrung berichtete, die er in einem Massagesalon der Stadt gemacht hatte, und das Vorhaben der Reporterin L., sich dort zu bewerben, um dann darüber zu berichten, als unsinnig herausstellte, da L. eine zu harmlose, biedere Person sei. Das sei geradezu so, als setze man eine Maus



auf einen Löwen an. Was mache so ein Mädchen, wenn einer dieser abgebrühten Kunden ihr plötzlich den Penis mirnichts dirnichts in den After ramme? Natürlich, meinte Klenks Gegenüber, wolle jeder gerne wissen, wie es in einem derartigen Salon eigentlich zugehe, wenn er aus Scham oder Ekel nicht selbst hinginge, um sich zu überzeugen. Doch müsse sich eine harte, abgebrühte Person mit dieser Reportage befassen, nicht eine harmlose Anfängerin, denn die könne dort „was erleben“!

Hatte Klenk den Übergang von der Antwort auf seine Frage zum Thema Massagesalon verpaßt? Oder war sein Essensnachbar nicht darauf eingegangen? Oder hatte Klenk selbst das Thema Massagesalon auf den Tisch gebracht, obwohl er etwas ganz anderes hatte reden wollen?

Klenk zog sich in sich zusammen, zuckte mit den Lidern, erwartete, jemand könne aufstehen, auf ihn zugehen, ihm einen Teller über dem Kopf zerbrechen. Er spürte den Schlag schon, duckte sich schon zusammen, um den Schlag zu mildern, überlegte, ob er zurückschlagen würde oder ob es besser sei, den Angriff zu ignorieren.

Von der Setzerei zurückkommend, in der er wenig ausgerichtet hatte, sah er, über Stufen gehend, seine Füße merkwürdig stolpern, ja er kannte sie zunächst nicht, dachte, was sind das für Füße unter mir. Erst Stufen später sah er sie als die seinen an. Er packte, an seinen Platz zurückgekommen, am Tische derer, die Arbeit ähnlich wie er leisteten, aus Silberpapierfolie Brote aus, die er aß, obwohl er schon in der Kantine gegessen hatte. Doch hielt er es nie der Mühe wert, seiner Freundin dieses Proviantpaket abzuschlagen, das sie ihm täglich mit auf den Weg gab, eingetunkt sozusagen in ihre guten Wünsche für den Tag, beim Weggang. Lieber trug er das Paket in einem Plastikbeutel an den Arbeitsplatz. In der Kantine hatte er sich noch eine kleine Flasche Doornkaat eingesteckt. Er war weit davon entfernt betrunken zu sein. Er fühlte sich stark, so unabhängig, befreit. Er hatte allerdings am Morgen schon getrunken, Wodka, um den Knödel im Hals, der würgte, runterzuschwemmen.

Nur am Morgen trank er, weil er sich mies fühlte. Er sah zunehmend grauer aus insgesamt, auch im Gesicht, mit hervorpochenden, roten Äderchen auf den Backen unterm Neonlicht.

Irgendwie wirkte er nicht aufgeschwemmt, obwohl er's war, sah einer genauer hin. Er wirkte schlank, obwohl er an einem Bauch trug. Es waren seine schnellen Bewegungen, sein Anpassen an Situationen, das ihm gestattete, im Windschatten von Situationen geborgen, kurz zu verweilen. Eine gefährliche Lebensart, dachte er oft. Einmal nicht aufgepaßt, und er lag vor allen auf der Nase. Gewann er nicht mit einer Nasenlänge Vorsprung, lag er da wie einer, der nach durchsoffener Nacht unter dem geschärften Blick eines nüchternen Vormittags unter den Augen aller erwacht. Seit Tagen war er langsamer, kam

nur zögernd nach, deckte ihn der letzte Zipfel fortschreitender Situationen, den er gerade noch über sich zog. Wenn er hinfiel!

Er machte Lärm, regte sich auf über die Gestelztheit eines Manuskriptes, las laut daraus vor, betonte Ungereimtheiten, das bewies seine Festigkeit des Urteils. Er las vor, beobachtete sich selbst wie er las, betrachtete die Bewegung seiner Lippen wie er las mit zunehmendem Unverständnis. Was sagte er da? Alle am Tisch lachten aus offenem Hals, die am Nebentisch auch, die einzelnen Ressorts, das sprang weiter von Tisch zu Tisch, da hatte er seinen täglichen Erfolg.

Eine Stunde später saß er schon viel einsamer. Einer nach dem anderen brach ab, trank noch eine Flasche Bier in Gedanken an zu Hause oder die nächste Wirtschaft oder an die Geliebte.

Die Leute trugen Mäntel, Jacken, hatten Hemdsärmel zurückgerollt, Krawatten hochgezogen, Mäntel noch aufgeknöpft. Der Aufzug ins Erdgeschoß zog sie an, da standen sie noch. Auf der Straße knöpften sie zu, sprangen ein in die Menge, erwischten den Absprung, fanden Platz und Rhythmus des Gehens in der Menge.

Klenk fand seinen Rhythmus, seinen täglichen, nächtlichen. Er versorgte die Zeitung nachts mit angelieferten Agenturen, Nachrichten eines Reporters, der an einem entfernten Tisch aus der Dunkelheit Anrufe empfing von Informanten, die oft genug mit unnützem Geschwätz seine Aufmerksamkeit beanspruchten. Er rief selbst an bei Stellen und Behörden. Klenk hob den Kopf von einem Papier auf, blickte in die Nacht, in ein gegenüberliegendes, schwarzfenstriges Gebäude, stieß im Fenster des Zeitungshauses noch auf sein Gesicht, erkannte sich zunächst nicht, blickte, nach dem Erkennen, entsetzt auf sich, wie er mehr und mehr zurückwich, sich dann rasend schnell entfernte in den Linien, Parallelen des Gebäudes gegenüber, wie er auf sich verengenden Schienen immer weiter zurückglitt, ganz aufging. Er blickte ins spiegelnde Fenster und sah sein Spiegelbild nicht mehr.

Er spürte jetzt den Schweiß eines, inmitten einer Wüste von unordentlichen Schreibtischen, gekippten Stühlen Zurückgelassenen auf der Stirn. Die Netzhaut seiner Augen schien sich zu schälen. Er welkte schnell vor sich hin. Er hatte sein tägliches Altern auf jetzt verschoben. Er köpfte den neuen Doornkaat. Er empfing den Anruf seiner Freundin und betonte, alles sei in Ordnung. Er fand keine Worte mehr. Er empfand die Nachteile eines Telefons. Er legte auf. Er fühlte sich wieder besser. Er hörte die Rotation arbeiten, heute war später angedruckt worden, weil die Papierbahn gerissen war. Es war neu einzufädeln, Zeit verging. Er hockte in seinem Körper, der ihn festhielt, eingeklemmt hatte. Er fragte sich, während er arbeitete, ernstlich, was er mit seinem Körper zu tun habe. Er fühlte sich wieder unwohl. Er sah seine Hände wie zwei Tiere in einem Film über Papier kriechen, auf Papier merk-



würdige Zeichen malen. Er hatte zu kämpfen gegen diese Hände, denn seine Sekretärin trug Zettel, die er mit der Rohrpost zur Setzerei hinaufgeschossen hatte, wieder zurück an seinen Platz, versehen mit Fragezeichen, Anmerkungen, die Sache sei zu unverständlich oder zu breit. Er mußte alles mehrmals lesen. Er hatte zu tun, sich der Rückfragen, mit rotem Filzstift vermerkt, zu erwehren. Er arbeitete sich frei, verwertete die Nachrichten des Reporters schneller oder verwarf sie schneller. Er mußte Zeit für sich gewinnen, dachte dieser Nacht eine Stunde für sich abzuknöpfen. Er spürte, wie er an dieser Nacht klebte. Die Nacht da draußen kam nicht zur Ruhe. Er wußte, wenn eine Fliege in diesem Moment ankam, ihn anstupste, fiel er um. Er überwand diesen Moment. Er fand sein Spiegelbild wieder im Fenster. Da saß er. Er könne, sagte man ihm, mit 40 Jahren neu anfangen. Der Verlag wollte ihm diesen neuen Start ermöglichen. Er müsse nur aufhören zu trinken, sich aus diesem Grund, weil er trank, in seiner Anstalt in den Bergen melden, die ihn davon heilen wollte.

Er wußte von der Verwandlung, die mit ihm vorging, nicht erst seit dem Morgen. Während er dasaß, sah sich Klenk durch eine Wüste gehen. Er trieb, hatte er einmal in seiner Jugend gesagt, auf dem Wasser wie ein Schlauchboot, das keiner steuere. Er fühle unter sich Wellen, könne nicht steuern, werde gesteuert. Ob so ein Fluß wisse, wohin es geht, fragte er damals.

Das Neonlicht brannte ihm auf den Rücken, brannte in seinen Augenhöhlen. Er saß mit Armen, Beinen, die sich nicht zu ihm bekannten. Er hockte fremd in seinem Körper, die Schultern hochgezogen. Er telefonierte, schlug dem Chefredakteur, der zu Hause saß, vor, den Aufmacher zu wechseln. Gift war gefunden worden auf einem Kinderspielplatz, Kinder waren vielleicht schon vergiftet, hatten Glasröhrchen mit arsenhaltigen Chemikalien mitgenommen. Eine Warnung an die Eltern, auf Seite eins, schlug er vor, schlug seine Stimme vor, der er verwundert nachlauschte wie sie vor ihm herredete. Ein Automat antwortete ihm, dies nicht zu tun, nur keine Panik, hieß es. „Altes Arschloch“, sagte er, legte auf. Anruf: „Das hat Folgen.“ „Und wenn schon“, die Antwort.

Er kam dem Spiegelbild im Fenster näher. Er kam in Fahrt, warf gleich mit Tassen. Er nahm einen Anruf entgegen, doch zu ändern, die erste Seite mit einer neuen Schlagzeile zu versehen: „Münchens Kinder in Gefahr“. Das verblüffte Klenk, diese Weisheit war im andern nicht geboren. „Machen Sie's so.“ Wortlos legte er auf. „Wo ist Klenk?“ war die Frage der Sekretärin darauf. „Sagen Sie, ich bin pinkeln“, redete Klenk. Sie sagte es.

Seine Bewegungen verlangsamten sich, er schien von Eis umklammert. Seine Augen sahen ruhig zur Uhr. Seine Augen gehörten ihm noch. Während alles andere immer weiter von ihm wegglitt, nur noch mit losen Bändern in Verbindung war mit ihm, lagen seine Augen noch in ihren Höhlen. Sie rollten

nach seinem Willen. Er kam mit seinen Korrekturen rechtzeitig „über den Tisch“, an dem er nun allein saß.

Ein Mann hatte seine tote Frau monatelang in der Kühltruhe versteckt. Diese Geschichte, wie sie es nannten, war gerade bekanntgeworden, Klenk verschaffte ihr im Blatt Platz, ein Bericht über die mißlichen Zustände in einem Kindergarten des Westens „fiel heraus“. Der Strom war unterbrochen in des Mannes Wohnung für längere Zeit, seine Frau hatte begonnen zu riechen. Nachbarn haben feine Nasen vor anderen Türen. Die Meldung stand im Blatt. Die Ereignisse gehorchten dem Stand der Uhrzeiger. Viel durfte nicht mehr geschehen, auch die Zeitung des nächsten Tages verlangte nach Ereignissen. Er sah kaum eine Möglichkeit, mußte erst einmal aufstehen, seine Glieder wirksam um sich zu sammeln. Zum Aufstehen würde es nicht so einfach reichen.

Der Layouter fragte, ob er nicht gehen könne. Er machte ungern mit Klenk nachts Dienst, weil der nicht Skat spielen konnte. „Ich gehe jetzt, Nachteule.“ Er ging. Klenk blieb nur zu bleiben. Die Geschichte mit ihm, Klenk in der Hauptperson, dehnte sich. Er warf die kleine Doornkaatflasche in den Papierkorb, holte aus der untersten Schublade seines Schreibtisches eine größere Flasche Schnaps. Neu war nicht, wohin sie ihn schicken wollten, zum Entwöhnen. Dort war er schon einmal sechs Wochen. Nach der Entlassung stieg er in den Zug nach München, kaufte sich noch im Hauptbahnhof eine Flasche und machte sie in der Toilette leer. Den noch einmal als geheilt zu entlassen, ist eine kranke Idee, dachte Klenk über sich.

Warum jetzt der eine Klenk zur zweituntersten Schublade griff, Manuskriptpapier herausholte, wußte der andere Klenk nicht. Plötzlich lag der niedrige Stoß vor ihm, mit den Sterbeworten von Zeitgenossen, eine Arbeit, die Klenk sich einmal vorgenommen hatte, um auf Bestsellerlisten zu kommen, zu Ruhm und Haus in der Schweiz, denkend: Der Tod ist immer aktuell. Wer stirbt, ablebt, sich verläßt, ist glücklich, war ihm aus seinen Recherchen bekannt. Es gab Sterbende, war ihm bekannt aus Schilderungen von Augenzeugen, die er befragt, die ihre Arme öffneten vor dem was kam. Artisten, die starben, fühlten sich durch die Luft schweben in nie gekannter Form, als sei ihnen ein neues, unglaubliches Kunststück gelungen. Pfarrer, die starben, glaubten wieder. Staatsmänner, die starben, fühlten sich vom Volk gewählt. Klenk fragte sich, was Katzen empfanden beim Sterben. Was würde Klenk sagen, empfinden? Besser er schrieb einen Kriminalroman. Wie sterben Kriminalchriftsteller? Was war mit der Frau in der Kühltruhe wirklich geschehen? Seine Gedanken verirrteten sich, er sah nur mehr Berge.

Er sah viel klarer jetzt. Er saß sich noch gegenüber im Fenster. Er griff zum Telefon, telefonierte, sagte, die Aufmachung auf Seite eins, die Schlagzeile sei zu ändern. Er zögerte nicht mehr länger. Die neue Zeile komme sofort per

Rohrpost. Er schrieb, die Buchstaben abzählend, in sechs Cicero: „Hase verlief sich im Böhmerwald.“ Er setzte sich an die Maschine und schrieb über das ungewisse Schicksal des Hasen und verwies auf die Fortsetzung im Inneren des Blattes. Er fuhr im Aufzug zur Setzerei, schwatzte mit dem zuständigen Korrektor, bis die Seite von Klenk abgezeichnet und geprägt war. Als die Geschichte des unglücklichen Hasen durch die Rotation lief, ließ Kenk ab vom Korrektor, verabschiedete sich schnell. Als er wieder hinunterfuhr, kam es ihm vor, als kehre er wieder zu sich zurück, zu jenem Klenk, der noch am Schreibtisch hockte.

Klenk krempelte seine Ärmel herunter, schlüpfte in die Jacke. Der Aufzug beförderte ihn abwärts. Klenk lief der Straßenbahn nach.

Karlhans Frank  
Heiteres Gesinnungsraten

(nach Lektüre der FR vom 20. 2. 1974)

OB ICH RECHT gehe in der Annahme, daß  
derselbe Personenkreis, der mit  
Lammtränen im Wolfspelz des  
Solschenizyn Ausweisung  
aus der Sowjetunion  
beheulte,  
gegen  
eine Einbürgerung  
des Widerstandskämpfers  
Gingold — er emigrierte 33 —  
und seiner ganzen Sippe in die  
freie Bundesrepublik im Rudel steht?

E. Jansen  
Walter O's Krankheit — oder So war die Schweigepflicht  
nicht gemeint

(Skizze aus einem Krankenblatt)

Im Fall des Chemiearbeiters Walter O. ist das „zu spät“ schon gesprochen. Die Sprachregelung zwischen Betriebsleitung, behandelnden Ärzten und der hinterbleibenden Familie hat sich auf die schonungsvolle Mittellage eingestellt: „Gegen seine Krankheit ist kein Kraut gewachsen. Wir haben alles nur Menschenmögliche für ihn getan. Die Grenzen der Wissenschaft — immerhin, wir können Ihnen versprechen, daß er nicht wird leiden müssen — ein starkes Mittel gegen die Schmerzen.“

Dies sind die Stationen des Lungenleidens des Chemiearbeiters Walter O., 36 Jahre alt, todgeweiht, Lungenkrebs nicht mehr operierbarer Art: Aufgewachsen in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg, in feuchter, überheizter Vorstadtwohnung in der Nachbarschaft der Chemiewerke „Nitrophos“, deren Eigentümern schon der Vater seine Arbeitskraft verkauft hatte, als das älteste von vier Geschwistern. In der schlecht isolierten 2½-Zimmer-Werkswohnung war es immer laut, Lärm der auf dem nahen Flughafen startenden und landenden Maschinen, des im Zuge des „Wirtschaftswunders“ zunehmenden Straßenverkehrs, Lärm der spielenden jüngeren Geschwister. Früh begann er, Zigaretten zu rauchen, grübelnd auf der oberen Etage eines Doppelbetts hingestreckt, die Chemie-Fachliteratur schmökern. Er wollte Chemiker werden.

Sein hervorragendes Volksschulabschlußzeugnis (Deutsch, Rechnen: sehr gut) stieß beim Vater nicht gerade auf Begeisterung, denn für eine weiterführende Ausbildung fehlte das Geld. Der Junge sollte bald mitverdienen: Lehrling bei der „Nitrophos“. Nervöse Magenbeschwerden schon mit 16 Jahren. Die Lektüre änderte sich: Gewerkschaftsbroschüren, Politik, Arbeiterbewegung; auch: Jack London, Sinclair Lewis, Ernest Hemingway, Günter Grass, Böll und Fallada. Eintritt in die Industriegewerkschaft Chemie, Papier, Keramik. Der Vater hatte, solange man sich erinnern konnte, gehustet und gespuckt, besonders morgens vor dem Kaffee: Chronische Bronchitis von den Phosphordämpfen im Betrieb. Anerkennung als Berufskrankheit wurde beantragt, jedoch abgelehnt mit dem Hinweis, es handele sich nicht um eine anerkannte Berufskrankheit, sondern um ein Berufsstigma. Als Trost die zweimonatige Kur in einem Luftkurort, nach der es ihm eine Zeitlang besser ging.

Irgendjemand hustelte nachts immer in dieser Wohnung: Schlaflosigkeit, nervöse Reizbarkeit, morgens dann wieder schnell den Kaffee gekippt und zur Stechuhr gehetzt. Walter O. als Lehrling im Betrieb: Routinearbeit, ernied-



rigende Dienstleistungen. Er verstand ja schon mehr von der Chemie, durfte es aber nicht anwenden. Walter O. qualmte, hüstelte und beugte sich der Parole für den Stift: „Schnauze halten, parieren!“

In der Berufsschule fielen, wenn auch gutes Mittelmaß, seine Zeugnisse schon schlechter aus. Es gab da einen gewerkschaftlichen Zirkel, politische Theorie: Marx „Lohnarbeit und Kapital“, Engels „Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“. Namen der Arbeiterbewegung tauchten auf: Bebel, Liebknecht, Luxemburg, Zetkin. Sie kauften sich gemeinsam einen kleinen, mit der Hand bedienbaren Umdrucker, machten eine Schüler- und Lehrlingszeitung, auch schon mal ein Flugblatt. Aber die Flugblattverteilung im Morgengrauen fiel ihm schwer. Hat auch bei Demonstrationen gegen die Wiederaufrüstung mitgemacht, fiel ihm schwer, war immer bald heiser nach den Diskussionen im Kellerklub. Er griff trotzdem immer häufiger zur Zigarette.

Die gelbliche Dunstglocke über dem Stadtteil, in dem fast alle Einwohner der Nitrophos dienten, wurde im Frühjahr doch manchmal von einem kleinen Frühlingswind beiseite geblasen. Und an Sommerabenden lagen sie mit den Mädchen im werkseigenen Schwimmbad. In einer Kontroverse, ob das Schwimmbad vom Lohn der Arbeiter stamme, oder ein Geschenk der Werks-eigentümer wäre, hörte man Walters Argumente zur Verstaatlichung der Großindustrie. Damals war er schon Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, hatte eine Funktion in der Gewerkschaft, hatte ein „festes“ Mädchen, Inge, Verkäuferin in einem der örtlichen Kaufhäuser, die war bald schwanger. Es gab ja noch keine Antibabypillen und das Hantieren mit dem Pariser war ihnen zu umständlich.

Walter O., 30 Jahre, verheiratet, 1 Kind, Chemiefacharbeiter, hatte ein ge-regeltes Leben. Mit Fortbildung in der Gewerkschaft, kleinen Wochenend-ausflügen ins nahe Mittelgebirge gelegentlich. „Eigene“ 2-Zimmer-Werks-wohnung, trocken, aber düster und laut. Verwandtenbesuche hin und wieder, Eisschrank und Fernsehgerät immerhin.

Wegen der dauernden Husterei schickte ihn Inge mal wieder zum Arzt, der ihm ein Mittel dagegen verschrieb, mit Codein. Das half ein wenig. Bei der Röntgenreihenuntersuchung vor einem Jahr war ja nichts gewesen außer einer leichten chronischen Bronchitis, dem Berufsstigma derer unter der Dunstglocke. Walter ging gar nicht gern zum Arzt, er sagte: „Was soll das, erst sitzt man drei Stunden in dem überfüllten Wartezimmer und muß mit ansehen, wie der Doktor Privatpatienten vorzieht. Dann kommt man rein, er läßt Dich gar nicht ausreden, untersucht Dich flüchtig und drückt Dir wieder ein Rezept in die Hand.“ Aber er ging doch hin, lieferte dem Arzt, wie in jedem Quartal, brav die Krankenscheine der Betriebskrankenkasse für die ganze Familie ab, der sollte auch leben. Seine Gewerkschaftsarbeit machte er

nach Feierabend auch dann weiter, wenn es ihm schlecht ging. Im Kampf gegen die Notstandsgesetze wurde jeder gebraucht, Inge zog mit, die Kleine blieb solange bei den Großeltern. Eines Morgens tauchten an den Fabrik-mauern die Plakate einer neuen Partei auf. Sie nannte sich „NPD“ und ver-suchte, sich auch bei den Arbeitern anzubiedern. Die O's waren in der Lage, ein Parteiprogramm und Wahlparolen richtig einzuordnen. Walter versuchte im Betrieb, die Gefährlichkeit der Neofaschisten zu erklären. Er schloß sich noch enger an seine Gewerkschaft an.

Walter O., 35 Jahre, Mitglied des Betriebsrates der Nitrophos, galt im Betrieb wegen seiner unermüdlichen Gewerkschaftsarbeit als ein Intellektueller. Er war schlank und eher schwächlich gebaut und wurde deswegen manchmal gehänselt. Walter war nicht übermäßig ehrgeizig, aber er haßte stumpfsinnige Routinearbeit. Er suchte nach einer Möglichkeit, sich beruflich zu qualifizieren. Die Zeichen der Konzentration und Automation auch in der chemischen Industrie waren ihm keineswegs entgangen, er hatte selbst mitgewirkt bei der gewerkschaftlichen Unterstützung der in Massen entlassenen Arbeiter und Angestellten der Chemiefirma „Phrix“. Er wollte am Feierabend nun auch noch an seiner beruflichen Fortbildung arbeiten, kaufte sich ein Lehrbuch, eine Zusammenfassung aktueller Entwicklungstendenzen in der Chemie. Da-bei machte er allerdings die bedrückende Entdeckung, daß er zu müde war, um sich längere Zeit auf den Text zu konzentrieren. Inge fand ihn einge-nickt über dem aufgeschlagenen Lehrbuch, erinnerte ihn an seine Blässe und seine Abgespanntheit und mahnte ihn, sich mehr zu schonen. An diesem Abend kamen sie ins Pläne-Schmieden für den nächsten Urlaub. Sie zog ihn auf, weil er so leicht einen Sonnenbrand bekam, und im Hin und Her der Neckereien erkannten sie sich plötzlich in ihrer Jugend. Da war keine Rede von Schonung mehr.

Walter O., ein Mann, der selten richtig ausschlafen konnte, war den einfachen Freuden des Lebens durchaus zugewandt. Er liebte es, gut zu essen, wenn sie es sich einmal leisten konnten, aber seine Augen waren größer als sein Mund, und sein Magen war von Kindheit an verkorkst. Inge wußte aus langer, haus-fraulicher Beobachtung, daß er leichtes Essen brauchte, und versuchte, ihm mit aufmerksamer Zubereitung Appetit zu machen. Sie bemerkte, daß seine Eßlust in diesen Tagen zunahm, daß seine nächtliche Bereitschaft zur Liebe über Gebühr zunahm. Sie war glücklich über seine Zärtlichkeit, wenn er nach der Arbeit heimkam, und sie staunte über den neuen lebhaften Glanz in seinen Augen. Er hustete auch nicht so viel wie früher. Er hatte sich angewöhnt, vor dem Kaffee morgens kräftig abzuhusten, brachte dann einen ziemlichen Brocken Schleim aus der Lunge herauf, spuckte den Dreck beiseite und hatte fast den ganzen Tag Ruhe. Walter konnte natürlich diese morgend-liche ekelhafte Prozedur nicht ganz vor Inges wachsamen Augen verbergen.



Sie drängte ihn, wieder zum Arzt zu gehen, ging selbst vorher heimlich hin und verlangte endlich einmal eine gründliche Untersuchung. Walter wurde zum Röntgen geschickt, eine Lungenaufnahme in einer Ebene ergab nichts als die altbekannte chronische Bronchitis. Der Arzt meinte, im großen und ganzen wäre ja wohl eine gewisse Besserung eingetreten. Walter gab nach und schränkte sich mit dem Rauchen etwas ein. Urlaub auf dem Lande mit Gewerkschaftskollegen, Ausschlafen, Wanderungen, Spiel mit dem Kind, ein paar Bücher. Rückkehr in die Stadt, der alte Trott im Betrieb, Monate harter Arbeit den ganzen Winter über. Und im Frühling überkommt einen so etwas wie Frühjahrsmüdigkeit: Abgeschlagenheit, Reizbarkeit, Appetitlosigkeit, Unruhe. Walter verlor an Gewicht, begann wieder zu husten, nächtelang, quälend. Eines Morgens fand er Blutspuren im Auswurf, kam in die Küche, Schweiß auf der Stirn, zeigte sein Taschentuch. Inge brachte ihn sofort zum Arzt. Der machte eine Blutsenkung, fand nichts Besonderes, beruhigte ihn, verschrieb ein neues Mittel gegen den Husten, schrieb ihn krank und bestellte ihn wieder. Zwei Wochen später kam der Arzt nicht umhin, eine beträchtliche Verschlechterung des Allgemeinzustandes festzustellen, ordnete eine gründliche Durchuntersuchung in der Poliklinik der Universität an. Auf Drängen des Hausarztes wurde diese Untersuchung schon wenige Tage später beschleunigt durchgeführt.

Ergebnis der Röntgenuntersuchung der Lunge in zwei Ebenen: Auf der seitlichen Aufnahme ein hühnereigroßer Tumorschatten in der linken Lunge, der auf der Übersichtsaufnahme durch den Herzschatten überdeckt wird. Mikroskopische Untersuchung des Auswurfs: Zellen eines kleinzelligen (besonders schnell wachsenden) Bronchialkarzinoms. Dieser Befund wurde durch die Spiegelung des Bronchialbaums bestätigt. Darüber hinaus ergab die Spiegelung des Mediastinums Absiedlungen der Geschwulst beiderseits der Luftröhre. Wenige Tage später wurde Walter O. in die Strahlenklinik der Universität aufgenommen. Es ist nicht sicher, ob die dort geplante Behandlung die Frist, die ihm noch bleibt, wesentlich verlängern wird.

Dieser Bericht über Walter O's Krankheit könnte, das wäre sehr bedauerlich, auch heute noch von Ärzten als Anklage gegen das Versagen eines Arztes oder gar der gesamten Ärzteschaft mißdeutet werden. Deshalb bleibt es uns nicht erspart, die Selbstverständlichkeit hervorzuheben, daß die Schwächen unseres Gesundheits- und Sozialwesens nur eine Folge der Widersprüche unseres Gesellschaftssystems sind, in dem die Profitrate immer noch wichtiger ist als Gesundheit und Glück der arbeitenden Menschen.

Das zeitgenössische Gesundheitswesen mit öffentlichem Gesundheitsdienst, Sozialversicherung und Großkrankenhäusern ist auch heute noch beherrscht vom Denkschema der vorindustriellen Heilkunde. Arzt und Patient stehen sich als Einzelne gegenüber, Krankheit ist Schicksal.

Aber was so „Schicksal“ genannt wird, ist auch im Einzelfall nicht immer ein unabwendbarer Ablauf.

Walter O. war besser daran als mancher andere. Zwar konnte er schon als Kind seine Lungen beim Atmen nicht so entfalten, wie sein Herz es verlangte, zwar durfte er nicht lernen, worauf sein Geist neugierig war, aber er fand einen Zugang zur Grundfrage seines Lebens, er begann sich zur Wehr zu setzen gegen die Ausbeutung seiner Arbeitskraft.

An Entstehung und Verlauf seiner Krankheit haben viele Faktoren mitgewirkt, biologische sicherlich, vor allem aber gesellschaftliche. Wir Ärzte, die wir es nicht anders gelernt haben, kümmern uns wenig um die sozialen Ursachen von Krankheiten. Unsere Lehrer haben uns vorenthalten, daß Arbeiter sich organisieren und streiken, weil sie sich dagegen wehren müssen, daß ihre Arbeitskraft und ihre Gesundheit für den privaten Nutzen Weniger verschlissen werden, weil sie über ihre Arbeit selbst bestimmen wollen. Wie diese Wenigen heißen, die nach Belieben Arbeitskraft ausbeuten, manchmal schonend, damit die Profitquelle nicht vorzeitig versiegt, manchmal im Raubbau wie mit Bodenschätzen, Energiequellen und Früchten der Natur, und weshalb sie es lange Zeit unbehebt tun konnten, welche Umstände es ihnen erleichtern, gegen die Interessen einer überwältigenden Mehrheit auch heute noch damit fortzufahren, das war unseren Lehrbüchern nicht zu entnehmen. Es wird Zeit, daß wir uns dieses Wissen aneignen.



*In nahezu hundert Tonbandgesprächen mit Josefa Halbinger habe ich versucht, ihre Lebensgeschichte so genau wie möglich zu erfahren und zu dokumentieren. Ich habe nur unwesentlich gekürzt und zum Teil auch zeitliche Sprünge des Berichts in Kauf genommen, um Frische und Originalität nicht zu zerstören. Ebenso habe ich Satzstellung und Wortwiederholungen bewußt beibehalten und versucht, den Dialekt wenigstens anzudeuten.*

*Josefa Halbinger — Arbeiterkind aus München-Ost — ist der Mädchenname der Erzählerin. Die Namen der übrigen Personen habe ich geändert. Der Bericht ist ein Ausschnitt aus einer längeren Dokumentation.*

*Josefa Halbinger starb am 3. November 1973 an Magenkrebs. Ihr Kassenarzt hatte sie über ein Jahr auf Gastritis behandelt.*

Carlamaria Heim

Ich war zu der Zeit bei der Katholischen Volksbibliothek. Die Lagerlöf, das weiß ich noch, daß ich die so gern gelesen hab. Viele Marlitt-Bücher haben's auch gehabt und Ganghofer-Bücher. Dann die Handel-Mazetti, die ja sehr katholisch war! Mei, die hat mir mal so gut gefallen. Ich kann heut nichts mehr anfangen damit.

Die Brandmeier Bettl hat sich die Bücher auch gekauft. Die war auch so begeistert als junges Madel, nicht, wie sie noch ledig war. Ja mei, oh mei! So was hat einem aber beeinflußt.

Schad, daß ich das nicht aufgehoben hab, das Buch „Das Gebetbuch der Jungfrau“. Ja, du meine Güte! Daß man auf der Straße nur mit niedergeschlagenen Augen gehen darf und solche Sachen! Ich hab gesagt, da rumpelt man ja an jeden Briefkasten. Und daß ein Mann nie mit einer Frau allein in einem Raum sein darf und lauter solche Sachen.

Und was man auch direkt mal wieder lesen sollte, wenn man es irgendwo antiquarisch kriegen könnte: „Die Storchentante“. Das war eine Hebamme, gell, darum „Storchentante“. Die sagt, man soll den Männern möglichst ungewürztes Essen geben, damit sie die Frau nicht so oft belästigen, gell, damit's keine Kinder kriegt, gell, damit sie nicht so viel Kinder bringen muß. Weil: abtreiben oder verhüten darf man ja nicht, gell. Oh, die Storchentante, was die alles zusammengeschrieben hat!

Ich hab das in Alzing zu lesen kriegt, viel später, wie ich nach der Geburt meiner Tochter in Erholung war, das war 1932. Aber sie haben mir schon früher erzählt von dem Buch.

In Alzing war ich mit der Fischer Resl, und die hat doch einen Abgang — die hat doch ein Kind abgetrieben gehabt. Das haben die erfahren, die Schwestern dort, und dann haben's ihr das Buch zu lesen gegeben. Und die hat mir's auch lesen lassen, gell. Da hab ich mir gedacht: das wär ja sauber. Ich mag ja selber so gerne gewürzt essen, das wär ja furchtbar, hab ich mir

gedacht. Und glauben tu ich es erst nicht einmal, weil ich eß' ja auch so gewürzt und spür' nix davon. Und Gottseidank, mein Mann, der war begeistert, wenn ich gewürzt hab.

Das war eine Hebamme, die das Buch geschrieben hat. „Vierzig Jahre Storchentante“ glaub ich, hat es geheißt. Das wäre heute direkt interessant. Aber es hat mich gar nicht beeindruckt, das war mir zu dings — trotz katholischer Erziehung. Also wenn ich ungewürzt essen hätt' müssen, das wäre mir einfach nicht eingegangen. So sehr katholisch, wie ich war, aber das war was, wo ich nicht mitgetan hab.

Genau wie mit dem — no weil's in der Jungfrauenkongregation immer von der Generalbeichte gesprochen haben. Man soll ab und zu eine Generalbeichte ablegen, also alle Sünden wiederholen vom ersten Mal ab, alles, was man schon mal gebeichtet hat wiederholen!

Meine Schwester hat ab und zu eine Generalbeichte abgelegt, aber ich hab gesagt: „Ich seh' das nicht ein. Was ich gebeichtet hab', das ist mir verziehen. Warum soll ich jetzt das nochmal beichten?“ Da hab ich immer gesagt: „Da tu ich nicht mit!“

Und bei den Exerzitien, da hab' ich auch nie mitgetan, weil ich gesagt hab: „Nein, ich seh' das nicht ein, das ist ein Blödsinn, drei Tage da beieinanderhocken und kein Wort reden, bloß immer beten und dann am Schluß noch eine Generalbeichte!“ Generalbeichte ist dann am Schluß nach den Exerzitien gemacht worden, und da hab ich gesagt: „Das seh' ich nicht ein.“

Obwohl ich so — ich war sehr beeinflußt und hab' fast überall mitgetan. Aber ein paar Sachen hat's gegeben, da hab ich nicht — da hab ich einfach nicht gekonnt. Genau so, wie ich nie ins Kloster gegangen wär', obwohl's mir so oft angetragen worden ist. Da hätt' man mich nicht dazu bringen können. Das ist mir so gegen den Strich gegangen.

Es ist aber doch komisch, wenn man stark beeinflußt wird. Und alle anderen tun's! Warum hat man dann doch irgend etwas — auf einmal ist eine Bremse da, da kann man nicht mehr mittun! Also Generalbeichte hab' ich nicht können und — wie sagt man? — Exerzitien hab' ich nicht machen können. Die Brandmeier Bettl hat auch Exerzitien gemacht. Das hätt' ich nicht ausgehalten: drei Tage nix reden! Und drei Tage nur Erbauung und all das! Mich wundert doch, daß ich da offenbar von Kind auf irgendwas gehabt hab, wo ich mich doch sonst so gefügt hab in alles. Aber diese Sachen, die hab ich nicht mitgemacht. Und merkwürdigerweise hat meine Schwester auch nicht versucht mich zu zwingen. Sie hat halt schon gemerkt, daß ich ein vollkommen anderes Temperament bin. Sie hat sogar ein paar Mal gesagt: „Ich hab Angst, ich hab dich schon zu viel beeinflußt.“ „Nein, nein“, hab ich gesagt, „das hast du nicht“, weil ich war ja damals wirklich ganz und gar ihrer Meinung. Freilich, jetzt merk' ich erst, später hab ich erst gemerkt, daß sie mich stark beeinflußt hat. Da war ihr nicht ganz wohl dabei.



Sie war ja viel älter als ich und hat mich vielleicht mehr beeinflußt wie meine Mutter, wo doch eine Generation dazwischen ist. Sie war grad so viel älter, daß sie doch ein Vorbild war, wo ich mich dran gehalten hab.

Wie alt werd' ich gewesen sein? Zwanzig oder einundzwanzig? Nein, zwanzig! Da wollt' ich — da hat die Bayernpartei einen Ball gegeben im Fasching, da wollt' ich so gern hingehen. Die Bayerische Volkspartei war das, da wollt' ich so gern gehen. Und dann hab ich gedacht: aber allein? Dann hab ich gesagt: „Julie, gehst nicht mit?“ Hat die Julie gesagt: „Ja, wennst meinst, dann geh' ich mit.“

Dann haben wir uns alle zwei angezogen und sind hingegangen bis vors Türl. Dann hab ich mich nicht reingetraut. „Nein“, hab ich gesagt, „Julie!“ Tanzen hab ich auch noch nicht können. Da hab ich mich nicht neitraut. Dann sind wir wieder heimgegangen.

Tanzkurse hat es damals schon gegeben, aber ich hab halt keinen mitgemacht gehabt, weil ich kein Geld gehabt hab. Na und dann bin ich doch darauf, im Sommer 1920, da sind wir dann nach Darching, die Brandmeier Bettl, die Gruber Anni und ich. Da war auch mal was, und da hat der Bauer gesagt: „Geh weiter, geht's doch mit zum Tanzen!“ Wir sind aber nicht mitgegangen, alle drei sind wir nicht mitgegangen, weil keine von uns hat tanzen können.

Und dann war 1921 im Gesellenhaus ein Ball und wir waren doch im Katholischen Arbeiterinnenverein, und da hat die Praun Marie gesagt: „Geh' weiter, heut' wär' im Gesellenhaus ein Ball, wenn wir halt hingingen!“ „Mei“, hab ich gesagt, „ich kann ja nicht tanzen“. „Ja“, sagt die Marie, „ich auch nicht, geh'n wir heim.“ Und da haben wir dann Kaufladen gespielt und da hab ich meinen späteren Mann kennengelernt, das war der Marie ihr Bruder.

Im Herbst 1921, da haben wir dann einen Tanzkurs gemacht, die Marie und ich. Also ich hab nur den ersten Kurs mitgemacht. Da hat man halt Landler und Schottisch und Rheinländer und Walzer gelernt, gell. Wenn man dann den Kurs für Fortgeschrittene gemacht hätte, da hätte man Tango und Foxtrott und Charleston, sowas gelernt. Mir haben die damaligen modernen Tänze nix abgegeben. Ich hab nur den ersten Kurs gemacht. Dann bin ich öfters gegangen. Gern hab ich getanzt! Walzer hab ich gut können!

Mein erster Verehrer? Mei, es haben mich öfters welche auf der Straß' angesprochen, aber gell, da hab ich nicht reagiert. Ach ja! Der Kassier war's, fällt mir jetzt ein! Ich war im Schneiderverband. Ja, wie war jetzt das? Ich war nie Schneiderin, aber ich war in dem Verband dabei. Das war — wie sagt man denn? — Gewerkschaft war das. Da haben wahrscheinlich die Modistinnen dazugehört. Da war ich in der Gewerkschaft. Und der Kassier, der hat mich angesprochen, und ich hab das nicht kennt, ich war ja so blöd.

Nein! Der erste, der mir einen Heiratsantrag gemacht hat, da war ich achtzehn Jahr' alt, der hat im Haus gewohnt und war so ein — ach so ein Grat-

ler, hat man damals gesagt. Nicht, so was ähnliches wie ein Hausierer. Und der war schon ein Vierziger. Ach — ein Gratler ist eigentlich mehr was Rumzigeunerndes, gell. Aber der hat ja ein Zimmer gehabt in dem Haus.

Und der hat mir einen Heiratsantrag gemacht, im Stiegenhaus draußen. Ich seh' mich heut' noch. Wir haben im vierten Stock gewohnt. Auf der einen Seite ist man in unsere Wohnung gegangen und auf der anderen in den Speicher. Und da war noch ein Stieengeländer und an dem Stieengeländer, da hat er mich — scheinbar ist er grad aus dem Speicher rauskommen und ich aus der Wohnung — da hat er mich gesehen und hat mir einen Heiratsantrag gemacht. Und da hab ich mich hingestellt und hab gelacht.

Na hat er gesagt: „Ja, warum lachst du denn so?“ „Ja“, hab ich gesagt, „wenn ich dran denk', daß ich heiraten soll!“ Und da hab ich gelacht und gelacht und denkt hab ich mir: „Und obendrein noch dich!“ Das hab ich mir natürlich nicht sagen trauen. Er war beleidigt, weil ich ihn ausgelacht hab.

Er hat dann eine andere geheiratet, auch eine in meinem Alter. Der hab ich den Brautkranz stecken müssen, den Schleier. Unten, im dritten Stock, hab ich ihr den Brautschleier gesteckt. Und da war die Müllerin dabei, und die hat dann gesagt: „Siehst, Sefa, so könnt'st du jetzt dastehen. Der wollt' ja zuerst dich heiraten.“ Da war die so beleidigt, die Braut. Die hat geeifert mit mir. Die Müllerin war überhaupt ein blödes Frauenzimmer. Dabei hab ich dem doch gar nix wollen.

Und danach hat er gesagt, ich soll ihm eine Fotografie geben, er weiß einen, der sucht so ein Mäd'l wie mich, und er will ihm eine Fotografie zeigen. Dann hab ich gesagt: „Nein, das fällt mir gar nicht ein“, hab ich gesagt, „weil, ich will nicht heiraten“, hab ich gesagt. Und gedacht hab ich mir: und einen Bekannten von dir schon gleich gar nicht.

Dann hätte mir die Schwester von der Brandmeier Bettl einen gewußt. Die hat gesagt: „Sefa, ich wußt' dir einen zum Heiraten. Mei, der wär' grad das Richtige für dich. So ein anständiger Mensch! Weißt“, hat sie gesagt, „der ist im Krieg verletzt worden, der kann nimmer, und du magst sowieso nicht“, hat's gesagt.

Woher sie das gewußt haben, weiß ich nicht. Es haben halt alle gemeint, ich mag nicht, weil ich halt immer gesagt hab, ich heirat' nicht. Ich hab auch wirklich nicht ans Heiraten gedacht. Dann hat sie gesagt: „Nicht, das wär' doch grad das Richtige für dich.“ „Nein“, hab ich gesagt, „ich will nicht heiraten. Aber wenn ich heiraten tät, dann müßt's schon ein ganzes Mannsbild sein. Einen solchen mag ich auch nicht.“

Ich hätt' ja eigentlich drauf eingehen können, gell, aber ich hab mir denkt: dem fällt dann vielleicht ganz was anderes ein, hab ich mir denkt, und das hätt' ich geforchten. Wahrscheinlich auf die Dauer wär' das nicht gut gegangen.

Ja, und dann ist also der eine immer zum Kassieren kommen, der von der Christlichen Gewerkschaft. Der wollt' mich immer mitnehmen ins Gärtner-



theater. Da hätt' er mich immer eingeladen, und ich bin nie mitgegangen. Ich weiß selber nicht, warum. Ich hab halt nicht mögen. Ich hab ihn nie ernst genommen. Ich hab auch nie gesagt: „Ja, wann wollen wir denn gehen?“ Ich hab einfach gesagt: „Ach ja, werden wir schon einmal gehen.“ Und dann ist er oft mitten unter der Zeit kommen, wenn ich gar nicht da war. Dann bin ich heimkommen, dann war er bei meinen Leuten. Dann hab ich gesagt: „Mama, ich glaub', der sieht dich gern.“ Das hab ich wirklich gefressen. Ich hab wirklich gemeint, der mag meine Mama so gern, so zum Unterhalten, gell. Da war ich schon — da hab ich schon tanzen können — da muß ich schon einundzwanzig — nein zweiundzwanzig Jahr' gewesen sein. Und dann hat er mich einmal mitgenommen ins Gesellenhaus und hat mich seinen Eltern vorgestellt. Ich bin am Tisch mit seinen Eltern gesessen, gell. Mit denen hab ich mich auch recht gut unterhalten. Und dann hab ich es gespannt, daß — ja, daß da was Ernstes gemeint ist, dann hab ich mich überhaupt nicht mehr blicken lassen. Wenn ich gewußt hab, daß der kommt, dann bin ich — ich glaub', ich bin sogar aus der Gewerkschaft ausgetreten. Dann hab ich ihn später noch oft gesehen, jetzt seh' ich ihn nicht mehr. Den hab ich vor einigen Jahren noch gesehen. Der hat mich immer noch sehr freundlich begrüßt, gell, immer noch. Aber geredet hat er nichts mehr. Und dann ist der Angerpointner aufgekreuzt. Wo hab ich denn den kennengelernt? Da war so ein Blonder. Wo hab ich den bloß kennengelernt? Ach ja, beim Tanzen im Fasching hab ich ihn kennengelernt. Und der hat dann ernste Absichten gehabt. Der hat mich überall mitgenommen, wo er hingegangen ist. Und meiner Mutter hat er auch gefallen. Und ich — ich war halt — ich weiß selber nicht — ich war halt immer so: wenn er mir einen Kuß gegeben hat, dann hab ich mir denkt: am liebsten tät' ich dir jetzt von hinten ein Messer neirennen!

Meinen ersten Kuß hab ich im Tanzkurs 1921 gekriegt vom Ferdl. Das war der beste Tänzer. Der war so umschwärmt, da macht man sich keinen Begriff! Der hat mich auch heimbegleitet, ein paar Mal. Da war aber die Praun Marie dabei. Und der hat mir dann einen Kuß gegeben, und dann hat er mir nochmal einen geben, und dann hab ich immer gesagt: „Nein, nicht bloß mir, der Marie auch!“ Dann hat er pflichtschuldigst der Marie auch immer einen geben.

Aber das war nicht richtig ernst, der hätt' mich auch nicht — das waren auch bloß Bußl, das war kein richtiger, kein echter Kuß. Meinen ersten richtigen Kuß, das war dann der Gottschalk, der unverschämte Kerl. Aber das war erst viel später, da war ich dann schon siebenundzwanzig.

Dann ist der Angerpointner auf einmal weg nach — Jessas, wie heißt das noch? — nach Immendorf im Allgäu. Da hat er eine Stelle angenommen als Schäffler, weil's hier auch schon knapp war mit der Arbeit. Und da hat er gesagt zu mir, wie er weggegangen ist, hat er gesagt: „Mit dir könnt' ich ja

nochmal ein Jahr gehen, und es käm' doch nichts zustand' bei uns zwei, weil, du bist immer so abweisend“, hat er gesagt. „Da dürft' ich mir ja nebenbei eine kaufen, wenn ich mit dir geh',“ hat er mir vorgeschmissen, gell. Dann hab ich mir denkt: hätt'st es halt gemacht, mir ist das doch wurscht. Und dann ist er aber wieder kommen, gell, dann hat er sich wieder gemeldet. Aber dann hat er doch gemerkt, daß mit mir gar nichts zu machen ist, gell, dann hat er selber Schluß gemacht.

Und später dann, wie das mit dem Gottschalk war, ist er wiederkommen. Da wollt' er mich dann nochmal heiraten, da hat er mir einen richtigen Heiratsantrag gemacht. Aber ich hab gesagt: „Nein, es tut mir leid.“

Ja, und dann war ich da mal in so einem Unterhaltungsklub, lauter junge Leut', Mädeln und junge Burschen und so, gell. Und da war einer, der hat — ich hab mein Poesie-Album dabeigehabt, ich weiß nimmer, wem ich es geben wollt'. Ich hab mir's da oben in den Ausschnitt eingesteckt gehabt. Und der eine, der hat hypnotisieren können. Der hat alle hypnotisiert, nur mich nicht, weil ich nicht mögen hab. Der hat gut hypnotisieren können. Wenn der gesagt hat: „Sie fassen sich alle an den Händen, und jetzt können Sie die Hände nicht mehr loslassen!“, dann haben die nicht mehr loslassen können.

Und der hat einen anderen hypnotisiert, daß er mir das Album rausgestohlen hat. Und dann hat er mir ein Gedicht reingeschrieben: „Krause Locke, ringe Gold in Gold, denn du mahnst —“, nein, wie heißt's? Ja: „denn du mahnst an junger Reben Trieb.“ Das war der Schluß. „Schwarzes Auge“, so geht's an, „schwarzes Auge, böser, falscher Dieb! Sprich, o sprich, wo meine Seele blieb? Krause Locke, ringe Gold in Gold, denn du mahnst an junger Reben Trieb.“ Das war alles. Keinen Sinn hab ich da nie gefunden drin. Das hat er selber gedichtet gehabt.

Dann hat er einen Mordsbrief geschrieben, also er liebt mich, und er würde mich heiraten, und er würde auch das Opfer bringen, mich als Jungfrau zum Altar zu führen, wenn ich das will. Lieber würde er sich inzwischen eine kaufen — ja, das hat er geschrieben. Aber er will mich trotzdem als Jungfrau zum Altar führen, wenn ich das wünsche. Auf den Brief hab ich ihm überhaupt keine Antwort geben. Der Kerl war erst neunzehn Jahr' alt, ich war zwanzig. Das war halt noch so eine Schwärmerei.

So katholisch wie man war, aber daran hat man nichts gefunden, daß sich der Mann eine kauft. Aber es hat schon in der damaligen Zeit Bücher geben über diese zweierlei Moral: den Männern ist alles erlaubt, die Frauen müssen immer rein sein. Daß die Männer sich da einfach Huren kaufen, das macht nichts, das hat noch nie was ausgemacht. Nur die Frau muß immer sauber bleiben. Ja, und wir Frauen haben es gefressen. Das war früher so. Die Männer — weil halt auch bei den Frauen die Sache mit dem Kind! Ja, jetzt gibt's ja die Pille.

Neulich hat mir die Bettl erzählt, die haben wieder ein Geschwistertreffen



gehabt, nicht. Und ihre Schwester, die Marie, war auch dort, und die hat gesagt: „Mei“, hat sie gesagt, „wenn ich nochmal zwanzig Jahr' alt wär', mir gehörte die Welt! Mei, wie's die heut' schön haben! Und wenn man die Illustrierten liest! Mei, da haben wir ja gar nix gewußt davon, die Stellungen, die wo die heut' alle haben! Da haben wir ja alle nichts gewußt. Wenn ich nochmal jung wär“, hat's gesagt, „ich bringert kein Kind mehr, ich kaufte mir sofort die Pille.“ Vierundsiebzig ist die jetzt alt.

Ja, das hat man alles nicht gewußt. Da hat man keine Ahnung gehabt. Und das bringen sie jetzt in allen möglichen Zeitschriften, das mit den Stellungen und so, daß es Kinder auch schon sehen können. Gemein ist das!

Damals, 1920, da hat sich auch die Mode furchtbar geändert. Da sind die taillosen Kleider aufkommen und ganz kurz, und dann der Bubikopf! Ich war nicht grad die allererste, die sich einen hat schneiden lassen, aber bei unseren katholischen Vereinen war ich die erste. 1921 ist es schon angegangen, aber ganz langsam, gell. Das waren immer bloß so ganz supermoderne, die zuerst einen Bubikopf getragen haben.

Ich hab ihn mir 1927 schneiden lassen, und ich war die erste im Geschäft und in den Vereinen. Nein! Im Geschäft war ich nicht die erste, es war eine vor mir im Geschäft, der hat dann die Chefin gekündigt, weil's einen Bubikopf tragen hat. Und dann hab ich ihn mir schneiden lassen. Ich hab mir gedacht: das ist mir jetzt wurscht, wenn's mich nausschmeißt. Ich werd' schon wieder was kriegen, aber ich mag jetzt nimmer. Dann hab ich mir auch einen Bubikopf schneiden lassen. Und komm ins Geschäft. Dann haben's alle gesagt: „Ja, die Sefa hat ja einen Bubikopf! Frau Hieber, die Sefa hat einen Bubikopf!“ Dann hat mich die Chefin so angeschaut und hat gesagt: „Na, für Ihre Ratzenschwanzel ist es auch nicht schad.“ Weil, ich hab da so dünne Haar gehabt, und früher hab ich so schöne, lange, dicke Zöpfe gehabt.

Damit hat sich dann im Geschäft der Bubikopf auch — weil, dann hat's bei den anderen nichts mehr machen können, wenn die sich auch einen haben schneiden lassen, weil sie es bei mir genehmigt hat. Dann haben die anderen sich auch traut. Und im Arbeiterinnenverein hat's auch Furore gemacht. Das war die knabenhafte Mode. Man hat auch keinen Busen gehabt, damals.

Früher, ganz früher, also bis zum Ende des Weltkriegs, da haben ja die Frauen alle Korsetts getragen, und nach dem Krieg sind dann die Büstenhalter aufkommen. Aber die waren ohne Körbchen und alles, die haben den Busen mehr gedätscht, als wie — gell! Daß er halt nicht runtergehängt ist, aber nicht betont, nein, absolut nicht. Die Büstenhalter hat man sich zum Teil selber gemacht, gell.

Bei der knabenhaften Mode — die einen haben gar keinen getragen, und die anderen haben ihn halt so hingedätscht. Diese schönen Büstenhalter, wie es sie jetzt gibt, mit Körbchen und so, die sind erst nach dem zweiten Krieg richtig in Schwung kommen, diese ganz schönen mit Körbchen. Das haben

die Amerikaner erfunden. Da haben wir bloß gestaunt. Sowas haben wir noch nicht gesehen gehabt.

Genau so, wie man bis zum Kriegsende Strumpfbändl tragen hat, dem ersten Krieg. Danach sind dann die Straps Gürtel erst richtig aufkommen. Vorher hat man immer nur Strumpfbändl tragen. Weil ich als Geschenk sogar Strumpfbänder gemacht hab. Da hab ich so einen breiten Gummi gehabt, und da hab ich Bänder gereiht und den Gummi überzogen und dann noch Blümchen drauf, aus Seide hab ich Blümchen drauf gemacht.

Florstrümpf' hat man früher gehabt. Wollstrümpfe nur im Winter. Flor, das war ein dünnes Gewebe, auch schon durchsichtig, zum Teil sogar mit Spitzen eingesetzt. Das war sehr hübsch. Dann in den zwanziger Jahren sind die Seidenstrümpfe aufkommen, nicht. Die hat man gehabt bis nach dem zweiten Krieg, da ist dann das Nylon aufgekommen.

Aber man hat früher vorwiegend schwarze Strümpf' gehabt. Später sind's dann so braun worden. Einmal hat man auch blonde Strümpfe getragen. Da hat man auch blonde Schuh' gehabt. Hab' ich auch gehabt: blonde Strümpf' und blonde Schuh'.

Das muß so Anfang der Zwanziger Jahre gewesen sein, ich weiß nicht mehr so genau, da hat mich mal eine, die im Dienstmädchenverein war, angeredet: „Du, wir machen einen Ausflug nach Andechs. Fahr doch mit!“ Dann hab ich gesagt: „Gar nicht gern. Muß man da immer Rosenkranz beten? Ist das eine Wallfahrt“, hab ich gesagt, „oder ist es ein Ausflug?“ „Nein, es ist ein Ausflug.“ Dann hat sie so lang gebenz, bis ich gesagt hab: „Gut, ich fahr' mit.“ Dann sind wir also mit dem Zug bis — Herrsching ist das, glaub' ich, ja das ist am Ammersee — also mit dem Zug bis zur Haltestelle gefahren. Ist alles gut gegangen, bis dahin war alles gut. Und wie wir dann ausgestiegen sind, dann hat der Nirschl, das war der Präses vom Dienstmädchenverein und Präses vom Arbeiterinnenverein, hat er gesagt: „So, jetzt schließt euch auf, jetzt beten wir einen Rosenkranz!“

Dann hab ich mir gedacht: Sauber! Über'n Berg nauf einen Rosenkranz beten! Na ja einen, hab ich mir gedacht, kannst dir ja gefallen lassen, in Gottes Namen. Hab ich mich gefügt. Haben wir einen Rosenkranz gebetet. „So, und jetzt beten wir den zweiten!“

Da haben wir schließlich alle drei Rosenkränze gebetet, den freudenreichen, den glorreichen und den schmerzhaften. Alle drei, das nennt man einen Psalter. Sämtliche drei Rosenkränze haben wir beten müssen den Berg hinauf, immer unter dem Bergaufsteigen.

Gestunken hat es mir, gell! Ich hab nicht laut mitgebetet, aber eine Wut hab ich gehabt. Weil es nicht unterhaltlich ist, gell, das ist doch klar. Wenn du drei Rosenkränze den Berg hinauf betest! Und wenn du auch nicht mittust, aber die anderen alle! Und ich hätt' doch eine Unterhaltung mögen. Ich hab mir da was anderes vorgestellt gehabt.



Also, dann sind wir glücklich naufkommen auf den Berg. Dann haben wir gleich in die Kirch' müssen zu einem Gottesdienst. Also drei Rosenkränze und dann noch in die Kirch'! Das war ein schöner Ausflug. Und dann, nach der Kirch', hat er gesagt: „Jetzt kehren wir ein.“ Na, da war ich nicht viel froh. Und ich hab mich schon gefreut.

Dann sind wir in das — das war so ein Holzsalettl, hat man's geheißen, eine Holzhalle, eine große, und da haben die Mönche seinerzeit noch selbst bedient. Und da hat er uns dann ermahnt: so, wir sollen jetzt auch noch das Opfer bringen und kein Bier trinken, sondern ein Limo.

Dann ist mir der Kragen geplatzt. Dann hab ich mir denkt: nein! Drei Rosenkränz' hast gebetet, ein heißer Tag ist's gewesen, in der Kirch bist gewesen, und die Mönche schenken das Bier aus und du sollst ein Limo trinken! Das berühmte Andechser Klosterbier, was die Mönche selber so gern mögen, gell, und ich soll ein Limo trinken! Dann hab ich mir denkt: jetzt kann's krumm geh'n oder g'rad, ich bestell mir ein Bier.

Und ich war tatsächlich die einzige. Der ganze Verein hat sich ein Limo bestellt, und ich als einzige ein Bier. Also wenn damals Blicke hätten töten können, dann lebte ich heut nimmer, so hat der mich angeschaut.

Meine Schwester hat den sowieso immer den „Wasserapostel“ genannt, die hat das schon gewußt. Und da hat sie auch nicht mitgetan. Dabei war das wirklich keine — die hat keinen Wein nicht einmal kennt, gell. Aber ab und zu ein Quartel Bier hat's halt auch mögen. Nein, das war ihr auch zuviel.

Der Nirschl, das war der, der später nur noch auf einem Ohr richtig gehört hat. Das hat sich rumgesprachen, und da sind wir dann immer auf der Seite zu ihm zum Beichten gegangen, wo er schlecht gehört hat. Er hat es nie gesagt, wenn er einem nicht verstanden hat, aber man hat es gemerkt, weil man dann viel weniger Buß' aufgekriegt hat. Der war an sich recht streng im Beichtstuhl.

Die Brandmeier Bettl ist auch einmal zu ihm zum Beichten gegangen und nicht absolviert worden, weil sie halt auch bloß zwei Kinder gehabt hat, nicht mehr. Dabei war sie offen tuberkulös. Die hat er sogar eine Hure genannt. Dabei war sie ordentlich kirchlich verheiratet, aber weil sie keine Kinder mehr wollte, hat er sie eine Hure genannt. Das muß Ende der zwanziger Jahre gewesen sein.

Mir ist etwas Ähnliches passiert. Da war meine Tochter ungefähr drei Jahre. Da war ich auch beim Beichten und bin nicht absolviert worden. Der hat mich zwar keine Hure geheißen, der war sehr nett, weil ich gesagt hab: „Jetzt hören'S einmal, ich find' das doch viel schlimmer, wenn ich jetzt nochmal ein Kind in die Welt setz' und stirb vielleicht am Kaiserschnitt.“ Ich hab ihm gesagt, daß mir der Arzt gesagt hat, daß ich kein Kind mehr kriegen darf. Ich hab gesagt: „Dann lass' ich zwei elternlose Kinder zurück. Das kann ich doch gar nicht verantworten.“ Dann hat er gesagt: „Regen Sie sich bloß

nicht auf! Schaun'S ich versteh' Ihren Standpunkt vollkommen, aber ich hab nun einmal diese Auflage. Ich darf Sie nicht absolvieren. Aber wenn Sie nübergehen —“ da war gerade eine Mission, „zu den Missionaren, da kann Sie vielleicht einer absolvieren.“ Dann hab ich gesagt: „Wenn Sie mich nicht absolvieren können, dann seh' ich das nicht ein, daß mich die Missionare absolvieren können,“ hab ich gesagt. „Entweder kann ich absolviert werden oder nicht. Das begreif' ich nicht.“ Ab da bin ich nie mehr zum Beichten gegangen.

So ein Schmarren! Der eine kann's, der andere kann's nicht. Die Sünd' bleibt doch die gleiche. Er hat verlangt, entweder muß ich mich von meinem Mann trennen, oder wir müssen mindestens getrennte Schlafzimmer haben. Und mein Mann ist zur selben Zeit zu den Kapuzinern zum Beichten gegangen, und ihm ist dasselbe passiert. Ihn haben sie auch nicht absolviert. Dann ist er auch nie mehr zum Beichten gegangen.

Die haben einem, wenn man gebeichtet hat, gefragt: „Sind Sie verheiratet?“ Dann habe ich gesagt: „Ja.“ „Haben Sie Kinder?“ Dann hab ich gesagt: „Eines.“ „Ja, und wie alt ist das Kind?“ „Drei Jahre.“ „Ja, und wie lange sind Sie verheiratet?“ Dann hab ich gesagt: „Vier Jahr“, gell. Dann hat er gesagt: „Was, und da haben Sie erst ein einziges Kind? In den vier Jahren!“ Dann hab ich gesagt: „Ja, mir hat der Arzt verboten, ich müßte immer wieder einen Kaiserschnitt kriegen, und der Arzt hat gesagt, einen zweiten Kaiserschnitt tät ich nicht aushalten, weil ich am Herz nicht in Ordnung bin.“ Dann hat er gesagt: „Ja, dann kann ich Sie nicht absolvieren.“ Ja, dann bin ich nicht absolviert worden.

Ab da war es aus. Weil ich das nicht eingesehen hab. Weil ich heut' noch der Meinung bin, daß es eine größere Verantwortung ist, wenn ich ein Kind in die Welt setz' und stirb dabei, und es muß von einer fremden Frau aufgezogen werden, wo man nicht weiß, wie sich die zum Kind dann stellt. Oder ich setz' eben gleich keines mehr in die Welt. Er hat gemeint, das würde schon stimmen, aber dann müßt' ich eben enthaltsam leben. Dann hab ich gesagt: „Ja, hören'S einmal, mein Mann ist noch dazu jünger als ich. Das geht doch praktisch nicht!“ Ja, und dann hab ich noch gesagt: „Ich hab gemeint, die Ehe ist unauflöslich!“ „Ja, gelöst wird die Ehe ja nicht.“

Der junge Mann hätt' praktisch nie wieder in seinem Leben mit einer Frau schlafen dürfen, weil das wär' ja Ehebruch. Ja, ich sag' ja noch nicht von dem. Aber ihre eigenen Geistlichen gehen auch zu den Huren, und dann vertuschen sie's, wenn wirklich was passiert. Hört's mir auf! Da müßt' ich mich gleich so viel aufregen. Es ist gescheiter, man denkt gar nicht dran. Da gib't so viele Sachen, über die stolpert man dann. Wennst erst noch so überzeugt bist, aber dann auf einmal — das sind Sachen, die sich einfach nicht vertragen mit der ganzen Lehre Christi.



## Eva Mössmer — Vom Jungfrauenverein zum Agitprop

*Sie heißt eigentlich Annemarie. Aber sie spricht bis heute von sich als Eva. So hieß sie in der Truppe, vor über 40 Jahren. Sie fiel mir auf, beim Gastspiel des Rostocker Theaters mit „Matrosen von Cattaro“, in Tübingen, zum 20. Todestag von Friedrich Wolf. Eine ältere Frau, die so engagiert mitging, die stellenweise still den Text mitsprach und kräftig die Lieder mitsang. Woher sie das kenne, wollte ich in der Pause von ihr wissen. Ihren Namen erfuhr ich noch an diesem Abend, auch daß sie jetzt Rentnerin ist und Mitglied der VVN. Wenn mich aber das andere wirklich interessierte, das würde eine längere Geschichte werden und dann müßte ich schon zu ihr nach Hechingen kommen. Ich war inzwischen mehrmals bei ihr, je mehr sie erzählte, desto neugieriger wurde ich, und auch sie wurde mitteilbarer. Was sie mir erzählt hat, liegt auf Tonband vor.*

Otto Kahn

*Frau Mössmer, Sie waren kürzlich mit dabei in Tübingen.*

*Bei Matrosen von Cattaro, ja.*  
*Was bedeutete dieses Erlebnis für Sie?*

Es war kolossal, ein paar kleine Sachen konnten anders sein, aber sonst kolossal. Und der größte Eindruck war, daß wir damals in den gleichen Orten aufgetreten sind — Stuttgart, Tübingen, Mössingen, Belsen, Hechingen, Balingen, Heilbronn und die ganze Gegend: Genau so, wie die jetzt von drüben *Matrosen von Cattaro* gespielt haben, genau so hat es damals mit Friedrich Wolf angefangen.

Ich war ja vorher schon bei den *Roten Leuchtkugeln* gewesen. Da hatte ich einmal zugeguckt, hab sie ganz gut gefunden und mitgemacht bei ihnen. Dann kam Wolf. *Aus solchen Kräften kann man was Rechtes machen*, hat er gesagt, er hat uns da rausgezogen, also mich auch und noch ein paar Mannsbilder und Buben, und damit hat er die *Spieltruppe Südwest* gegründet. Mit der haben wir dann seine Stücke gespielt: *Wie stehn die Fronten?*, *Von New York bis Shanghai*, *Bauer Baetz*. Die anderen Sachen alle fallen mir im Moment nicht ein.

*Wie stehn die Fronten? — Was war das für ein Stück, wie haben Sie das gemacht? Und welche Rollen waren Ihnen am liebsten?*

*Wie stehn die Fronten?* ist ein Agitprop-Stück. Wir haben Agitprop gesagt, gemacht haben wir so was wie politisches Kabarett. Aber die heutigen Kabaretts dürfen ja auch nicht mehr auftreten wie sie wollen. Da ist von dem, was politisches Kabarett ist, kaum noch was zu spüren. Schade dafür, ich hab sie furchtbar gern gesehen, die aus dem Rheinland vor allem, vom Kom(m)ödchen.

Meine Rollen, ich hab sie eigentlich alle gleich gern gehabt. Ich hab einfach Arbeiterrollen gespielt, durchweg Arbeiterrollen. Das muß einem auch liegen, da

muß man schon Arbeiter sein, wenn man die Rolle vollkommen darstellen will. Wolf war ein großer Mensch, und er hat seine Stücke halt meist für Arbeiter geschrieben. Wenn da Schauspieler mitgespielt haben, dann war es eben nicht das, was er sich vorgestellt hat, das ist dann anders rausgekommen. In seinem Stück § 218 — wegen dem hat man ihn verhaftet, aber bald wieder laufen lassen müssen, und mich hat man auch geholt als Zeuge; ich hab noch drei Mark fünfzig Zeugengeld gekriegt, das war das Beste für mich vom ganzen Paragraphen, ich hab sowieso nie Geld gehabt — in § 218 also hat die Grete Mosheim, das war eine große Schauspielerin, den Notschrei der Frauen am Schluß gespielt und geschrien. Später, als dann unsere Stücke gelaufen sind, hat Wolf gesagt: *Warum hab ich dich nicht früher kennengelernt! Ich hätt eine Arbeiterin nehmen können, die doch wirklich weiß, um was es geht, und keine Schauspielerin.*

Wir haben nie umgeworfen, es haben alle aus vollster innerster Überzeugung gespielt. So haben wir auch keine Not gehabt mit dem Rollenlernen. Es hat oft schon vom Rollenablesen geklappt. Zwei-, dreimal, manchmal öfter die Woche, haben wir geprobt, zuerst jeder für sich, dann nochmal die einzelnen miteinander, wenn wir zusammen größere Sprechrollen gehabt haben. So hat Wolf ständig mit uns gearbeitet.

Und wenn wir aufgetreten sind, war jeder Saal voll bis übervoll. Wir haben nicht sagen können, da oder dort war's schön, wir haben überall voll gehabt, so viele Menschen. Das Publikum war großartig. Aber sie haben oft nicht verstanden, um was es geht, wenn Friedrich Wolf gesprochen hat. *Sie werden kommen, sie werden eure Brüder, eure Väter abholen, und sie werden nicht zurückkehren*, hat er gesagt. Dann hat es halt im Saal viel Hin und Her und Gelächter gegeben. Es hat sich niemand die Verhältnisse im Dritten Reich vorstellen können, daß die Polizei oder irgend jemand kommen kann und einen abholen und daß man nachher nicht mehr zurückkommt.

So sind wir ins Dritte Reich reingeschlittert, und dann hat es nimmermehr aufgehört — KZ, KZ, KZ. Und keiner ist so zurückgekommen, wie sie ihn weggeholt haben. Von einem aus unserer Truppe hat mir Else Wolf einmal erzählt, er sei blind. Von den zweien, die die rote Fahne getragen haben, ist einer zum Verräter geworden und einen haben sie totgeschlagen auf offener Straße und am Feldrain verscharrt, ein paar Schaufeln Boden drauf, so daß man hätte noch rauslangen können, nur geschwind schnell zugedeckt, und dann öffentlich angeschlagen.

Und wenn man heute sieht, wie es da drüben zugeht in Chile, da möchte man gar glauben, es wäre genau dasselbe. Wir waren arme Proleten — was hat man wollen? Wir haben unsere Meinung kundgetan, und die ändern die ihre. Auf einmal sollte nur noch ihre richtig sein. Später hat sich herausgestellt, daß sie total falsch war. Unsere Leute sind schon tot gewesen, und unsere war trotzdem richtig.



*Sie sind jetzt Mitte sechzig, Frau Mössmer?*

Geboren am 29. Januar 1907 in Fischingen, Kreis Heidenheim.

*Auf dem Dorf also. Wie war das in ihrer Jugend, in der Schule und dann im Beruf?*

Das wäre ein Kapitel für sich, und wenn ich schreiben täte, täte ich das als erstes schreiben. Hast kein neues Kleid gekriegt, hast nicht in den Kirchenchor können. Hast keinen neuen Hut gehabt, hast überhaupt nicht in die Kirche gedurft. Hast eine Lehrstelle wollen — als Modistin hätte ich gehen wollen, so eine künstlerische Ader hab ich immerzu gehabt — nein, also ich nicht. Weil du arm bist, mußt du früher sterben — sterben nicht grad, aber du kommst nirgends hinein, genau wie heute.

Mit drei Jahren hat man mich schon geholt zum Christkindchenmachen im Kindergarten, und später Engel und dann im Jungfrauenverein und in lauter christlichen Vereinen. Ich war eigentlich fürs Kloster bestimmt. Wie mir mein Großvater die erste Gitarre gekauft hat, da hat meine Großmutter gesagt: *Mein Gott, jetzt hab ich gemeint, ich zieh eine Klosterfrau auf, jetzt wird das eine Zupfgeigenliesel.* Aber der Großvater hat gesagt: *Ach was, das Mädle ist recht und kann was, laß das Kind in Frieden.* So hab ich halt weitergemacht, bis zu *Adam und Eva*. Wie ich da mitgespielt hab, hat man mir die Haare abgeschnitten, ich hab eine Ponyfrisur gehabt und das feurige Schwert, und ich hab den Garten Eden sauber gefegt.

*Aber wie kommt man vom Christkindlein-spielen zum politischen Kabarett, vom Jungfrauenverein zu Friedrich Wolf?*

Das kann ich Ihnen sagen: Wenn ein Mensch so todanständig ist wie meine Großeltern waren und so armselig und wirklich und wahrhaftig wie meine Mutter war. Wenn ich heute an meine Mutter denke, sie war eine Märtyrerin, was die mitgemacht hat. Und das hat sich halt auch auf mich übertragen. Und wenn man in die Schule geht und das klügste Kind ist und der Lehrer sagt: *Dir kann ich nichts mehr lernen, geh raus und wasch Zwetschgensteine!* Und da hat man Zwetschgensteine gewaschen, daraus hat man Öl bereitet, weil es im Krieg nichts gegeben hat. Und dann hat man Brennesseln gesammelt, meterlange und die hat man auf den Kirchturm rauf und dort oben hat man sie wenden müssen, umdrehen bis sie gedörft waren und daraus hat man Nessel gewoben und Stoffe gemacht. Bei der Gruppe bin ich gewesen, weil ich dem Lehrer zu gescheit war. Und wenn er gar nimmer weitergewußt hat, dann hat er geschrien: *Hör einmal auf mit der Rubblerei* — die Zwetschgensteine mußten wir abreiben, bis sie sauber und glatt waren —, *kannst jetzt was sagen*, und dann hab ich es geschwind hergesagt. Und wenn man so vif ist in der Schule und dann kommt der Pfarrer zum Religionsunterricht — das war das

Wichtigste, die Bibel hab ich von hintenher und von vornher auswendig gekonnt, ich kann heute noch ziemlich viel — und er fragt: *Warum ist eine Mischehe nicht gestattet?* Weil mein Vater evangelisch gewesen ist und meine Mutter katholisch. Und dann hab ich aufstehen und sagen müssen: *Eine Mischehe ist nicht gestattet, weil es schwer und oft unmöglich ist, die Kinder gut katholisch zu erziehen und weil der katholische Teil in Gefahr ist, im Glauben lau zu werden oder ihn ganz zu verlieren.* Setz dich, hat er dann wieder geschrien, aber mein Verslein hab ich sagen müssen in ein und jedem Religionsunterricht.

Als es im Krieg die Eierkarten gab und meine Mutter die Eier nicht kaufen konnte, weil das Geld nicht gereicht hat, da hat man die Eier jedem gegeben, der sie gerade gebraucht hat. Hat der Lehrer gesagt *Habt ihr Eier übrig?* hab ich gesagt *Ja, wir können sie nicht kaufen* und da hat er gesagt *Also dann bringsts.* Als mein Stiefvater vom Krieg gekommen ist, haben wir die Eier selber gebraucht, da hab ich dem Lehrer, Dendlinger hat er geheißsen, keine mehr bringen können. Dann hat er jedesmal geschrien *Aufstehen, raus, vier Tatzen, rein, hinsetzen!* — und das war täglich, solange ich keine Eierkarten mehr hab bringen können. Und dann hab ich ein Zeugnis gebraucht und heimgeschrieben, meine Mutter soll mir ein Zeugnis schicken, vom Lehrer Dendlinger unterschrieben. Und dann hat der Lehrer gesagt, vier Wochen bevor er gestorben ist: *Wenn man so gescheit ist wie das Mädchen, dann braucht man vom Lehrer kein Zeugnis. Sie soll zu den Leuten sagen, sie sollen sie 14 Tage auf Probe nehmen, die lassen sie dann nie mehr gehen.*

Aber der einzige Verdienst, den ich gekriegt hab gleich wie ich aus der Schule gekommen bin, war Waldarbeit. Im Wald hat man kultiviert, da hat man Tännchen gesetzt und Buchen. Ich war sehr schwach, aber eine Freundin hat mir immer geholfen, die Löcher hineinhacken und die Pflanzen reinsetzen. Wenn wir von oben runtergekommen sind vom Waldkultivieren nach Hause und haben zu viert gesungen, uralte Lieder und dazu wunderschön, mehrstimmig, dann ist die ganze Gemeinde aus dem Stall rausgesprungen. Alles hat gehorcht, nur auf dem Kirchenchor hat man keinen Platz gehabt, weil ich kein neues Kleid hab kaufen können, wir haben kein Geld gehabt. Und den Hut, den wir gebraucht haben für die Kirche, hat meine Großmutter gemacht, und der Großvater hat vom Gockel Federn drauf getan. *Das darfst ruhig glauben*, hat er gesagt, *so hat keiner einen.* Da bin ich mit den Gockelfedern in die Kirche gegangen. Sie können sich denken, was da der Erfolg war.

Und so ist es weitergegangen. Gescheit war ich für zehne, aber verwenden hab ich es nicht können. So bin ich dann in die Fabrik gegangen, in eine Schokoladenfabrik, in die Kleiderfabrik, wie es halt gewesen ist, und nebenbei hab ich noch Handarbeit gelernt in einem Kurs an der Volkshochschule in Stuttgart. Dann ist die Erwerbslosenzeit gekommen. Wir haben stempeln müssen. Ohne Wolf wäre es überhaupt nicht gegangen, und schon gar nicht ohne seine Frau.



Wenn wir fortgefahren sind, war sie immer dabei, genau wie er. Else Wolf hatte immer Rohkost dabei, Rüben oder was es gerade war, und dann hat man im Omnibus was zu essen gekriegt. Von dem haben wir eigentlich gelebt.

*Sie haben für den Sozialismus agitiert, Frau Mössmer, Sie haben mit dem Kommunisten Friedrich Wolf zusammen gearbeitet. Waren Sie selbst auch politisch organisiert?*

In Stuttgart haben sie eine Demonstration gemacht, eine Hungerdemonstration. Hunger hab ich gerade keinen gehabt, aber wo ich sie hab schreien hören, bin ich auch mitgelaufen. Ich hab gedacht, etwas Rechtes werden sie wollen. Da sind auch Bayern dabei gewesen, die haben mich dann in Obhut genommen, das waren Revolutionäre, bei denen war ich dann meistens. Und wenn es Geld gegeben hat von der Unterstützung, dann haben schon die Arbeitslosen gewartet, unter ihnen auch viele Genossen, die bei mir waren. So hat man dann das Geld verteilt, und du hast wieder nichts gehabt.

Seit der Demonstration war ich auch in der KPD, und immer in allem dabei. Ich war schon schlimm, die Internationale gebrüllt aus voller Brust und Hals und Überzeugung, geschrien hab ich, daß die Stadt bald gewackelt hat. Wenn wir nach Cannstatt hinein sind, dann haben sie immer von den Fenstern rausgeschaut: *Guck dir die an, wenn sowas mal drankommt, dann ist es passiert, dann geht die Welt unter.*

In der Zeit haben sie uns dann auch schon ein paarmal das Licht abgeschnitten, die Kabel abgehackt, einmal in Mössingen, und irgendwo hat es noch eine Panne gegeben. Für die Proben haben wir auch oft kein Lokal mehr gekriegt. Wir waren dann in der Zeppelinstraße oben, bei Wolf privat. Da hat man halt nebenbei auch gestrickt. Da hat er gesagt: *Was machst denn mit dem Geklimper da andauernd, das geht doch nicht, da versteht man ja sein eigenes Wort nicht.* Und da habe ich gesagt: *Ja stricken, was werd ich denn tun?* Und da hat er gesagt: *Ja was denn?* Und ich: *Ein Hemd, oder: Eine Hemdhose.* Er: *Brauchst denn du das Zeug?* Und ich: *Natürlich brauch ich es, sonst würd ich es doch nicht machen.* Und da sagte er: *Geh raus zur Else, sie soll dir welche geben, meinetwegen ein Dutzend, das Geklimper hört auf.* Was sie gehabt haben, haben sie mit uns geteilt und wir unter uns auch.

Dann sind wir zu den Proben doch wieder ins Gewerkschaftshaus in Stuttgart reingekommen. Dort sind auch die Großaufnahmen von uns gemacht worden, von da aus wären wir international aufgetreten, über alle Länder, auch nach Moskau.

Bei so einer Bühnenprobe im Gewerkschaftshaus ist einmal auch der Franz, mein Freund, gekommen. *Was will der da unten*, hat der Wolf geschrien, und ich hab gesagt: *Der gehört zu mir.* Da hat er gesagt: *Wo kommt er her, wie heißt er, was will er bei einer Probe, da gehört er überhaupt nicht rein.* Ich hab gesagt: *Hehe, der gehört rein.* Der Wolf ist zu ihm hin. *Weißt du was*, hat der

Franz zu ihm gesagt, *Genosse, dein Weibsbild heirate ich und dann kannst du sehen, wo du wieder eins kriegst.* Der Wolf hat ihm auf die Schulter geklopft und gesagt: *Spar dir deine Spucke, du wirst sie noch nötiger brauchen.*

*Wie haben Sie den Franz, ihren späteren Mann, kennengelernt?*

Er hatte für uns die Aufführung in Hechingen arrangiert, und er ist da mit seinen Kameraden und seiner Freundin dort gewesen. Für die hat er ein Gläschen oder zwei mit Limonade gehabt, dann hat sich meine Freundin zu ihnen hingemacht und er hat gesagt, ob sie trinken will. Sie hat ja gesagt und ist zu ihm hingesessen. Da hat er zu mir — ich in Reitstiefeln und mit Russenkittel! — auch gesagt: *Du, komm einmal da rum*, und wie ich hin bin: *Willst du trinken?* Da hab ich gesagt: *Pfui Teufel.* Wenn man den Genossen zu sechst ein Gläschen Limonade hinstellen kann! Daß der Franz drei Mark Arbeitslosenunterstützung gekriegt und dafür Schneeschippen hat müssen wochen- und monatelang, daß der noch weniger hat als wir, haben wir nicht gewußt. Nachher hat jemand zu ihm gesagt: *Du, das wäre eine für dich, dann käme bei uns die Bewegung noch einmal hoch.* Und da hat er gesagt: *Der täte ich ja im Bett die Augen auskratzen, alles, aber das nicht.* Und dann ist man raus und in den Omnibus rein, ich war meist die Letzte, ich hab halt immer noch die Kulissen gerichtet und den ganzen Lampen-Kruscht gemacht. Bevor ich rein bin in den Omnibus hat er gesagt: *Du he, wie haben wir's denn?* Und dann hab ich rausgelangt und hab ihm eine solch gottsträfliche Ohrfeige gegeben, daß es ihn um die Ecke gedreht hat. Keiner hat gewußt, was er tun sollte, und der Omnibus ist weggefahren. Ich bin am Fenster gehangen und hab geheult, warum weiß ich heute noch nicht. Das ist eben vielleicht das Empfinden, was eins fürs andere hat. Dann hab ich in der Nacht noch beim Sepp angerufen und gefragt, wann wir denn wieder in die Nähe fahren. *Ja ist denn das so wichtig nachts um halb eins*, hat er gefragt. Und ich hab gesagt: *Ich muß es halt wissen.* Und dann hat er gesagt: *Mössingen ist die nächste Tour.* Ich sage: *Wie weit ist das weg? Meinst, die Hechinger kommen?* Und dann hat er gesagt: *Natürlich kommen die, das ist ganz logisch, zwei Stationen weit.* Wir sind nach Mössingen gekommen und sie sind wieder dagewesen, die ganze Kolonne. Die haben einander unterstützt und uns. Das war ja Streikviertel, Mössingen war stadt- und landbekannt damals, sie haben gemeint, Stuttgart, Tübingen, Hechingen, alles würde die revolutionäre Bewegung mitmachen. Leider haben sie nicht gesiegt.

Und dann ist unser letzter Abend gekommen; wir wollten im Gewerkschaftshaus auftreten, der Hitler war schon an der Macht.

*Ihre Truppe hat ja noch den ganzen Februar 1933 hindurch gespielt; das muß also am 1. März gewesen sein — da wurde an der Saaltür das Verbot des Stuttgarter Polizeipräsidenten angeschlagen.*

Wir waren drin, auf der Bühne, und haben noch geprobt. Wolf ist weg, und er



hat gesagt, er geht hin zu denen, Zigeuner hat er sie geheißten. Wir sind runter von der Bühne und hintenrum gelaufen. Da haben wir gesehen, daß ihre Spitzel schon hinter uns her sind. Die einen von uns haben andere Kleider gekauft, daß man sie nicht mehr kennt, schwarze Mäntel, weiß paspeliert, damit sind sie noch ärger aufgefallen als mit einer gewöhnlichen Kleidung. Wolf ist davongekommen, mit einem falschen Paß, in die Schweiz. Mir hat er noch sagen lassen, ich sollte auch in die Schweiz kommen. Aber wie denn, wo ich nicht einmal fünf Pfennig gehabt hab, nicht wahr. Es hat ja mir niemand mehr einen Rat geben können, mitten aus der Probe raus.

*Waren Sie 1933 auch Verfolgungen ausgesetzt? Und wie ist es Ihnen weiter ergangen bis heute?*

Eine Zeitlang hat man unsereinen hier in keine Fabrik mehr hineingelassen. So bin ich zur Arbeit gelaufen, von hier bis nach Burladingen, ich kenn mich in den Kilometern nicht aus, aber allerhand schön weit, über eine Stunde. Ich hab genäht dort, und dem Fräulein hab ich gesagt: *Geben Sie mir doch zwei Mark Vorschuß, wir haben nichts mehr zu essen.* Wie ich ihr sagte, sie sollte den Vorschuß wieder abziehen, da hat sie gemeint: *Eva, ich darf doch Ihnen keinen Vorschuß geben, das kann ich doch nicht eintragen, ich hab es Ihnen so gegeben.* Und dann hat sie ein paarmal gesagt, ich sollte es nur behalten, weil ich doch kein Fahrgeld gehabt hab. Im Zug hat es für uns auch keinen Platz gegeben. Drin im Abteil sind Soldaten und Hitler-Menschen aufeinander rumgerutscht, die haben ja die Bänke gebraucht zum Liegen, und unsereins konnte kaum stehen, wenn man zur Arbeit gefahren ist.

Dann hab ich einer fünf Tafeln Schokolade gegeben, daß sie mir ein Paar Sandalen besorgt, da drüben hat man sie damals noch gemacht. *Fünf Tafeln Schokolade* hat sie gesagt, *jetzt hab ich wenigstens ein Mittagessen*, hat alles zusammengefressen und am Abend hat sie mich angezeigt. Über Mittag hatte sie *Mein Kampf* gelesen und dann hat sie gesagt, ich hätte sie gestohlen.

Ich bin fortgekommen, drei Monate, jede Woche war Transport und immer wieder woanders hin. Ich hab ewig gebraucht, bis ich nach Möhringen hinaufgekommen bin, und dann in diese verteilte Stadt, die ist heute noch schlimm für mich, und da war auch der Pfarrer Eckert eingesperrt. Den hab ich gesehen, wie man ihn gerade vernommen hatte — ich habe die Matratze vorbeibringen müssen —, den hat man jesumäßig zugerichtet.

Ich konnte es so nicht aushalten, da habe ich gesagt, ich möchte etwas schaffen, und dann haben sie mir ein Strickzeug gebracht. Ich hab ein Stück gemacht, ellenlang wie ein Seil, ein Strumpf ohne Ferse und sonst auch nichts dran, immer ein Seil. Dann hat die Frau, die bei Pfarrer Eckert gewesen ist, vielleicht eine Freundin, auf jeden Fall eine Genossin, gefragt, ob jemand da ist, der stricken kann. Dann hab ich gesagt: *Ja, gib mir doch was Richtiges.* Und sie: *Kannst denn was Richtiges stricken? Das ist doch schade, an so einem Ge-*

*lump weiterzumachen.* Ich hab ihr dann ein Paar Stutzen gestrickt, weil sie gesagt hat, ihr Mann sei Jäger. Damit bin ich fertig geworden bis aufs Spitzle; und dann ist wieder ein Schub weggegangen, mit dem hab ich weiter müssen. Sie hat gesagt, sie strickt es fertig, das Vorderteil von den Stutzen, dreiviertel-lang mit Zöpflemuster.

Wie ich aus dem Gefängnis raus war, aus Gotteszell bei Schwäbisch-Gmünd, ist der Franz gekommen. Ja, hat er gesagt, *wenn du mitwillst, kannst du mit.* Abgeneigt war ich nicht. Aber heiraten nicht. Ich hab dann doch ein Hochzeitshemd für ihn gebraucht, ich hab es selber gemacht. Das Fräulein, das im evangelischen Heim in Cannstatt Nähunterricht erteilt hat — dort hab ich genäht für die Armen und auch für andere Leute —, die hat mir den Hemdenstoff dazu gegeben.

Später hab ich auch wieder Arbeit gefunden, hier in der Fabrik, bloß der hat nichts gezahlt für mich, keine Krankenkasse und nichts. Später hat er sich aufgehängt, und ich hab keinen Zeugen. Jedermann weiß, daß ich dort geschafft hab, und ich kann nichts beweisen. So habe ich am Anfang 68 Mark Rente gehabt, und dann hat es sich um zwei oder drei Mark gesteigert, und das hätte ich auch nicht, wenn mir mein Mann nicht alles so zusammengebracht hätte und auf dem Rathaus gewesen wäre.

Mein Mann hätte auch noch in einer Sondernversicherung zwei Jahre schaffen müssen, daß man hätte existieren können. Mit seiner Rente hab ich heute um die 480, 500 Mark. Aber zahlen, Steuern zahlen, Zins zahlen! Dann hat man 800 Mark aufgenommen vom Rathaus, da muß ich jetzt im Februar wieder 300 und ungrad Mark zahlen. Na, 300 wegnehmen von 500 und 300 Schulden sind 600, bleibt also ein Schuldenkonto von 100, und weit und breit nichts zum Essen und zum Leben. Ich bin viel selber schuld, weil ich mehr geb als ich hab, das ist ein Stück Lumperei, aber trotzdem.

*Sie stehen also zu allem, was Sie getan haben. Sie möchten nichts missen, nichts zurücknehmen?*

Ich war halt immer die Schaffende, immer mitten drin im Leben und bei der Truppe. Ich hab die Kulissen aufgestellt, ich hab die Bühne gerichtet. Bis die andern von der Stadtbesichtigung gekommen sind, hat alles gestanden. Sie haben dann nur noch an die Kasse gemußt: aufmachen, reinlassen, anfangen. Und dann haben sie noch geschrien: *Eva, mach das noch* und: *Vergiß nicht, meine Sachen auch hinzulegen.* Einmal bin ich zu spät gekommen, aber wo? In einer Turnhalle bei Heilbronn, da bin ich nachgefahren und dann hat man mich zur Turnhalle hingebraucht. Da war das Stück schon angegangen, eine andere hat meine Rolle übernehmen müssen, eine kurze, als japanische Arbeiterin. In dem Moment, wo sie hinausgemußt hätte, hab ich noch gerufen *Geh weg*, bin hinausgeflitzt und war halt da. *Das war vielleicht wieder ein Schlag*, hat der Wolf gesagt, wie die Vorstellung rum war. Aber geklappt hat's.

Ich kann noch immer ganze Teile von den Stücken auswendig. In letzter Zeit



hab ich wieder rückwärts gedacht. Wenn man älter ist, dann lebt man von Erinnerungen. Und nachdem die Else Wolf gestorben ist, da hat es natürlich manchmal wieder einen Blick in eine Rolle oder in so ein Buch gegeben. Gell, als Erinnerung.

Heute ist ja das nicht mehr so, daß sie vor leeren Töpfen stehen. Aber man weiß nie, wie das wird, es kann ja wieder kommen, nicht? Und es sieht ja auch so aus. *Und jetzt noch 10 Prozent Abbau vom Grundlohn hat es geheißen* in einem Text von mir, in dem Stück *Wie stehn die Fronten?*

*Das machen sie jetzt mit der Inflation, mit den Preisen, den Mieten, den Steuern. Aber was haben Sie danach den Arbeitern gesagt?*

Vieles war damals anders. Aber das stimmt allemal, daß die Arbeiter keine Schlappschwänze sein dürfen, und daß die Gewerkschaft nicht ein Gesicht und einen Hintern hat, sondern wird wie ein Stück Eisen.

Das war auch gemeint mit unserem *Auftrittssong vom Spieltrupp Südwest*. Die erste Strophe hat eine Berlinerin gesagt, und die zweite war ich dran:

*Wißt ihr, wie's uns Frauen ist an den Maschinen? Man raubt uns Lohn und Brot und Blut, in unsern Adern rollt stumme Wut. Wir haben das Schicksal, das wir verdienen, aber dann haut eine hin, bleich, stumm und fahl, und dann geht's durch den ganzen Maschinensaal: Muß denn das so sein, dies Zu-Tode-Treiben, bloß daß ein paar sich Profite abschreiben? Alarm! Kein Kind soll mehr Hungers krepieren. Millionen sind wir, wenn wir uns formieren.*

Und die dritte Strophe haben wir miteinander gesprochen: *Millionen sind wir, wir Männer und Frauen. Noch stehen wir keuchend unter dem Druck. Noch fehlt uns der letzte Ruck, das letzte Erkennen, das letzte Vertrauen. Genug gibt's Brot, wenn ihr's nicht verbrennt, genug für Häuser Holz und Zement, genug gibt's Arbeit und Waren in Haufen, hätten wir nur Lohn genug, die Waren zu kaufen. Genug euer Chaos unter Hunger und Beten. Schluß damit, Proleten! Proleten, angetreten!*

Geboren wurde ich am 20. 8. 1944 in Torgau, ich bin aber Berlinerin. Ich war unehelich, mein Vater ist meiner Mutter weggelaufen, er war Schauspieler, und bei Schauspielern ist das vielleicht so. Was kam dann? Ich hab noch einen Bruder gehabt, der ist mit 17 gestorben, da ist meine Mutter nie richtig drüber weggekommen. Ich kam hier in der Jessnerstraße zur Schule. Ich ging öfter drumrum, da hat meine Mutter einen Haufen Ärger mit mir gehabt. Gleich die erste Woche bin ich ausgebüxt, da konnte ich die geraden und ungeraden Zahlen nicht auseinanderhalten. Ich hab denn immer so getan, als ob ichs könnte, und dann 22 Tage ohne Unterbrechung – weg. Meine Mutter hat 3 Schichten gearbeitet und mit einem Mann zusammengelebt, den sie später auch geheiratet hat. Ich hab ihn aber erst mit 20 akzeptiert. Ich bin ins Wochenheim gekommen. Na, und durch die Kinderheime bin ich wahrscheinlich ein bißchen rüpelig geworden. Ich wollte am liebsten zu Hause sein, und die haben mich nicht gelassen. Ab und zu kriege ich mal einen Rappel und versuche das jemandem vorzuhalten, aber im Grunde genommen – die Zeiten waren ja anders. Ich war immer Cliquenführer, hab schon immer eine große Klappe gehabt. Wenn ich die Schule geschwänzt hab, haben drei andere auch gleich mitgeschwänzt aus lauter Freundschaft, und dann ist es rausgekommen, da haben mich die anderen dann mit nem Strick um den Bauch gefesselt und zur Schule gezogen. Also, ich wollte partout nicht zur Schule gehen, ich weiß ja auch nicht, wie das kommt. Mit den Erziehern bin ich komischerweise prima ausgekommen, die waren für mich pädagogischer Ersatz. Sie haben mich zum Frisör geschickt und mit nach Hause genommen. Ich hab da geschlafen, die haben mir die Haare eingedreht, und eigentlich sollte ich ja in der Ecke stehen, weil ich gequatscht hatte. Andermal ham sie mir ne Decke umgehängt, komm her, meine Kleene, und denn haben sie mich doch ins Bett geschickt und die Haare eingedreht. Und am nächsten Morgen kam ich mit Locken wieder raus, woher haste denn die Locken, wenn du Strafe gestanden hast? Bei den Erziehern hatte ich immer 'n Schlag. Das hat sich nun gelegt, bei meinen Meistern jetzt ist das nicht mehr so dolle. Da kommt man als Erwachsener mit ner großen Klappe nicht so weit. Wat kam denn? Naja, die Schule hab ich dann bis zur 8. Klasse durchgemacht, bin natürlich nicht hängen geblieben, da ham sie für gesorgt, ich hab mich immer in der Mitte gehalten. Sport und Deutsch hab ich sehr gerne gemacht. Sport mußte ich immer vorturnen, und in Deutsch immer vorlesen. Ich sollte auch die Sportschule besuchen, aber dann hab ich in Russisch ne 4 gehabt und in Mathe ne 4, naja, die schulischen Leistungen haben nicht gereicht. Und dann solltick Koch werden. Also, von Sportlehrerin auf Koch – det warn bißchen happich, aber das war die einzige Alternative, die noch blieb bei den Zen-



suren, und vielleicht noch Bäcker. Das war alles nichts. Ich bin abgegangen und habe im Büro angefangen. Als Bote, Bescheinigungen von einer Tür zur anderen tragen. Und vor jeder Tür Herzklopfen, ich hab mich nicht rinjtraut. Das war in Elektropjekt, dort war ich zwei Jahre. Damals war ich auch noch beliebt bei meinen Vorgesetzten. Die haben mich ausgebildet in Maschinenschreiben, aber irgendwie hat mich dann wieder die Lust verlassen. Da solltick denn im Schreibbüro sitzen den janzen Tach mit son Knopp im Ohr und immer nur Maschine tippen, für 270 Mark. Mit 16 Jahren 270 Mark – det war nischt. Da hatt ich denn schon 'n Freund und wollte schick angezogen gehen. Hab ich meine Sachen gepackt und bin in einen Großbetrieb gegangen, nach Steromat. Dort hab ich meinen Mann kennengelernt. In Steromat war ich 6 Jahre. Ich war so etwas wie Elektromechanikerin, bloß eben angelernt. Die haben mich beschwatzt, mach doch den Facharbeiter. Und ich hab gesagt, dann kann ick gleich Klavierspielen lernen, das kann ich genau so wenig, laßt mich damit in Ruh. Aber sie hatten da soundsoviel Stellen drin in ihrem Plan, die noch nicht ausgefüllt waren, und da hab ich mich schließlich breitklatschen lassen, bin hingegangen. Ein viertel Jahr hab ich durchgehalten, bis zur Bruchrechnung und Dreisatz. Als dann Gleichungen kamen, da hab ich den Kram hingeschmissen, das war mir zu trocken. Und den ganzen Tag dastehen und feilen und mit der Schieblehre umgehen – da hatt ick kein Interesse für. Gab es großes Theater, sollte ich das ganze Geld wieder zurückzahlen, aber ich bin drumrumgekommen. Na, da bin ich eben 6 Jahre so geblieben, bis ich durch die Schwangerschaft aufgehört hab. Ich kriegte die Zwillinge, die sind jetzt 6, und war 3 Jahre zu Hause. Mein Mann ist Mechaniker. Durch die trockene Materie, die ich hingeschmissen habe, hat er sich 3 Jahre durchgeschruppt. Wir haben neulich erst seine Klassenhefte angekiekt vom Fachunterricht, also, ihm isset auch schwer gefallen, bloß bei ihm war et vielleicht so, als Mann hat er sich überlegt, du mußt ne Familie ernähren, nu mach, das mußt du schaffen, und ich, ich dachte, du kriegst ja nachher einen Mann, der wird det schon machen. Er kam zur Armee für anderthalb Jahre, und dann noch anderthalb Jahre, da kamen die Kinder, da war ich 3 Jahre zu Hause. Für die Kinder und mich war das eine sehr schöne Zeit. Da war ich nervlich dicke da, also, det hat mir wat jegeben, die Kinder wachsen sehen. Im Tierpark, im Stadtpark, im Planschbecken und allet mitgemacht, im Buddelkasten wie verrückt. Und dann waren die Zwillinge 3, und dann wurde das Geld knapp. Da mußte ich mich denn nach ner Arbeit umsehen. Aber det war ja noch komplizierter, vorher hab ich noch Heimararbeit gemacht, Kunstgewerbe. Da hab ich aus Pappkartons irgendwelche Pyramiden zu Weihnachten hergestellt, wenn Ostern war, dann haben wir Wachsfiguren gegossen und angemalt, und dann hab ich aus Blei Kerzenhalter gegossen, also die urigsten Sachen. Tabaksbeutel haben wir auf der alten Nähmaschine genäht, die draußen im Flur steht. Ich hatte von Tuten

und Blasen keine Ahnung. Mühselig. Er kam kaputt von Arbeit, und ich hab hier mit meinen Tabaksbeuteln gehangen und bin nicht klargekommen, da hat er mir geholfen. Und dann war das noch son privater Laden, der hat versucht, alles in seine Tasche zu wirtschaften. Er hatte mehrere Frauen in Heimararbeit beschäftigt, nachher wurde ihm wegen Steuerhinterziehung der Laden dicht gemacht, nicht wahr. Der Betrug war offensichtlich. Und ich bin dabei auf keinen grünen Nenner gekommen. Bei uns hat es einmal nach Wachs gestunken in der Wohnung und einmal nach Farbe, und ich hab mich mit den schweren Bleikisten abgeschleppt und denn mit der Sylvesterbleikelle übers Gas – alles ganz primitiv. Wie gesagt, der mußte seine Luken schließen, hat uns alle noch mit einem 50-Mark-Schein abgespeist, und dann saß ich wieder da. Da bin ich zur Post gegangen, das war um Weihnachten rum, und das Geld wurde immer knapper. Det war det Dollste, was ich jeh gemacht habe. Die schweren Pakete, die die Westler da an die Ostler und umgekehrt geschickt hatten, in den Waggon rinwuchten und stapeln. Ich war dort abends von 19 bis 23 Uhr. Und vorher den ganzen Tag die Kinder, da bin ich schon hingekrochen. Da waren Frauen, die waren 40, 50, die waren eingefuchst, ich sage Ihnen, die sahen aus wien Sack Zement vom vielen Rauchen, und so verbraucht, die haben die Pakete hochgenommen, als ob det 'n Stückchen Zuckerwarte wäre. Und ich als jungsches Ding, ich habe mich mehr an die Dinger rangehangen als det ich was geschafft habe. Ich habs 3 Wochen gemacht. Durch die Krippeneinweisungsstelle kam dann jemand vom Betrieb Fortschritt in die Wohnung, von der Kaderabteilung, und hat mich gefragt, ob ich da nicht anfangen möchte. Ich war froh, daß jemand kam, bloß das sind reine Nährarbeiten da, und ich hatte noch von den Tabaksbeuteln genug. Da bin ich ins Lager gegangen, wo man Anzüge, Sakkos, Jacketts auf Stangen hängen muß, nach Leistung. Naja, ich dachte, da hängst du mal ne Jacke hin, und denn schreibst du det uff ne Liste, und dann hast du deine 350 Mark und bist übern Berg. Aber da mußte man ackern wie ein Pferd. Für einen Sakko gabs 1 Pfennig, und fürn Anzug 2 Pfennig. Da haben die Frauen immer gleich mit beiden Armen so 10 Anzüge genommen. Aber heben Sie das mal, das ist ein ganz schönets Gewicht. Immer a 10, die Bügel alle in eine Richtung, zack! rauf auf die Stange. Wieder 10, zack! ich hab mich fast uffgehungen an den Dingen und die anderen haben gedacht, ich bin zu faul. Ich konnte das nicht. Und die Frauen haben ununterbrochen geschindert, und dann mußte man auch noch Etiketts raussuchen, da gab es Preise, die Größe, Übergrößen, Unterweiten, die urigsten Sachen. Dann mußte man Marken draufkleben, was fürn Export ist und was fürn Import, dann kamen von Neckermann und vom Otto-Versand Bügel – also, watt die Fraun im Koppe haben müssen! Und für 300 Mark! Ich hab gesagt, seid ihr blöde, euch so abzuschindern pfennigweise? Macht doch langsamer, da werden sie schon sehen, daß sie euch brauchen, da werden sie euch mehr geben. Die waren aber rich-



tige Kulis. Die Jungen, die da angefangen haben zu lernen, die waren anders. Die haben sich hingesezt, das machen wir nicht. Aber ich mußte ja. Ein halbes Jahr habe ich dort gearbeitet, und es ging mir nicht in meinen Kopf rein, wie die älteren Frauen da ackern. Wo ich jetzt bin, da mach ich auf Leistung, und da kann ich, wenn ich wirklich hintereinander arbeite, manchmal 9 Mark FdGB bezahlen, da hat sich das wenigstens gelohnt, nicht. Aber dort – und denn war ich bei den älteren Frauen auch gleich unten durch. Und wenn ich mich mal unten auf eine Stange hingesezt habe, die haben so zu tun gehabt mit ihrem Gerenne und Geschiebe, aber sie haben mich doch erwischt, ach ja, die Bayern faulenzten wieder. Aber ich war nicht faul, ich konnte nur nicht. Sie wollten mich dort im Büro behalten, aber da wäre ich vom Regen in die Traufe gekommen. Nun war es gerade günstig, zu der Zeit kam aus dem Betrieb, wo ich jetzt bin, ein Brief. Die wußten nicht, daß ich schon arbeite. Da kam ein Brief, ob ich nicht Interesse hätte, eine Tätigkeit als Justiererin anzunehmen. Und ich war wieder mal dankbar, ach, ein Glück, das ist die Chance! Und da bin ich jetzt schon 2½ Jahre, und det is nun wirklich das Wahre. Ich hab gut Geld verdient, bin manchmal mit 700, 800 Mark nach Hause gekommen. Ich justiere dort Relais, von den Verkehrsampeln hauptsächlich. Da hört man es manchmal im Kasten so klackern, und was da klackert, det bin ick. Es ist eine wahnsinnig fummelige Angelegenheit. Da muß man 2-Gramm-Gewichte reinbringen und Abstände halten von weniger als 1 Millimeter. Und allet auf Leistung. Und es gibt auch eine Norm, pro Stück 4 Minuten. Jetzt schaff ick 200 % am Tag. So hab ich mich hochgesteigert. 110 müßte ich machen, ich schaffe aber 220, manchmal 250, aber einfach ist das wirklich nicht. Am Anfang mußte ich erst einmal die Norm schaffen. Kam ich nach Hause: Du, ich hab 6 Stück geschafft. Dann kam ich mit 40 an, ick hab 40 geschafft! Und dann hatte ich die Norm, na, hab ich gejubelt. Und da hab ich gesehen, da neben mir, die machen 115, und dann kommt die Ehre ins Spiel. Man fängt an zu kniffeln und zu rudern. Endlich hat mans geschafft, und in der Zwischenzeit hat sich die hinter dir schon auf 200 gesteigert. Abends, wenn ich nach Hause kam in der ersten Zeit, hatte ich zwar Geld verdient, aber ich war erledigt. Er hat hier alles machen müssen. Ich hab mich hingeschmissen wie Graf Koks, ich konnte nicht mehr. Die Kinder hab ich vom Kindergarten hinter mir hergeschleppt, und die haben geschnattert und geschnattert, und ich war in Gedanken schon wieder im Bett. Er hat mir den Kaffee ans Sofa gebracht, damit ich mich erst mal wieder doppe. Und hat alles gemacht, mir ist das über den Kopf gewachsen. Dann wurde auch noch ein Zwilling krank, Gehirnhautentzündung. Sie sah überall grüne Käfer und Spinnen und fürchtete sich sehr. Dann war sie wieder aus dem Krankenhaus raus, kriegte die andere Gelbsucht. Das war alles zu viel. Nun arbeite ich erstmal nur halbtags und fühle mich besser. Jetzt hab ich die Gewißheit, ich kann Mittag gehen. Das Geld ist dann gerade so, daß es die

Unkosten für die Kinder deckt. Es ist eben so, wenn man nichts gelernt hat. Aber bei Ihnen, so freiberuflich, det ist ja auch nicht so einfach. Obwohl man immer denkt, Intelligenzler, die haben es dicke, die schwimmen im Geld. Aber det ist wohl nicht bei allen so. Ich erzähle Ihnen hier von meinen Geldnöten, und Ihnen geht es auch nicht besser. Ich hab auch mal Gedichte gemacht, ne Zeitlang hatte ich mal ne Strähne, und er mußte die Dinger immer loben. Wenn ich die heute durchlese – die ulkigsten Themen, und Kinderlieder. Aber damals, da hat det mir was jegeben, bloß ich hatte dann nicht mehr die Zeit dazu. Und manchmal hatte ich auch so eine Art Anfall, hab dann Tagebuch geführt. Kalender führ ick ja sehr regelmäßig, aber bloß stichpunktartig. Nicht, daß ich meine sämtlichen Gedanken und Gefühle aufschreibe. Und wenn eine gewisse Zeit verstrichen ist, guckt man mal nach, und dann gackern wir beede: da hatten wir einen Hamster gekauft, und ne Woche später war er schon wieder tot, und wie hieß denn der, und da steht „August“, und det wußte man im Grunde genommen schon nicht mehr. Eine Zeitlang habe ich auch alles von den Kindern aufgeschrieben. Zwillinge! Icke immer gedacht, ach, paar Jahre gar keine Kinder, und dann gleich zwee, ich hab ja in den Wolken geschwebt. Hab die ersten Dummheiten, die ersten Aussprüche aufgeschrieben, aber wie gesagt, mit der Zeit kommt man da nicht mehr nach. Nun hebe ich bloß noch ihre Zeichnungen auf und hab die Dinger auch an die Wand geklebt. Die malen sehr gerne, sind auch musikalisch. Talentmäßig haben sie ja viel mehr druff als ich, ick hab überhaupt kein Talent. Aber wenn man denen ne Triola in die Hand steckt, da fangen die an und spielen sämtliche Lieder. Neulich waren wir in einer Vogelausstellung, da stand ein altes Klavier. Hab ich den Deckel aufgeklappt, meine Kleene ran, gleich „Alle meine Entchen“ gespielt. Ich hab sie bewundert, als ob sie Chopin persönlich wäre. Das hab ich nicht druff, möcht ick gerne haben. Wir hören auch viel Musik, sie sehn ja, was da an Platten steht. Frank Schöbel und so, das ist nicht unsere Masche. Wir stehn so im Augenblick – seine Masche ist dann auch immer gleich meine Masche – neuerdings kam er mit ner Beethoven-Platte an. Ich sagte ach du Vatter, nun steigste auf Beethovn um, na, det kann ja was werden. Wir hatten vorher nie diese Musik gehört, höchstens mal Tschaikowski, Tanz der kleinen Schwäne, und da kam er mit Beethoven an. „Horch da mal rin!“ ach, und er ist hier in die Mitte, und Stereo, und icke – die Kinder rannten rum und denn hatte ich auch irgendwie Hemmungen, hab mich nicht getraut. Und als ich dann krank war zu Hause, da hab ich mir heimlich den Beethoven vorgekramt und allene für mich gehört. Ach, und dann hätte ich, wie man so sacht, können ’n Löffel abgeben, da war ich so richtig bereit. Na, und nun ist schon eine ganze Sammlung da. Alle Sinfonien und Klavierkonzerte. Es fing bei uns so harmlos an, und plötzlich haben wir den Beethoven so faszinierend gefunden, und jedesmal, wenn es Geld gab, dann hat er sein Taschengeld in Beethoven an-



gelegt. Ich weeiß gar nicht, was hast Du denn früher mit Deinem Taschengeld gemacht. Ach so, da hat er Tonbänder gekauft. In der ersten Zeit waren wir für Jazz, für Chris Barber. Jetzt hat er auch Anrechtskarten fürs Konzert, da gehen wir öfters in Konzert. Wir unternehmen viel, auch in Museen gehen wir, und ich interessier mich auch für Architektur. Ich hab Interesse dafür, das hat mir vielleicht als Kind gefehlt. Die Kinder sollen sich gleich von Anfang an an die Materie gewöhnen. Nicht wie bei uns zu Hause, wenn da im Radio ne Arie war, hieß et: nu mach det Jedudel aus. Unser Mittagessen am Sonntag ist eine Zeremonie. Machen wir Kerzen an, schönet Tischtuch, Servietten, det jibt uns wat, ein Kind neben mir und eins neben ihm, allet janz feierlich, weil man doch sonst immer in Hetze ist, und dann legt er ne Sinfonie auf. Er sucht jeden Sonntag etwas Bestimmtes aus, mal 'n Mozart, dann essen wir sicher ein bißchen schneller, das ist wirklich wahr, und die Kinder finden das alles selbstverständlich. Und jetzt, wo ich halbtags arbeite, da hab ich die Gelegenheit, mich zu entspannen, mit 'm Buch. Ich bin ganz begeistert von meinem Viktor Hugo, det ist so phantastisch und so umständlich beschrieben, daß man für die ersten drei Seiten eine Stunde braucht. Aber wenn man sich da reingewirtschaftet hat, dann hab ich richtig Herzklopfen gekriegt und war aufgeregt und hab ihm Stellen daraus vorgelesen. Ich sage, stell Dir mal vor, so eine einfache Sache, und wie man det so wunderbar ausdrücken kann. Aber das hat sich bei mir ja auch erst so eingestellt, seit ich ihn kennengelernt habe und die Kinder hatte, vorher war ich einseitiger. Mit 16 und 17 hab ich auch Kaugummis und Jungs im Kopf gehabt und weiter nichts, hab ich doch an Beethoven nicht gedacht. Also, mir geht es gut, und für ihn bin ich die Schönste und Beste. Dabei bin ich nicht einmal imstande, sonntags vor 10 aufzustehn, ich bin ja so faul. Dann zieht er ganz vorsichtig die Vorhänge auf, macht ganz leise Musik an, tippt mich sachte an, und denn kommt er mit 'm großen Frühstückstablett. Da hat er Beine drunter gemacht, und in die Mitte hat er ein großes rotes Herz gemalt, in jede Ecke ein kleines. Hat er alles selber gemacht, mit Liebe, zeichnerische Talente hat er nicht, aber das ist wunderbar. Er baut mir das Frühstück hin, ich krieche unter dem Brett vor und esse. Danach laß ich mich noch mal ne halbe Stunde fallen und schlafe, und er wirtschaftet schon in der Küche rum und rührt da irgendwelche Braten an. Besser kann es keinem gehn. Meine Mutter sagte immer die erste Zeit: was findste denn an den, der is doch so dünne. Und damals waren die engen Hosen so modern, und er hatte solche Röhren an, und ick fand det so schau, det hat mir doch was jegeben, und noch längsgestreift, da sah er noch dünner aus, und da hat er die Haare noch nicht einmal so lang gehabt. Na, nu sacht sie nichts mehr, nach 10 Jahren Ehe, da hat sie's wohl gemerkt, daß es nicht an den Haaren und den Hosen liegt.

*Gleich die erste Woche bin ich ausgebüxt, da konnte ich die geraden und ungeraden Zahlen nicht auseinanderhalten. Bei den Erziehern hatte ich immer'n*

*Schlag! Mit 16 Jahren 270 Mark — det war mir nischt. Ich kriegte die Zwillinge, die sind jetzt 6, und 3 Jahre zu Hause. Ich hatte von Tuten und Blasen keine Ahnung. Immer à 10, die Bügel alle in eine Richtung, zack! Rauf auf die Stange. Da hört man es manchmal im Kasten so klackern, und was da klackert, det bin ick. Jedesmal, wenn es Geld gab, dann hat er sein Taschengeld in Beethoven angelegt. Unser Mittagessen am Sonntag ist eine Zeremonie. Besser kann es keinem gehen.*

#### 8 Nachbemerkungen

1. Dieses Buch ist das Gemeinschaftsprodukt von 8 Frauen.
2. Der Schriftsteller muß Chronist seiner Zeit sein. Seine Arbeiten sollen nach 50, nach 200 Jahren Auskunft geben, wie bestimmte Leute zu bestimmten Zeiten gelebt und gefühlt haben. In den vorliegenden 6 Romanextrakten scheint es mir dazu Ansätze zu geben.
3. Biographie und Ansichten eines jeden Menschen sind wichtig. Sie müssen gesammelt werden. Gorki gründete 1934 ein „Büro für Biographien“, das 6 Mitarbeiter beschäftigte.
4. Diese unfrisierten Frauenerzählungen wurden 1971 und 72 mittels eines Kassettenrecorders aufgenommen und schließlich zu Papier gebracht.
5. Ich hätte konventionelle Porträts schreiben und die Personen nach bestem Wissen und Gewissen abschildern können. Die angewandte Methode halte ich in diesem Falle für intensiver und realistischer.
6. Trotzdem kommen subjektive Züge zu diesen Auto-Porträts. Nicht umsonst steht auf dem Vorspann eines Films, wer den Schnitt geleistet hat.
7. Es ging darum, die unterschiedliche Sprechstruktur der 6 hier versammelten Frauen zu erhalten. Die Umgangssprache unterscheidet sich von dem in Lesebüchern, Zeitungen und Vorträgen gebotenen Stil. Sie ist spontan und bildreich; sie läßt Assoziationen zu und gibt Unbewußtem Raum.
8. Dialekt ist Ausdruck einer bestimmten Denk- und Gefühlswelt, oftmals die Sprache des Herzens. In aufgeregten, aufgebrachten Passagen tritt er gerne zu Tage.

S. K.



## Klaus Konjetzky Schwierigkeiten beim Dokumentieren der Wahrheit

### I.

Weil es mir nicht mehr gleichgültig war, wer meine Texte liest und warum, weil ich festgestellt habe, daß nur „Gebildete“ — wenn überhaupt — meine Geschichten lesen, weil ich wissen wollte, wie jene Menschen leben, was sie fühlen und hoffen, die keine höhere Schule besucht und nicht studiert haben, jene Menschen, von denen in unseren „revolutionären“ Studentendebatten immer als einer konkreten aber anonymen Größe gesprochen wurde: „Die Arbeiter“, weil ich schließlich zur Auffassung kam, daß man sich als Autor nur dann sinnvoll mit Problemen einer realistischen Literatur auseinandersetzen kann, wenn man sich neben der Theorie- und Ästhetikdiskussion mehr als bisher um den Zustand der Leser kümmert, habe ich mir ein tragbares Tonbandgerät gekauft. Das ist so außergewöhnlich nicht, aber für mich war es ein entscheidender Schritt, aber davon später.

Das erste Ergebnis der Tonbandarbeit liegt in Form einer Dokumentation vor, die ich zusammen mit Manfred Bosch erstellt habe und die den Titel trägt: „Für wen schreibt der eigentlich? Gespräche mit lesenden Arbeitern, Autoren nehmen Stellung“ (Piper-Verlag 1973, DM 10,—, 211 Seiten).

Dokumentation läßt Sachlichkeit und Objektivität vermuten — aber weit gefehlt, sieht man sich z. B. eine Reihe von Kritikern zu diesem Buch an.<sup>1</sup>

Niederschmetternd ist das, auf jeden Fall bedrückend, wenn ich an die Autoren mit den „ledernen“ Aussagen denke, an Autoren wie Wallraff, von der Grün, Kroetz, Fried, Herburger, Maiwald, Scharang, Mechtel, Rinser, Johnson, um mal einige ganz wahllos zu nennen, die wir interviewt haben.

Die Vorstellung unserer Dokumentation und der Reaktionen auf sie wäre unvollständig, würde ich verschweigen, daß es auch andere Kritiken gab, in denen z. B. zu lesen war: „was bei der Befragung herauskommt, erscheint dennoch symptomatisch.“<sup>2</sup>

<sup>1</sup> „Es wird also ein verzerrtes Bild vom ‚lesenden Arbeiter‘ gegeben.“ Unsere in der Dokumentation gestellten Fragen sind ein „Katalog stereotyper Modelfragen“, die „literarisch oder gar literaturwissenschaftlich ... doch nicht entscheidend“ sein können.

Was wir fragten, könnte „aus der Zeit knapp vor und nach dem Ersten Weltkrieg stammen, als ‚Arbeiter‘ und ‚Bauern‘ romantisch überhöhte Begriffe bildeten. Es dürfte sich ja kein einigermaßen lebenswerter Autor je gesagt haben, er schreibe für eine bestimmte Berufsgruppe nicht, sondern umgekehrt, er schreibe nicht für eine bestimmte Berufsgruppe. Die Möglichkeiten, er schreibe nicht für Krankenpfleger, nicht für Akademiker, nicht für Verkäuferinnen usw. bleiben außer Betracht, denn aus ihnen ergäbe sich sogleich die ganze Unmöglichkeit der Fragestellung.“ (Wir hatten Autoren u. a. gefragt, wie sie zur Feststellung eines Kollegen stünden, der in einem Interview sagte: „Ich schreibe nicht für Arbeiter.“)

Unsere Fragen an Leser und Schreiber sind „einfallslos“ und „dämlich“, sie verweisen auf unseren „begrenzten Interview-Horizont“ und die Aussagen der Arbeiter und Angestellten bringen „natürlich nichts grundsätzlich Neues.“ Unseren „vorprogrammierten Fragen“ folgten „lederne Auskünfte“ seitens der Autoren, die auch nichts Neues sagen konnten, denn „die meisten, die hier zu Wort kommen, lassen sich auf die übliche Voraussetzung ein, daß der ‚bürgerlich-idealistische Kunstbegriff‘ zu einem Instrument der Herrschaft geworden sei.“ (Das mit dem Kunstbegriff hatten wir in unserer Einleitung geschrieben.)

<sup>2</sup> Oder: „Eine nützliche Materialsammlung ... die durch die Dokumentation der Schwierigkeiten beim Schreiben heute einen Lernprozeß initiieren könnte, der mehr als wünschenswert wäre.“

Obwohl ja jeder wichtige Autor nicht versäumt, irgendwann mal kundzutun, daß ihm schlechte Kritik der Presse nicht den Schlaf raube und gute Kritik nicht zum Erröten bringe, muß ich die Kritikerreaktion in diesem Falle für wichtig nehmen, verweist sie doch auf tatsächliche Schwierigkeiten beim Dokumentieren der Wahrheit und gibt sie doch Auskunft darüber, wie wenig verbindlich authentisches Material sein kann.

### II.

Wenn Gerhard Löwenthal in seinem ZDF-Magazin z. B. über Solschenizyn spricht, beschränkt er sich natürlich nicht darauf, einfach zu sagen: Ich halte Solschenizyn für den bedeutendsten lebenden Schriftsteller in der Sowjetunion, oder: ich meine, daß der Kommunismus, oder: ich finde, daß die Kommunisten, sondern er stützt sich beim Meinen, Halten und Finden auf sogenannte Fakten, Dokumente, authentische Aussagen, bemüht die Geschichte, erklärt, wie sie wirklich war, beweist die Wahrheit z. B. durch eine Stellungnahme von Fräulein Gerstenmaier, die sagt, sie halte Solschenizyn für den größten lebenden Prosaschreiber der UdSSR. Löwenthal schleppt Materialien vor die Kamera, die es an den Tag bringen, daß Solschenizyn ein Freiheitsheld ist und die Führer der Sowjetunion unmenschliche Unterdrücker der Freiheit.

Löwenthal und ähnliche sind da immer ganz sachlich, lassen andere sprechen, wie z. B. in einer Fernsehdokumentation mit dem Titel „Literatur im Untergrund. Samisdat — eine Form der politischen Opposition in der UdSSR“ emigrierte Russen in Haifa, Paris oder London, holen sich Auskünfte bei Autoritäten, wie auch in dieser Sendung bei Fräulein Gerstenmaier, die sagen kann, wie schwer es für die Verfolgten in der Sowjetunion ist, das dünne, für die heimliche Vervielfältigung der Untergrundwerke nötige Papier zu bekommen. Jeder Mensch mit einem gesunden Menschenverstand wie Löwenthal wird dann erkennen müssen, wie es dort zugeht. (Genauso wird es sein, wenn Löwenthal in einem sicher noch folgenden ZDF-Magazin die unmenschlichen Verbrechen der chilenischen Militärjunta aufzeigt, wenn er die Greuelthaten der chilenischen Faschisten und ihrer Handlanger beim Namen nennt, wenn er dokumentiert, wie es mit der Freiheit z. B. in Griechenland oder Spanien bestellt ist.)

Aber zurück zur Realität und zu den Schwierigkeiten, mit ihr zurecht zu kommen. Wenn es offenbar möglich ist, über einen Sachverhalt so oder so zu

Oder: „Endlich einmal wurde die berechtigte Frage gestellt: ‚Für wen schreibt der eigentlich?‘“ Die in dieser Dokumentation festgehaltenen Aussagen sind „aufschlußreich“, „lebendig“, „beachtenswert“, „bedeutsam“ und „notwendig“.

„Konjetzky und Bosch haben — und das macht die Bedeutung dieses Bandes aus — diejenigen gefragt, über die meistens nur theoretisiert wird, die Arbeiter ...“ Die Stellungnahmen der Autoren „dokumentieren einen notwendigen Dialog, der vor einiger Zeit eingesetzt hat und durch die Arbeit von Bosch und Konjetzky neue Anstöße bekommen hat.“

Oder: „Dabei ist es ihnen gelungen, mit Fragen nach Milieu, Ausbildung und Betriebspraxis, die an die Begegnung mit Literatur gebunden sind, aufschlußreiches Material für eine Lesersozio-logie der Arbeiter zu sammeln.“

Oder: „Die Gesprächsprotokolle sind in lockerer Montage aneinandergereiht, so daß sich für den Leser jeweils ein guter Überblick über verschiedene Meinungen zu demselben Thema ergibt ... Der Leser soll an repräsentativen Aussagen selbst die Tendenzen erkennen.“



reden, bzw., wenn es möglich ist, mit Hilfe von Dokumentationsmaterial Meinungen als Sachverhalte darzustellen — und weil auch ich für Freiheit und gegen Unmenschlichkeit bin — genügt es nicht, wenn ich hier feststelle: Löwenthal irrt, oder: Löwenthal lügt.

Da wird mir Grundsätzlicheres einfallen müssen.

### III.

Also komme ich wieder auf meine bescheidenen Erfahrungen zurück, soweit sie etwas mit dem Grundsätzlicheren zu tun haben.

Die Dokumentation „Für wen schreibt der eigentlich?“:

Wie sind wir dazu gekommen? Was haben wir da gemacht?

1. Wir wählten Texte und Textauszüge verschiedener Autoren aus, vervielfältigten sie und gaben sie jedem unserer Gesprächspartner ein bis zwei Wochen vor den Gesprächen zu lesen. Es waren dies Heinrich Böll: „Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral“; Günter Wallraff: „Industriereportagen“; Peter Handke: „Die Angst des Tormanns beim Elfmeter“; Jürgen Stelling: „Voraussetzungen für einen Arbeitstag“; Luise Rinser: „Septembertag“; Peter Maiwald: „Epigramme“; Hans Magnus Enzensberger: „middle class blues“.

2. In den Tonbandgesprächen mit Arbeitern und Angestellten fragten wir zunächst danach, wie deren erste Begegnung mit Literatur in Schule und Elternhaus aussah, welche Erfahrungen sie mit Büchern gemacht, welche Anregungen sie erhalten haben, welche Bücher ihnen gefallen haben und warum, welche Lesebedürfnisse sie im Laufe der Jahre entwickelt haben. Im zweiten Teil unserer Gespräche unterhielten wir uns darüber, ob und wie sich die Beziehung zur Literatur durch die Arbeitssituation, deren Probleme und Konflikte, gewandelt hat. Wir fragten, welche Bedürfnisse Literatur erfüllt, bzw. erfüllen könnte, welche formalen und inhaltlichen Kriterien Bücher bestimmen müßten, die nach einem 8- bis 10stündigen Arbeitstag noch lesbar sind; es ging also um die Erwartungen, Forderungen und Fragen unserer Gesprächspartner an Literatur und Autoren.

Schließlich diskutierten wir darüber, welche Voraussetzungen ein Autor haben muß, damit er diesen Erwartungen gerecht werden kann, fragten, ob Intellektuelle — das sind ja fast alle bekannten Autoren — oder eher Arbeiter selbst dazu in der Lage sind, welche Chancen z. B. der „Werkkreis für Literatur der Arbeitswelt“ hat und wo da die Schwierigkeiten liegen und welche Möglichkeiten bestünden, damit Intellektuelle von Arbeitern, Arbeiter von Intellektuellen und schließlich Autoren von Lesern lernen und profitieren können. Im vierten Teil unserer Gespräche baten wir die Befragten um eine konkrete Kritik an den vorgelegten Texten.

3. Sämtliche Gespräche schrieben wir vom Tonband ab, vervielfältigten Auszüge dieser Protokolle und schickten sie an über 30 deutschsprachige Autoren mit der Bitte und Aufforderung, sich damit auseinanderzusetzen und einige zu-

sätzliche Fragen zu beantworten, etwa: „Inwieweit ist für Ihr eigenes Schreiben die Frage wichtig: Wer liest meine Texte?“ oder: „Sollte sich ein Autor die Frage stellen: Wem dient, was ich schreibe?“ oder: „Wie stehen Sie zu dem Bemühen einiger Arbeiterkollegen, die z. B. im Rahmen des Werkkreises für Literatur der Arbeitswelt selber über ihre Arbeitssituation schreiben?“

### III a.

Ich komme zum vorentscheidenden und schwierigsten Punkt: die Auswahl der Befragten — ein grundsätzliches Problem.

Wir gingen z. B. nicht an ein Werkstor, um dort einfach mal irgendwelche von der Arbeit kommenden Leute anzusprechen, wir gingen auch nicht mit dem Mikrofon auf die Straße, wir bemühten uns nicht um einen statistischen Querschnitt an Meinungen und Lesegewohnheiten von Arbeitern (das wäre — wenn überhaupt — eine Aufgabe für ein Meinungsforschungsinstitut); wir wollten und das bedauert wohl die kritische Kritik, nicht hören, was wir schon wußten, daß nämlich die breite Masse der Lohnabhängigen vor allem Heftchen liest und überhaupt lieber fernsieht als Bücher liest.

Uns interessierte a) warum das so ist, warum zum Beispiel in der BRD jährlich an die 250 Millionen Heftchenromane auf den Markt kommen können und warum man schon von einem Erfolg sprechen kann, wenn von einem fortschrittlichen Buch 40 000 Exemplare verkauft werden (dabei frage ich noch gar nicht, an wen verkauft), uns interessiert, ob das vielleicht an der fortschrittlichen Literatur liegt? b) ob und wie daran etwas geändert werden kann, c) welche Erfahrungen Arbeiter und Angestellte gemacht und welche Hilfen sie erhalten haben, um so etwas wie Klassenbewußtsein entwickeln zu können und zu einem veränderten, neuen Verhältnis zur Kultur und speziell zur Literatur zu kommen.

Wir gingen davon aus, daß sich die Widersprüche dieser Gesellschaft und dieses Systems, daß sich die herrschende Ideologie auch in der Arbeiterklasse festgesetzt haben und daß es deshalb wenig sinnvoll ist, einfach irgendeinen Arbeiter zu fragen, um etwas zu erfahren über den Zusammenhang zwischen Literatur und Arbeiterklasse. Wir wandten uns demzufolge an Arbeiter und Angestellte, die eine bestimmte Entwicklung durchgemacht haben und die diese Entwicklung auch artikulieren können und die durch ihr Bewußtsein auch etwas sagen können über die Bewußtseinslosigkeit vieler Kollegen. Ja, ich bin mir der Problematik dieses Verfahrens bewußt. Ich bin mir klar darüber, wären wir anders vorgegangen, wären andere Probleme entstanden. Ich sehe auch, wie gefährlich es ist, von bewußten und unbewußten Arbeitern zu sprechen.

### IV.

Wie stellten die Autoren Bosch und Konjetzky überhaupt den Kontakt zu Arbeitern her? Wie sprachen sie mit ihren Gesprächspartnern und wie kamen sie



zu ihnen? Stiegen sie vielleicht, wie Frieder meinte, einfach durch den Kamin in Arbeiterwohnungen, oder wie? Gesucht werden Arbeiter und Angestellte, mit denen wir uns über Literatur unterhalten können!

In meiner Verwandtschaft finde ich schon mal keinen. Auch Bosch schaut ratlos um sich. Beim Durchforsten des Bekanntenkreises: Studenten — jede Menge, Autoren, Journalisten, Beamte, 1 Architekt, 3 Ärzte, 1 Mantelfabrikant, 3 Schauspieler, 5 Lehrer, 1 Chemiker. Da fällt mir der Maler ein, der im Parterre wohnt. Aber der ist im Urlaub und hat außerdem einen Malerbetrieb mit 7 Angestellten.

Nirgends ein richtiger Arbeiter.

Nachdem der Gang in die Fabrik oder ans Fabriktor ausschied, aus oben erwähnten Gründen, telephonierte ich mit unseren Freunden und fragten, ob sie nicht jemanden kennen, der jemanden kennt, der einen Arbeiter kennt. Ich kürze ab: Dieser nennt eine ihm bekannte Arbeiterfamilie, jener einen Bekannten, der da Beziehungen hätte, der dritte rät, die Gewerkschaft anzurufen, dort nennt man uns Namen von Kollegen und Betriebsräten, die uns weiterhelfen könnten.

Der Reihe nach riefen wir die empfohlenen Leute an. Meistens meldete sich erstmal niemand, oder aber die Frau, weil ja der Mann arbeitet, wir riefen abends wieder an, sagten: Grüß Gott, Sie wurden uns von Ihrem Kollegen genannt, wir sind Schriftsteller und machen eine Dokumentation über die literarischen Erfahrungen und Bedürfnisse von Lohnabhängigen, können wir uns mit Ihnen mal darüber unterhalten, usw.

Viele sagen nein und wollen nicht, weil sie sich darüber noch keine Gedanken gemacht haben, manche lachen und fragen, ob sie denn da die richtigen wären, einige empfehlen uns, Kollegen von ihnen zu fragen, einige stört das Tonband, aber etliche sind bereit. Wir verabreden uns nach Dienstschaft vor dem Betrieb oder bei mir zuhause oder in deren Wohnung. Die meisten kommen zu uns.

So ging das fast ein Jahr lang. Das Schneeballsystem funktionierte, und gegen Ende des Jahres hatten wir mit etwa 100 Arbeitern und Angestellten gesprochen.

Wir tranken Kaffee oder Bier, Bosch und ich erzählten, was wir so machten, und dann stellten wir das Tonbandgerät an.

Der Anfang ist schwierig, die meisten haben noch nie auf Band gesprochen, das Mikrofon macht sie nervös. Und weil wir noch hinzufügen, daß wir den ein oder anderen Teil der Gespräche auch für Rundfunksendungen verwenden wollen, bemühen sich einige, nicht so sehr im Dialekt zu reden. Viele reden so, wie sie im Betrieb nie reden würden, sagen z. B. „nach Absolvierung der Volksschule“ oder „der Arbeiter will auch mal ein anderes Genre kennenlernen“ oder „diese intellektuelle Sensibilität“.

Einige können während des ganzen Gesprächs nicht das Tonband vergessen, gehen immer wieder zu nahe ans Mikrophon, andere aber verlieren ihre Verkrampftheit und unterhalten sich so mit uns, wie sie sich vielleicht auch mal mit Kollegen unterhalten würden.

Und auch wir, Manfred und ich, hatten am Anfang Sprechprobleme, glaubten irgendwie arbeitertgemäß reden zu müssen, gaben uns einfach, vermieden Fremdwörter — manchmal biederte ich mich mit einem mir sonst nicht eigenen Dialekt an (bairisch), sprach, als spräche ich mit Kindern, verhielt mich, als hätte ich ein Leben lang mit Arbeitern zu tun gehabt, als gäbe es da gar keine Schwierigkeiten, hätte am liebsten verleugnet, daß ich 6 Jahre lang die Universität besucht habe.

Die Drucker, Schreiner, Textilarbeiter, Maschinensetzer und Techniker, die mir in meiner Wohnung gegenüberstanden, initiierten bei mir einen Lernprozeß, halfen mir, das arrogante und elitäre Bild, das ich vom Arbeiter hatte, zu verändern. Nach und nach wurden aus den Befragungen wirkliche Gespräche, deren Ziel nicht mehr ein exotisches „Arbeiterportrait“ war, sondern das Zusammentragen von Erfahrungen, der Austausch von Erkenntnissen und der Versuch, Solidarität zu entwickeln.

Deshalb war ich auch bald nicht mehr enttäuscht, daß da Arbeiter nicht so redeten wie in manchen Fernsehsendungen, in denen z. B. Kumpel am Stammtisch belauscht wurden, diese Leute, „mit ihren schwieligen Händen und ihren ausgemergelten Gesichtern und diesem brutalen Dialekt“. Mit einigen verbindet mich heute etwas, das ich ruhig als Freundschaft bezeichnen darf und was mehr ist, als vielleicht mal in einer Wirtschaft mit Arbeitern an einem Tisch zu sitzen, so wie vielleicht auch mal der Krüger vom katholisch, unabhängig-liberalen, konservativen Isarauen-Kurier unheimlich gesellig und offen mit „einfachen Leuten“ ein Bier trinkt, aber dann doch froh ist, wenn er wieder unter seinesgleichen ist.

Inzwischen habe ich neue dokumentarische Arbeiten begonnen, bei deren Verwirklichung ich auf die Hilfe von Betriebsangehörigen angewiesen war; z. B. zusammen mit Dagmar Ploetz eine Reportage über Werkbüchereien, die Teil eines Buches ist mit dem Arbeitstitel „Literatur in Betriebsnähe“ (erscheint 1975 im Raith-Verlag), z. B. ein Funk-Feature zusammen mit der Wortgruppe München über das Freizeitverhalten, die Freizeit Chancen und -bedingungen verschiedener Gesellschaftsschichten, z. B. eine Dokumentation über Gefängnisse und Zuchthäuser in der BRD.

Keines dieser Projekte erfüllt den Anspruch, repräsentativ zu sein, im statistischen Sinne, keine der Dokumentationen ist neutral, allen Berichten und Untersuchungen liegt die Frage nach den objektiven Bedürfnissen und Bedingungen der Arbeiterklasse zugrunde, immer kann der Isarauen-Krüger sagen: „Mein Lieber, die Mehrheit der arbeitenden Menschen in der BRD denkt nicht so, die Mehrheit hat doch kein Klassenbewußtsein, der Mehrheit geht es



doch nicht schlecht, jedenfalls ist es ihr noch nie besser gegangen. Das ist doch die Wahrheit, oder?“

## V.

Es läßt sich nichts dokumentieren ohne ein bestimmtes Interesse. (Das ist eine grundsätzliche Feststellung). Nehmen wir z. B. die bürgerliche Geschichtsschreibung, die große Sachwalterin der Vergangenheit, die vorgibt, neutral, objektiv, unparteiisch, also wissenschaftlich festzustellen, was war. Unschwer ist es an Beispielen der Darstellung bestimmter historischer Ereignisse, wie etwa der Revolution von 1848 in Deutschland, nachzuweisen, daß ganz bestimmte Interessen die Feder der Geschichtsschreiber geführt haben.

Das Interesse bestimmt die Sichtung und Auswertung der Quellen. Das Interesse bestimmt die Methode. Das Interesse bestimmt auch das Ergebnis.

An Löwenthal denkend, heißt das: ich sehe sein klares, eindeutiges Interesse daran, die Errungenschaften sozialistischer Länder, wo und wie auch immer abzuurteilen, Sozialismus und Kommunismus in Verbindung zu bringen mit Unterdrückung und Unfreiheit. Solschenizyn ist ihm dabei ein willkommener Gehilfe. Löwenthal ist durch diese Voraussetzungen gar nicht mehr in der Lage, z. B. den „Fall Solschenizyn“ objektiv zu beantworten. Er steht auf der anderen Seite, auf der Seite derer, die ein vitales Interesse daran haben, daß hierzulande alles so bleibt, wie es ist. Amen.

Hätten diese Männer recht, ich wäre ohne Hoffnung; stünde nur die Freiheit auf dem Spiel, von der jene Weißmacher reden, ich hätte nichts zu verlieren. Spreche ich von der Situation der Arbeiterklasse in der Bundesrepublik, wird der Isarauen-Krüger frühzeitig dagegensprechen, weil ich ja „bloß mal mit einem normalen Arbeiter reden bräuchte“, um zu erfahren, daß mir der „glatt ins Gesicht lachen“ würde, wenn ich ihn fragte, „ob er sich ausgebeutet fühle“ – und weil es zweitens für ihn (Krüger) eine Arbeiterklasse in der BRD gar nicht gibt.

(Übrigens: Krüger und Isarauen-Kurier sind fiktiv aber repräsentativ).

Auch die Frage „Für wen schreibt der eigentlich?“ stellt sich dem Krüger so nicht – denn Kunst ist ihm für alle da und „niemandes Herren Knecht“. Oder wie Herbert Rosendorfer in unserer Dokumentation spricht: „Die Frage ist für mich gar nicht wichtig. Beim Schreiben denke ich nicht daran, wer das Geschriebene lesen wird. Ich bemühe mich nur – und bin noch längst nicht am Ende dieses Bemühens – so zu schreiben, daß ein durchschnittlich gebildeter Mensch des 20. Jahrhunderts, der die deutsche Sprache beherrscht, den Text versteht... Ich bin sehr altmodisch und meine, daß die Literatur niemandem dienen kann. Literatur ist untauglich, die Welt zu ändern.“ Ich habe Rosendorfer einmal ganz gerne gelesen, aber hier müßte ich mich mit ihm streiten. Ich erlaube mir einen ersten Schluß: Eine Dokumentation, eine Reportage, ein

Bericht, ja überhaupt alles Geschriebene, ist wesentlich bestimmt und geprägt von dem, der dokumentiert und schreibt.

Auch und gerade eine Dokumentation gibt Auskunft darüber, auf welcher Seite der Verfasser steht. Schon die Fragestellung verweist auf Parteinahme, Vorverständnis, auf Erwartungen, Anliegen, Einsichten, auf das Selbstverständnis. (Es kennzeichnet den bürgerlichen Journalismus, daß er das bestreitet.)

Dieser Schluß meint nicht: es ist eben alles relativ, man kann's eben so oder anders sehen, sondern er öffnet die Tür, an der auf goldenen Schildern geschrieben steht: hier wohnt ein neutraler, unparteilicher, unabhängiger und neutraler Beobachter.

Hinter der Tür werden wir das Mobiliar und die Bilder an der Wand sehen und bei vielen „Unabhängigen“ die Honoraranweisungen der Auftraggeber.

## V a.

Die Wahrheit in einem Land wie die Bundesrepublik ist nicht repräsentativ. Repräsentativ in einem kapitalistischen Land ist die Meinung der Herrschenden. Die Herrschenden haben bestimmte eindeutige Interessen. Diese Interessen bestimmen weitgehend die meinungsbildenden Massenmedien. Die Mehrheit der Bevölkerung hat keine alternativen Informationsmöglichkeiten zu den Massenmedien. Die Meinung der Herrschenden kommt als objektive Wahrheit getarnt in die Wohnstuben des Volkes.

Da fällt mir zum letzten Mal Gerhard Löwenthal ein. Wem dienen, frage ich, mit einer gewissen Schwäche für Vereinfachungen, seine Berichte? Von welcher Menschlichkeit spricht er eigentlich? Und Menschlichkeit für wen? Und wer verhindert eigentlich in diesem Land und anderswo, daß alle Menschen menschenwürdig leben können?

## VI.

Ich kenne nicht alles, was in den letzten Jahren Richtiges, Wichtiges, Schlaues und Falsches über die Dokumentarliteratur geschrieben wurde – und von dem, was ich kenne, verstehe ich nicht alles.

Aber ich begreife, daß eine Dokumentation – über was auch immer – den Verfasser nicht in die Neutralität entläßt bzw. gar nicht entlassen kann. Daß meinte Scharang mit seinem Satz: „Wo es eine Klassengesellschaft gibt, kommt kein Autor umhin, sich auf die eine oder andere Seite zu stellen.“ Damit habe ich ein Kriterium für die Bewertung nicht nur von Dokumentarliteratur gewonnen.

Aber: die Probleme ästhetischer und praktischer Natur sind damit noch lange nicht vom Tisch.

Ich frage mich: kann ich als Intellektueller mit Abitur und Studium – zwar immer noch ohne erkennbaren akademischen Abschluß, aber immerhin (einem mir bekannten 86jährigen Bauern im Bayerischen Wald vermag ich einfach



nicht klarzumachen, daß ich weder ein Doktor noch ein Beamter bin — ich bin ein Studierter und damit Doktor und sogar ein höherer Beamter), ich frage also, kann ich Probleme, Fragen, Erfahrungen und Bedürfnisse der Arbeiterklasse überhaupt dokumentieren — und zwar so, daß damit der Arbeiterklasse selbst gedient ist? Welche Voraussetzungen müssen erfüllt werden, damit meine Dokumentationen nicht letztlich nur Auskunft geben über mein (intellektuelles, bürgerliches) Bewußtsein, sondern den Emanzipationsprozeß der Arbeiterklasse unterstützen und vorantreiben?

Im Rahmen einer Rundfunksendung mit dem Titel „Arbeiter und Literatur (zusammen mit M. Bosch) unterhielt ich mich mit dem Soziologen Prof. Dr. Horst Holzer.<sup>3</sup>

## VII.

Davon leuchtet mir manches ein. Und es ist mir klar, daß ich die Verbindung zwischen meiner individuellen Arbeitssituation und dem Kommunikationsbedürfnis der „unteren und mittleren Schichten der Lohnabhängigen“ nicht an meinem Schreibtisch werde herstellen können.

Die Anschaffung des zu Beginn erwähnten Tonbandgerätes schafft mir da einige Voraussetzungen, gewisse Erkenntnisse und notwendige Erfahrungen nicht allein an meiner Schreibmaschine zu gewinnen und festzuhalten.

Mein Schreibtisch, der Stoß Schreibmaschinenpapier, die Schreibtischlampe, der Aschenbecher, immer kalter Kaffee, kennzeichnen meine Lage:

Ich sitze da bei geschlossenem Fenster, weil ich geräuschempfindlich bin, rauche zuviel und trinke zuviel Kaffee, schreibe immer erst mit der Hand, bevor ich es in die Maschine tippe, transpiriere, vergesse, trotz Genie, nicht meinen Appetit auf das Geräucherte im Kühlschrank, denke an Monika, stehe auf, mache Musik, die mich stört, gehe ans Klavier und wieder weg, bin unzufrieden, kann mich nicht konzentrieren, ärgere mich über meine Großmutter, die zum Essen ruft, anschließend über die Zeitungsfrau, die zum Kassieren kommt, immer wieder über Telefonanrufe, ohne die ich doch nicht leben könnte, esse immer zu schnell und zu heiß, „schling nicht so“, habe einen Einfall, gerate unversehens auf Seite 7 meiner Erzählung über eine Witwe — und im Glücksfall gegen Mitternacht in Ekstase.

Und lange Zeit wunderte ich mich, warum von meinem Erzählband „Perlo peis ist eine isländische Blume“, den ich für außergewöhnlich halte, noch keine 1000 Exemplare verkauft wurden.

<sup>3</sup> „Das heißt, eine solche Literatur muß sich der Mühe unterwerfen, im Bereich von Gewerkschaftsarbeit, von Parteiarbeit, im Bereich von Ausbildungsinstitutionen, im Bereich betrieblicher Arbeit — soweit das möglich ist — Eingang zu finden, und zwar nicht Eingang zu finden, um dort einen Markt zu erschließen, sondern um dort sich mit denen auseinanderzusetzen, für die dann in der Tat geschrieben werden kann.“

Das bedeutet, daß sich eine solche Literatur und die Literaten, die eine solche Literatur praktizieren wollen, sozusagen aufmachen . . . ihre eigene Position und Funktion auszumachen, um von dort her dann an die Konzeption ganz bestimmter formaler und inhaltlicher Momente von literarischen Werken heranzugehen, die dann in diesen Zusammenhang hineingebracht werden können, als Momente, die diesen Zusammenhang nicht befestigen, sondern ihn gerade aufbrechen.“

## VIII.

Eigentlich denkt mein Doppelgänger dauernd an einen großen Roman. Mit groß meine ich, es soll alles drin sein: Geschichte, eine ganze Epoche, Gesellschaft, Entwicklung, Menschen, Individuen und Massen, Konflikte, Widersprüche, Psychosen, Hysterien, Idylle, Leidenschaften, Revolution, Glück, Solidarität, Einsamkeit, Kämpfe, Wahnsinn, Exzesse, Chaos, Isolation, Brutalität, Zärtlichkeit und die Hölle.

Ich denke an einen breiten, totalen Roman, in dem sich Abgründe auftun, Landschaften und Bilder aus der Erinnerung auftauchen, ein Roman, in dem die Zukunft denkbar wird.

Ach, und es müßte ein schöner Roman werden, bei dem der Leser von der mörderischen Sonnenglut eines Stadtnachmittags versengt wird, oder das Heu auf frischgemähten Wiesen riecht, oder Fichtennadeln, feiner Leute Parfüm, Schweiß, den Fischmarkt, den Schlachthof, Bordelle und Weihnachten oder den Geschmack gebrannter Mandeln auf der Zunge hat.

Wichtige Verben dieses Romans müßten sein: kämpfen, morden, hassen, lieben, leiden, verzweifeln, lachen, arbeiten, saufen, weinen, huren, hoffen.

Und dann sehe ich das fahle, leidgeprüfte, vom Schicksalsschweiß gezeichnete Gesicht meines Doppelgängers — unrasiert, dunkle Augenringe, Lebenszeichen auf der Stirn — im Studio einer Fernsehanstalt an die Rückwand projiziert, und ein Kritiker sagt: In diesem Roman vereint sich die Tradition abendländischen Geistes, er zeigt die Fülle eines Dante, die Phantasie eines Grimms, die Komik eines Cervantes, die Abgeklärtheit eines Goethe, die Leidenschaft eines Turgenjew, die Schönheit eines Puschkina, die Unerbittlichkeit eines Dostojewski, das Gigantische eines Tolstoi, die Faszination eines Joyce, die Systematik eines Musil und die Menschlichkeit eines Heinrich Böll.

Meine Phantasie ist grenzenlos, aber meine Erfahrungen sind noch gering. Deswegen das Tonband!

## IX.

Ich bin immer noch bei den Schwierigkeiten beim Dokumentieren der Wahrheit. Und mein großer „Schicksalsroman“ kommt nach den Schwierigkeiten. In dem Maße, in dem ich zu begreifen beginne, wer hierzulande Schicksal macht, wer eigentlich zuständig ist für die Trauer, das Unglück, die Unterdrückung, die Einsamkeit, die Verzweiflung und Not, z. B. von Frau Mertens aus dem dritten Stock, deren Mann — bis er starb — jeden Samstag besoffen nachhause kam, dem zweimal gekündigt wurde, weil er am Montag nicht rechtzeitig am Arbeitsplatz war, die mit ihren vier Kindern in einer Dreizimmerwohnung lebte, in dem Maße, in dem ich zu begreifen begann, aufgrund welchen Schicksals z. B. die Familie Berner in ihrer 12-Zimmer-Villa am Starnberger See leben, die Berners, die im Winter in Gstaad Ski laufen und im Sommer die Karibik kreuzen (oder im Sommer Ski fahren und im Winter



kreuzen), in dem Maße begriff ich die Unverbindlichkeit meiner Phantasie. Die Berners am Starnberger See hätten meinen Roman vielleicht gelesen, die Mertens im 3. Stock nie.

X.

Ich sehe schon, die Diskussion über Dokumentarliteratur gerät mir aus dem Blickfeld. Es fällt mir schwer, wie ich feststelle, zu trennen zwischen dokumentarischer Literatur und anderer Literatur.

Das eine kommt ohne das andere nicht aus, bzw. nicht mehr aus — jedenfalls bei mir.

Ich plane einen Roman und erarbeite verschiedene Dokumentationen: vielleicht letzteres wegen ersterem.

Das Tonband erschließt mir eine neue Wirklichkeit, eine, von der ich bislang abgeschnitten war, von dem sich meine Lehrer in der Schule und auf der Universität getrennt haben. Ich habe gelernt zu differenzieren, zu abstrahieren — aber ich habe nie erfahren, wie Menschen in einer anderen Gesellschaftsschicht leben als in derjenigen, der ich angehöre. Ja, eigentlich lebten sie überhaupt nicht. Wenn ich mich so erinnere, muß ich sagen: es war so ziemlich alles falsch, was man mir z. B. über „die Arbeiter“ erzählt hatte. Aber es ist auch wieder nicht so, daß ich das Dokumentieren nur als eine Durchgangssphase verstehe, nur als Vehikel zur Literatur.

Die Arbeitssituation, in die ich beim Dokumentieren zwangsläufig gerate, entfernt mich von meinem exstatischen Selbstmitleid, stellt Außenbeziehungen her, die durch meine geschlossenen Fenster nicht möglich waren, bringt Luft in meinen Tempel, zwingt mich zum Reagieren, öffnet mir den Weg in die Wirklichkeit und hilft mir bei der Entwicklung von Solidarität.

Das ist viel — und es läßt die großen Schwierigkeiten beim Dokumentieren der Wahrheit, Schwierigkeiten, die ich zum Teil noch nicht einmal erwähnt habe (etwa: die Analyse der Wirkungsgeschichte von Dokumentarliteratur, die Entwicklung einer leserorientierten Ästhetik, Untersuchungen über die Beschaffenheit des Vermittlungs- und Verteilerapparats, die Konzeption neuer Kooperationsmodelle, usw.) lösbar erscheinen.

Sergej Drobaschenko  
Dokumentarismus als ästhetisches Problem

Der Dokumentarismus, d. i. die direkte Widerspiegelung der Realität als praktisches und theoretisches Problem, hat in der modernen Kunst vorrangige Bedeutung erlangt. Ohne Berücksichtigung des damit zusammenhängenden Problemkreises ist eine fundierte Erforschung des künstlerischen Schaffens heutzutage unmöglich.

Die Erfahrung zeigt, daß die Rezeption einer beliebigen Information, so auch einer ästhetischen Information, nicht indifferent ist gegenüber dem Grad ihrer Authentizität. Wird eine Information zur gesellschaftlichen Realität, so ist sie in der Lage, Prozesse hervorzurufen, die sich häufig in direkter Abhängigkeit davon befinden, wie genau sie mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Die Spezifik der Kunst und ihre konstruktive, dynamische Kraft liegen nicht nur darin, daß sie die geistigen Strömungen einer Epoche widerspiegelt, sondern auch darin, daß die in ihr sich entfaltende Qualität der Glaubwürdigkeit eine besondere, noch längst nicht geklärte Wirkung auf das rezipierende Bewußtsein auszuüben vermag.

In der letzten Zeit kann man eine höchst interessante Erscheinung beobachten, die von vielen Forschern bereits als unumstößliche Tatsache vermerkt wird: die traditionellen Beziehungen zwischen Wahrheit und Fiktion in der Kunst sind diskreditiert, ihr harmonisches Gleichgewicht ist gestört. Aus Partnern, Komplizen, Teilnehmern an ein- und demselben „Spiel“ — die sie beispielsweise im Realismus Balzacscher Prägung waren — werden Wahrheit und Fiktion, künstlerische Phantasie und Dokument, obwohl sie notgedrungen auch weiterhin koexistieren, mitunter zu Antagonisten, Gegnern, Feinden. Immer mehr an Bedeutung gewinnt in der Kunst die direkte, ungeschminkte Wiedergabe objektiver Faktoren, bar willkürlicher Ausdeutung. Aufgabe der Soziologen ist es, diesen Prozeß zu erklären — derartige Versuche sind bereits unternommen worden. Für uns ist er wichtig und interessant als Beleg für die erhöhte ästhetische, gesellschaftliche und sozialpsychologische Bedeutung der dokumentarischen Wirklichkeitsdarstellung und ihren Einfluß auf das gesamte System des künstlerischen Denkens.

Einen Film, ein Theaterstück oder literarisches Werk als eine Version der realen Wirklichkeit zu betrachten, fällt heute nicht mehr unter die Kategorie „naiver Realismus“, sondern eher unter die Kategorie qualifizierter ästhetischer Rezeption, die gerade in der künstlerischen Struktur ihre überzeugende Begründung findet.

Man braucht sich beispielsweise nur einmal der Filmpraxis der letzten beiden Jahrzehnte zuzuwenden, so sieht man, daß der Dokumentarismus im Spielfilm sich aus einem primitiven Stilisierungsmittel mehr und mehr in ein bestimmtes Denksystem verwandelt, ein System der Objektivierung dargestellt



ter Wirklichkeit, das der künstlerischen Fiktion gegenübergestellt wird. Das geschieht in den Filmen der italienischen Regisseure Nanni Loy („Vier Tage von Neapel“) und Gillo Pontecorvo („Die Schlacht von Algier“), davor noch in „Das grausame Auge“ der amerikanischen Regisseure B. Maddow, S. Meyers und J. Stick. Im Film „Jules und Jim“ des französischen Regisseurs François Truffaut bilden die in die Spielhandlung einbrechenden Filmdokumente (eine Chronik der Kriegsereignisse) nicht nur äußerliche, sondern tiefgehende psychologische Charakteristika der Atmosphäre, in der die Hauptpersonen handeln. Ein originelles Mittel, Schauspieler und Dokumentaraufnahmen einander gegenüberzustellen, benützte der Regisseur W. Green in dem amerikanischen Film „Die Hellstrom-Chronik“: das als seriöse wissenschaftliche Hypothese ausgegebene Thema (der Untergang der Menschheit als biologischer Art infolge des Vordringens von bedeutend besser der Umwelt angepassten Insekten) wird durch verblüffend glaubwürdige Aufnahmen vom Kampf der Arten in der Natur untermauert.

Untrennbar verknüpft mit der weiteren Entwicklung dokumentaristischer Ästhetik ist eine so mächtige Strömung in der Kunst der Nachkriegszeit wie der italienische Neorealismus, und zwar nicht nur in seiner praktischen Tätigkeit, sondern auch in der Theorie. Das läßt sich belegen durch zahlreiche diesbezügliche Äußerungen von Roberto Rossellini, Giuseppe de Santis, Vittorio de Sica und Cesare Zavattini.

All das ist offenbar kein Zufall. Auffallend ist, daß das Dokument in der Kunst regelmäßig an historischen Wendepunkten, in gesellschaftlichen Krisensituationen und in Epochen welterschütternder Katastrophen Interesse erweckt.

Einem derartigen Interesse ist heutzutage auch unzweifelhaft der Weg bereitet aufgrund der höheren Erkenntnisfunktion, die das künstlerische Denken für die Massen hat. Aus bloßem Material wird das Dokument zum „tragenden Teil“ der künstlerischen Konstruktion. Nicht allein, weil es zum „Symbol“ werden kann, sondern in der Hauptsache deshalb, weil es den entfesselten Reichtum der Realität bewahrt als Beobachtungsfeld für den selbständig denkenden und zu diesem selbständigen Denken strebenden Geist.

Das Dokument ist umfassend, von lakonischer Kürze, inhaltsschwer. Es besitzt die Fähigkeit, das Wesen eines komplizierten gesellschaftlichen Prozesses konzentriert zum Ausdruck zu bringen, Persönlichkeit und Welt an der „Bruchstelle“ historischen Geschehens zu zeigen. Das Dokument ist konkret, nicht eingeeignet durch irgendeinen künstlerischen Formenkanon. Durch all das widersteht es der Mythenbildung und dem Stereotyp.

Nebenbei sei noch auf eine andere wesentliche Besonderheit der modernen Kunst hingewiesen.

Sie lehnt sich so heftig eigentlich nicht gegen die Fiktion als solche auf, son-

dern gegen die Fiktion, die in der Maske der Wahrheit auftritt, gegen die Halbwahrheit, in der das Wichtigste ungesagt bleibt. Gerade sie, diese Halbwahrheit, hält dem Vergleich mit der Wirklichkeit nicht stand, wenn ein kritischer Geist diesen Vergleich zieht: leichter als irgendetwas anderes kann sie Zweifel, Unglaube und Skepsis säen und sich letzten Endes in die reine Unwahrheit verkehren. Was offen sich zu erkennen gebende Gestaltungsprinzipien, Allegorie und Groteske angeht, so benützt die moderne Kunst sie gerne und mit Erfolg, soweit es sich eben nicht um Camouflage, um eine das Leben vortäuschende Maske handelt, sondern um offen deklarierte Abstraktion, um zugespitzte künstlerische Darstellung.

Daß aus dem Leben gegriffenes Material eine Rolle spielt beim Schaffen des Kunstwerks, sei es von der Reproduktion natürlicher Formen der Realität auch noch so weit entfernt, ist in der Geschichte der Kunsttheorie genaugenommen von niemand negiert worden, auch nicht von den Vertretern extremster Ansichten. Die Meinungsverschiedenheiten begannen erst bei der Bestimmung des Grades seiner Transformation, seiner Formung und Deutung. Ohne hier die gesamte Geschichte des Problems zu behandeln, wollen wir im folgenden nur auf einige der charakteristischsten Fakten eingehen.

Wichtige Beobachtungen, die spätere Entdeckungen in der spezifischen Sphäre der Kunst vorwegnahmen, hat im 19. Jahrhundert der russische Schriftsteller Alexander Herzen gemacht.

Die reale Tatsache, das aus dem Leben gegriffene Ereignis verglich Herzen mit dem primären biologischen Sein und stellte es der Kopie gegenüber — „dem anatomischen Präparat aus Wachs“, das vom Künstler geschaffen wird. Die Kopie gleicht dem Original, vermag aber nicht dessen gesamte emotionale Lebensfülle zum Ausdruck zu bringen. Von Herzens Standpunkt aus war und ist die Kunst unweigerlich ärmer als die Natur, ärmer als das reale Sein der Dinge. „Das WachsmodeLL kann ausdrucksstärker, normaler, typischer sein; in ihm kann alles abgebildet sein, was der Anatom wußte, aber nicht das, was er nicht wußte ...“<sup>1</sup> In der widerspiegelnden Darstellung, die das Resultat künstlerischen Schaffens ist, kommt nach Herzens Meinung das Leben gewissermaßen zum Stillstand, es erstarrt. Es ist immer eindeutiger als die Wirklichkeit, die es hervorgebracht hat, und vermag letzten Endes nicht ebenso natürlich zu werden wie sie.

Nicht so kategorisch, Herzen jedoch verwandt, ist Flaubert in seinen theoretischen Erörterungen über die Kunst. In seinen zahlreichen Notizen hob Flaubert besonders die Bedeutung der konkreten, wissenschaftlich exakten Beschreibung hervor, wobei er dem Künstler nahelegte, sich dabei direkt an der Natur zu orientieren.

In den Unterweisungen in der Kunst des Schreibens, die er Maupassant erteilte, sagte Flaubert nach dessen Zeugnis, es gebe nur ein einziges Wort, um

<sup>1</sup> A. J. Herzen, *Sobr. soč. V 30 tomach*, Bd. 18, Moskau 1959, S. 87.



den zu beschreibenden Gegenstand auszudrücken, nur ein einziges Adjektiv, um ihn zu charakterisieren, nur ein einziges Verb, um die Handlung wiederzugeben, den Gegenstand zu beleben. Keinesfalls dürfe man nur oberflächlich sehen und annähernd beschreiben. Man müsse das Einmalige, Unwiederholbare bloßzulegen verstehen – das, was das gegebene Objekt von Tausenden anderer, ihm verwandter Objekte unterscheidet.

Er sprach von dem Können (und von der Möglichkeit vor allem), Inneres, Psychologisches durch Äußeres wiederzugeben, die Hülle des „bloßen Scheins“ zu durchdringen und den Zustand eines Menschen durch Details aus seiner Umgebung, durch die Landschaft zum Vorschein zu bringen. Mit Hilfe assoziativer Verknüpfungen kann Emotionales genau und eindrucksvoll am Milieu entwickelt, mit ihm verschmolzen, durch es ausgedrückt werden. Daraus ergibt sich für den Künstler die Notwendigkeit, die Gesetze der Wirklichkeit zu studieren, ihre „Bilder“ und „Konzeptionen“. „Die Literatur wird mehr und mehr das Verfahren der Wissenschaft annehmen; sie wird insbesondere darlegend sein, was nicht heißen will didaktisch“, schrieb Flaubert in einem seiner Briefe an Louise Colet. Und weiter: „Man muß Gemälde schaffen, die Natur zeigen, wie sie ist.“<sup>2</sup>

Bezeichnend ist hierbei, daß der Dichter gerade in einer derart engen Übereinstimmung und Korrelation zwischen Kunst und Leben das Grundprinzip einer Poetik der Zukunft sah.

Einen anderen Aspekt bekommt die Kunsttheorie in den Ansichten von Schriftstellern und Philosophen, die die Rolle des schöpferischen Elements im Prozeß der ästhetischen Aneignung der Wirklichkeit besonders herausstellen.

Diese Ansichten kommen bei Balzac, in seinen Aussagen über künstlerisches Schaffen, besonders ausführlich zur Sprache. In seinen literarisch-kritischen Aufsätzen sind zahlreiche, die Beziehungen zwischen Künstler und Wirklichkeit betreffende Bemerkungen verstreut, die, fügt man sie zu einem System zusammen, eine geschlossene Konzeption ergeben von der Kunst als der Sphäre, in der vor allem das schöpferische Ich der Persönlichkeit sich manifestiert.

In der Kunst wahrheitsgetreu zu sein bedeutet für Balzac, eine Erscheinung nicht einfach zu zeigen, sondern sie auch grundlegend zu analysieren und ihren Sinn zu erfassen. Eine Beschreibung des Lebens ohne die Gedanken des Autors, ohne die Leidenschaften, die den Künstler beherrschen, ohne seinen schöpferischen Genius gibt es nicht. „Das Wahre in der Natur wird niemals das Wahre in der Kunst sein. Aber wenn die Kunst und die Natur sich genau in einem Werke begegnen, so kann die Natur, deren Zufälle unzählbar sind, unter die Gesetze der Kunst fallen.“<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Gustave Flaubert, Briefe, herausgegeben und übersetzt von Helmut Scheffel, Stuttgart 1964, S. 248.

<sup>3</sup> Balzac, Sein Weltbild aus den Werken, herausgegeben von Stefan Zweig, Wiesbaden 1964, S. 74.

Somit geht es schon nicht mehr einfach um die Feststellung der Wechselbeziehungen, der „Anziehungs-“ oder „Abstoßungskräfte“ zwischen Wirklichkeitsmaterial und Kunstmaterial, sondern um die funktionalen Qualitäten dieses Prozesses, um seinen wesentlichen Inhalt und seine Resultate.

Die ideologische Tendenz, die Intentionalität künstlerischer Formung und Deutung – gerade das scheint uns bei dem erörterten Problem der springende Punkt zu sein.

Nicht nur die persönlichen, subjektiven schöpferischen Elemente konzentrieren und manifestieren sich in dieser Sphäre. Was noch wichtiger ist: hier formiert sich auch, was wir zu den ideell-politischen, den klassenspezifischen Charakteristika der Kunst zählen.

Wesentliche Bedeutung für die moderne Kunsttheorie hat in diesem Zusammenhang das ästhetische Programm einer bekannten sowjetischen literarischen Richtung – der sogenannten Linken Front der Künste (LEF), an deren Spitze Wladimir Majakowskij stand.

1925 veröffentlichte die Zeitschrift „LEF“ die „Deklaration der Konstruktivisten“. Die Grundthesen dieses interessanten Zeitdokuments waren folgende: Der Charakter der modernen Produktionstechnik, „beschleunigt, ökonomisch und umfassend“, beeinflusst die ideologischen Vorstellungsweisen, die Prozesse des kulturellen Lebens. Ausdruck der erhöhten Aufmerksamkeit gegenüber technischen und organisatorischen Fragen ist der Konstruktivismus.

Übertragen auf die Späre der Kunst wird der Konstruktivismus zu einem System der maximalen Ausbeutung eines Themas oder einem „System gegenseitiger funktionaler Rechtfertigung aller künstlerischen Kompositionselemente“. Mit anderen Worten: Konstruktivismus ist motivierte Kunst, charakterisiert durch die Erhöhung der „Bedürfnisbelastung pro Materialeinheit“.

Die Gruppe konstruktivistischer Poeten, die obengenannte These zu ihrem Banner erhoben hat, ist der organisatorische Zusammenschluß von Menschen, die sich die Aufgabe gestellt haben, „der Poesie unter den gegenwärtigen kulturellen Verhältnissen effektiven Sinn zu verleihen“.<sup>4</sup>

Die „Deklaration der Konstruktivisten“ datiert vom August 1924. Sie ist unterschrieben von Selwinskij, Selinskij, Wera Inber, Agapow, Gabrilowitsch, Dir Tumannyj – von überwiegend jungen Poeten. Die in ihr dargelegten Ideen standen jedoch nicht nur zum literarischen Schaffen in Beziehung. Sie verbreiteten sich in verschiedenen Kunstbereichen: der Malerei, dem Theater, der Photographie, dem Film.

Offensichtlich ist der Zusammenhang konstruktivistischer Ideen mit der Begeisterung für die Aufnahme technischer Objekte und Maschinen in den frühen Filmen von Dsiga Wertow, mit seiner ausdrücklichen Fetischisierung technischer Faktur wie auch des Aufnahmeapparates selbst, des „Filmauges“

<sup>4</sup> LEF, No. 3 (7)/1925, S. 142-143.



(„Kinoglas“). Das läßt sich auch an Wertows theoretischen Äußerungen aus jener Zeit belegen: „Man schämt sich vor den Maschinen für die Unfähigkeit der Menschen, Haltung zu zeigen, aber was tun, wenn die tadellosen Manieren der Elektrizität uns stärker beeindrucken als die ungeordnete Hetze der aktiven und die zersetzende Trägheit der passiven Menschen“. „Notwendigkeit, Genauigkeit und Schnelligkeit – drei Forderungen an die Bewegung, die Aufnahme und Projektion verdient“. „Das Filmemachen ist die Kunst der Organisation notwendiger Bewegungen der Dinge im Raum...“ (Manifest „Wir“).<sup>5</sup>

Auf ihre Weise – doch durchaus nicht aus Zufall – suchte ein entsprechendes „System genauer Bewegungen“ im Spielfilm auch Lew Kuleschow, der vom durchtrainierten Schauspieler sprach, ausdrucksstark und exakt in Gestik und Mimik wie ein Malermodell, und Eisenstein in „Montage der Attraktionen“ und mit besonderen Konstruktionsmitteln filmischer Darstellung in „Streik“, „Panzerkreuzer Potemkin“ und „Oktober“. Genaue und strenge Rhythmen „in Einklang mit der Epoche“ suchte in der Poesie Majakowskij.

Zugleich jedoch entwickelte sich sowohl bei diesen Künstlern wie auch insgesamt in der Kunst der 20er Jahre das schöpferische und theoretische Denken im wesentlichen in eine andere Richtung.

„Die Kunst muß fest mit dem Leben verwachsen (als dessen intensive Funktion). Entweder mit ihm verschmelzen oder untergehen“,<sup>6</sup> erklärte Majakowskij 1924. Für die stets wirksame Grundtendenz der Linken Front hielt Majakowskij „die Agitation, das dokumentarische Material“. Sogar als die LEF-Bewegung (und mit ihr auch die Zeitschrift „LEF“) 1928 zu existieren aufhörten, beharrte der Poet darauf, die obengenannte „Überaufgabe“ bleibe bestehen, sie werde in den allgemeinen künstlerischen Schaffensprozeß, in die großen Formen der Literatur – den Roman, das Buch – eindringen und sich dort „festbeißen“.

Zum Problem der Beziehung von Kunst und Wirklichkeit wurde in der Zeitschrift der Linken Front folgende grundlegende These aufgestellt: „Wir behaupten, die Literatur ist kein Spiegel, der den historischen Kampf reflektiert, sondern eine Waffe in diesem Kampf.“<sup>7</sup> Gegen die Desertion vor der Realität in eine „ästhetische Fata Morgana“, gegen die Kunst als einschläferndes Narkotikum wandten sich Majakowskij, Tretjakow, Ossip Brik und andere, wenn sie davon schrieben und sprachen, daß die LEF-Methode auf der Grenze zwischen ästhetischer Einflußnahme und realer Lebenspraxis liegt. Sie sagten, die vordringlichste Aufgabe der Kunst sei es, die Glaubwürdigkeit des weltweiten Umsturzprozesses zu reproduzieren und damit die revolutionäre Umgestaltung des Lebens voranzutreiben.

<sup>5</sup> Dsiga Wertow, Stat'i, Dnewniki, Samysli, Moskau 1966, S. 47.

<sup>6</sup> W. Majakowskij, Poln. sobr. sotsch., Bd. 12, S. 471.

<sup>7</sup> „Programma. Lef i MAPP“ – in: LEF, Nr. 4/1924, S. 3.

So entstand die Theorie der Kunst als der aktiven ideologischen Einflußnahme auf die Wirklichkeit, der Kunst als „Lebenskonstruktion“, die mit dem Dokumentarismus untrennbar verbunden ist.

Genau das veranlaßte Eisenstein später zu der Äußerung: „In den zwanziger Jahren waren Wochenschau und Dokumentarfilm einst führend in unserer Filmkunst.“

Was damals der Dokumentarfilm schuf, verlieh zweifellos vielen Filmen der gerade aufkommenden sowjetischen Spielfilmproduktion ihr Gepräge.

Schärfe der Wahrnehmung von Material und Fakt; Schärfe des Blicks und Scharfsinn beim Zusammenfügen des Gesehenen; Eindringen in Wirklichkeit und Leben; das und noch sehr viel mehr steuerte der Dokumentarfilm zum Stil des sowjetischen Films bei.<sup>8</sup>

Dem bleibt nur noch hinzuzufügen, daß natürlich nicht nur vom Dokumentarfilm als eng umgrenzter Filmgattung die Rede war, sondern auch vom Dokumentarismus als Methode.

Noch ein wichtiger Aspekt des Problems muß hervorgehoben werden, der sich gut am Beispiel von Wertow erhellen läßt.

Nicht erst in seinen späten Filmen und theoretischen Schlußfolgerungen, sondern buchstäblich seit seinen ersten Schritten auf dem Gebiet des Films hat Wertow „Technizismus“, konstruktivistische Ideen und dokumentarische Methode insgesamt nicht in Gegensatz gebracht zur Demonstration des Wichtigsten in der Kunst: des Menschen. Der Inhalt aller seiner Filme, darunter auch der frühen, war vielgestaltig und reich. Das Schaffen einer neuen Filmsprache, formale Entdeckungen – all das wurde für ihn nicht zum Selbstzweck. Wertow hatte seinen Weg in der Kunst als Kampf „für eine kommunistische Dechiffrierung der Welt“ definiert und als schöpferisches Mittel dazu das Filmdokument erwählt; nun widmete er seine Arbeiten der Demonstration des neuen Menschen und der neuen Gesellschaft, wobei er die politische, ideelle und erzieherische Funktion der Leinwand als direkt abhängig von der Darstellung emotional beeindruckender, aus dem Leben gegriffener Szenen deutlich herausstellte. Als überzeugendes Argument mag dafür etwa das „Oktjabrina“-Sujet dienen, das in der 18. Folge der „Kinoprawda“ (wörtlich: Filmwahrheit) vom März 1924 enthalten ist, wo die Rhythmisierung der Montage, die Darstellung sich drehender Räder, das „Spiel“ mit dem Zwischentitel usw. erstaunlich organisch verbunden sind mit Einstellungen, in denen natürliche, starke menschliche Gefühle festgehalten werden.

Eine direkte Entwicklung (mitunter auch Verzerrung) der oben dargelegten theoretischen Konzeptionen finden wir im zeitgenössischen Film, insbesondere im politischen Film.

Das Problem des politischen Films, der vorwiegend in der Form des Film-

<sup>8</sup> S. M. Eisenstein, Isbr. stat'i, Moskau 1956, S. 116-117.



dokuments geschaffen wird oder sich jedenfalls dafür ausgiebt, ist zur Zeit aus der Filmpresse nicht wegzudenken. Auch fundierte theoretische Studien werden dem Problem bereits gewidmet; Soziologen und Philosophen wenden ihm ihre Aufmerksamkeit zu.

Dieses Interesse besteht zu Recht. Es gründet sich auf reale Fakten, auf Fakten aus der schöpferischen Filmpraxis, nämlich auf die ungewöhnlich weite, bis dato beispiellose Verbreitung von Filmaufnahmen, die aktuellste Tagesereignisse behandeln: politischen Kampf, soziale und militärische Konflikte, die Befreiungsbewegung, Manifestationen des Protests. Gefilmt werden Streiks, Straßenschlachten von Demonstranten mit der Polizei, Studentenunruhen, die Arbeit der Gewerkschaften und sogar die Aktivitäten von allerlei illegalen Untergrundorganisationen. So wurden die Filme „La sixième face du Pentagon“ des französischen Dokumentarfilmers Chris Marker und „Die Söhne und Töchter Amerikas“ des amerikanischen Regisseurs James Stoll aufgenommen, die über die Jugendbewegung in den USA berichten, nach derselben Methode wurden der englische Film „Demonstration“, die italienischen Filme „Kontrakt“ und „Die Armen sterben zuerst“ sowie Dutzende, inzwischen bereits Hunderte anderer Filme gedreht.

Diese Bewegung gewinnt mehr und mehr an Tiefe, wobei qualifizierte Kräfte des Films mitgerissen werden, wie auch, und das ist noch wesentlicher, an Breite, wobei eine unzählbare Armee von Journalisten, Studenten und Arbeitern erfaßt wird, die zum erstenmal eine Kamera in die Hand nehmen. Gruppen wurden gegründet und sind in Aktion, die sich zielbewußt der Fixierung politischer Ereignisse widmen: die „Gruppe Medwedkin“ in Frankreich, „Newsreel“ in den USA, Filmarbeitskreise an den Universitäten der Bundesrepublik, Italiens, Japans und Englands, Cineastenvereinigungen in den lateinamerikanischen Ländern usw.

Insgesamt gesehen kann man diese Erscheinung einschätzen als einen äußerst symptomatischen Prozeß der Demokratisierung und Politisierung des Films, der sich auf das „Vertrauen“ zur Wirklichkeit, auf das Filmdokument stützt. In den programmatischen Erklärungen der meisten Mitglieder politischer Filmgruppen wird das auch auf alle erdenkliche Weise hervorgehoben: „Der Filmer interessiert sich für die Lebensrealität. Interessiert er sich nicht dafür, so ist er kein Filmer... Die Realität, die wir auf der Leinwand sehen, verfügt über eine derartige Überzeugungskraft, über eine derartige Macht, daß sie gewissermaßen beispielhaft für die echte Welt steht.“<sup>9</sup> Die „Rückkopplung“ von Kunst und Wirklichkeit wird damit vorprogrammiert als das wesentlichste Element der künstlerischen Praxis, als Garantie für ihre psychologische Effektivität.

Aber hier taucht wieder das alte Problem auf: nicht die Beziehungen zwischen Werk und aus dem Leben gegriffenem Material sind als solche positivistisch

<sup>9</sup> CINEMA 70, Dezember.

zu beschreiben, vielmehr sind der Inhalt und die ideellen und ästhetischen Tendenzen dieser Beziehungen freizulegen.

Lehrreich ist in dieser Hinsicht die Evolution der französischen „Gruppe Dsiga Wertow“, die bekanntlich von Jean-Luc Godard geleitet wird.

In einem Interview, das Marcel Martin vor drei Jahren mit Godard führte, äußerte sich dieser in dem Sinne, ein Film müsse im Zuschauer direkte Analogien hervorrufen zu dem, was er, der Zuschauer, in der Wirklichkeit sieht; die Leinwand sei eine „Schultafel“, von der „Regeln“ und „Aufgaben“ abgelesen werden.<sup>10</sup> Mit anderen Worten: hervorgehoben wurde die propagandistische, erzieherische, ja „schockierende“ Rolle des Films. Ein Jahr später sagte Godard in einem Gespräch mit dem Regisseur Michail Romm: „Was ist eigentlich Film? – Bild und Ton. Das eine wie auch das andere wurden jedoch von der Bourgeoisie erfunden, das Proletariat hatte damit nichts zu tun. Bild und Ton zusammen sind ein Instrument zur Täuschung der Arbeitermassen, ein Trick der Bourgeoisie.“<sup>11</sup> Schließlich, noch ein Jahr später, propagierte Godard von der Position der „Mao-Tse-tung-Ideen“ aus die schwer verständliche Losung „politische Filme politisch machen“ und plädierte gleichzeitig für die Abschaffung der dramatischen Form im Film, insofern diese Form imstande sei, in höchster Vollkommenheit auf der Leinwand ein „Trugbild der Wirklichkeit“ hervorzurufen, während es doch nötig sei, nicht die Realität, sondern „Probleme“ zu filmen: „Kein inneres Trugbild, kein emotionales Versenken in die Menschen, um mit Hilfe klassischen Spiels gleichnishaft Moral zu offenbaren – zur persönlichen Benutzung, als einen Weg zur persönlichen Vervollkommenung (bekanntlich ein ständig angewandtes Verfahren in der bürgerlichen Ideologie und auch in der Arbeiterbewegung – vgl. „Liu Schao-tschu und die persönliche Vervollkommenung des Aktivisten“)“.<sup>12</sup>

Jede Evolution von Ansichten ist eine natürliche Erscheinung, das ist klar. Aber ebenso offenkundig ist, daß weder mit marxistischer Theorie (auf die sich Godard häufig beruft), noch mit Dsiga Wertow dergleichen anarchistisches Rebellentum irgendetwas zu tun hat.

In dem Aufsatz „Ich möchte Erfahrung weitergeben“ (1934) legte Wertow das Wesen der „Filmaugen“-Methode dar und hob die Bedeutung analytischer Leinwandstudien über menschliche Gefühle hervor; er schrieb:

„Die Mannigfaltigkeit der Filmchronik wurde einer einzigen grundlegenden und allgemeinen Aufgabe unterstellt – die Wahrheit zu zeigen. Nicht Film-auge um des Filmauges willen, sondern um die Wahrheit zu zeigen – die Filmwahrheit („kinoprawda“). Alle Filmtitel, alle Filmmöglichkeiten, alle Filmerfindungen, Verfahren, Methoden – um Unsichtbares sichtbar zu

<sup>10</sup> CINEMA 70, Dezember.

<sup>11</sup> LITERATURNAJA GASETA, Nr. 49, 1. 12. 1971.

<sup>12</sup> CAHIERS DU CINEMA, Nr. 240, Juli/August 1972.



machen, Unklares klar, Verdecktes augenfällig, Maskiertes offenkundig, um die Wahrheit über unsere Revolution zu sagen, über den Aufbau des Sozialismus, den Bürgerkrieg.

Daher auch das Bestreben, Menschen ohne Maske, ohne Spiel zu zeigen, das Bestreben, Menschen so zu filmen, daß sie es nicht bemerken, das Bestreben, auf den Gesichtern die durch das Filmauge entblößten Gedanken zu lesen<sup>13</sup>. Im Zusammenhang mit dem bereits behandelten Problem von ästhetischem Inhalt und ideologischer Tendenz im zeitgenössischen Dokumentarismus müssen wir uns noch mit einem Phänomen beschäftigen, das ins Gebiet der bildenden Kunst gehört.

Vor einigen Jahren tauchten auf Kunstaussstellungen der westeuropäischen Länder Arbeiten des amerikanischen Bildhauers George Segal auf. Seltsame, ungewöhnliche Kompositionen waren das: menschliche Figuren aus Gips, der auf ein Drahtgerippe aufgetragen war – stehende, gehende, sitzende, mit der oder jener Arbeit beschäftigte Figuren. Unter künstlerischer Beleuchtung, häufig im Halbdunkel, standen sie in mit schwarzem Stoff bespannten Umzäunungen. Auf dem Gang durch die Ausstellung stieß der Besucher ständig auf neue Sujets, auf neue aus dem Leben gegriffene Szenen, die von diesen Figuren „aufgeführt“ wurden. Gemeinsam war ihnen, daß sie alle genau unsere Zeit widerspiegeln, bestimmte Aspekte der modernen, in erster Linie der städtischen Zivilisation zeigten.

Das Wichtigste auf den Segal-Ausstellungen waren jedoch nicht die Gipsfiguren, nicht die Sujets und nicht einmal das Niveau künstlerischer Vollendung, mit der dies alles ausgeführt war, sondern etwas ganz anderes.

Zwei Menschen, offenbar Arbeitslose. Der eine steht an der Wand, blickt gedankenverloren in die Ferne. Seine linke Hand steckt in der Hosentasche, in der rechten hält er eine Zigarette. Der andere hat sich in volltrunkenem Zustand auf den Gehsteig fallen lassen und schläft, wobei seine Hand auf den von den Füßen gestreiften Schuhen liegt. Daneben ein Detail – ein Teil der Stahlrippenwand eines Gebäudes. Das Sujet heißt „Bowery“.

Die Figuren sind aus Gips, also künstlich. Das Detail der Hauswand und die Schuhe, auf die der Schlafende seine Hand gelegt hat, sind echt.

Noch ein Beispiel. Auf einem Holzstuhl sitzt eine Frauenfigur am Tisch vor einem Fenster, in dem sich die Szene spiegelt. Auf dem Tisch steht ein eingeschaltetes Transistorradio. Wenn man schweigend davor stehenbleibt, hat man vollkommen das Gefühl, daß diese unbewegliche Figur auf dem Stuhl mit einem zusammen Musik hört.

Ein anderer Gipsmensch sitzt vor einem Fernsehapparat („Bar“). Der Fernseher ist ebenfalls an, ein speziell zusammengestelltes Programm von Landschaftsfilmen wird abgespielt. Bleibt man vor ihm stehen und schaut eine Minute zu, so hat man unwillkürlich das Gefühl, als ob der Gipsmensch

aufmerksam auf den Fernsehschirm schauen, die Darstellung rezipieren, auf sie reagieren würde...

Mystik? Nein, etwas anderes: ein eigenartig gebrochener, aber nichtsdestoweniger verblüffender Effekt glaubhafter Echtheit.

Aufmerksamkeit erregt die unerwartet zwiespältige Natur dokumentarischer Details und Szenen bei ihrem Zusammenprall mit dem Fiktionalen, vom Künstler Erschaffenen. Das Dokumentarische ist in der Lage, eine konstruktive, gestalterische Funktion zu erfüllen – so beispielsweise in dem Film „Das grausame Auge“, wo die Filmdokumente den seelischen Entwicklungsprozeß der Heldin überzeugend motivieren. Die Dokumentaraufnahmen in Eisensteins „Streik“ dagegen, die in der Schlussszene in die Spielhandlung einbrechen, zementieren und verstärken diese nicht, wie das vom Regisseur beabsichtigt war, sondern zerstören das geschlossene System des fiktionalen Spiels.

Etwas ähnliches passiert auch in den Arbeiten von George Segal. In die Skulptur, in die fiktionale Vereinigung der Gipsfiguren wird ein reales Element eingebracht: Alltagsgegenstände, Details, Objekte. Und die Komposition des Werks, die für gewöhnlich dazu anhält, gerade sie zu rezipieren, zerreißt, fällt auseinander. Es entsteht eine neue Qualität der Gestaltung und eine neue Qualität der Rezeption, eine neue künstlerische Synthese.

Eine Synthese – ja. Aber künstlerisch? Was daran ist echte Kunst, neue, revolutionäre Form, und was daran ist Mode, Eklektizismus, bewußte, rationale Brückierung des Zuschauers, vielleicht sogar Zynismus?...

Mag die Frage bei Segal auch klar sein, so ist doch, wie uns scheint, insgesamt, auf der Ebene einer allgemeinen Methodologie, die Antwort darauf nicht einfach. Schwer zu erraten, welche Formen das mit der Zeit annehmen kann, welche Ausdruckssphäre dieses und analoge Experimente wohl auf-tun werden. In Segals Werken sind die realen Gegenstände ihrer Funktion nach neutral, sie spielen in der Regel eine elementar dienende Rolle – dies gerade verleiht seinen Werken ihre Primitivität, die sich hinter einem Schleier von Mystik verbirgt. Aber man kann sich leicht andere Kompositionen vorstellen, wo die in die künstlerische Darstellung einbrechende Wirklichkeit durchaus nicht neutral, durchaus nicht indifferent gegenüber dem allgemeinen Thema wäre, wo auf die Gegenstände der realen Welt eine gewichtige emotionale und dramatische Belastung entfiel. Dann würde die ganze Konstruktion zweifellos weit größere Intensität, mehr Schärfe und Sinn bekommen.

Das Problem des Dokumentarismus berührt den gesamten Entwicklungsprozeß des modernen Kunstschaffens in seiner vollen Breite. Die moderne Kunstpraxis bedarf der weiteren Vertiefung und wissenschaftlichen Ausarbeitung des Problems.

<sup>13</sup> Dsiga Wertow, a. a. O., S. 135.



## Hans-Joachim Schlegel Zum Streit um die Montage

*„Nach dem Feldzug ‚für die Montage‘ und dem Sturm ‚gegen die Montage‘ ist es an der Zeit, ganz von neuem und unvoreingenommen an die Probleme der Montage heranzugehen.“*  
S. M. Eisenstein<sup>1</sup>

Obwohl gerade in der jüngsten Zeit die Arbeit mit dokumentarischen Materialien im Werk revolutionärer und progressiver Künstler (vom Agitationsfilm der Befreiungsbewegungen bis zur „Protokoll-Literatur“ von Erika Runge und Wallraff) eine immer größere Rolle spielt, melden sich immer wieder Stimmen zu Wort, die den gesellschaftlichen und ästhetischen Wert der „Dokumentarkunst“ in Zweifel ziehen<sup>2</sup> und als ein Produkt politischer Resignation ansehen.<sup>3</sup> So finden die berühmte Ottwalt-Brecht-Lukács-Debatte um „Reportage oder Gestaltung“<sup>4</sup> und die Auseinandersetzung um die faktografischen Konzepte in der frühen Sowjetliteratur ihre aktualisierte Fortsetzung.

Ohne die Argumente dieser Debatten im einzelnen in Erinnerung zu bringen (dafür mögen die Literaturhinweise genutzt werden), sei auf das grundlegende Mißverständnis dieser Auseinandersetzung aufmerksam gemacht – auf die abstrakte und letztlich idealistische Einschränkung der Text-Wirklichkeit-Beziehung und auf die vor allem bei Georg Lukács zu beobachtende Verabsolutierung einer einzigen „Art der Beziehung zwischen Darstellungsweise und Dargestelltem, nämlich die der sozialen und psychologischen Wahrscheinlichkeit des Bewußtseinsstandes und des Selbstverständnisses der Figuren“.<sup>5</sup> Im Zusammenhang damit steht der Vorwurf des Positivismus, d. h. der fehlenden gesellschaftlichen und ästhetischen Relevanz der „Dokumentarkunst“.

Den Zweifeln und Vorwürfen ist mit dem Hinweis auf die dialektische Natur der Fakten und vor allem der Textproduktion zu begegnen: Der „Streit um die Dokumentation“ erweist sich letztlich als ein „Streit um die Montage“, ein Streit um die – im Brechtschen Sinne – antiillusionistische Anordnung nichtfiktiver, authentischer, „dokumentarisch“ ausgewiesener Textelemente.

Keine Kunstart (noch nicht einmal die Fotografie) kann die empirisch und

historisch konkrete Wirklichkeit „als solche“ wiedergeben. Das „Ding an sich“ existiert lediglich in der idealistischen philosophischen Konzeption Kants. In der historisch-konkreten Realität treten die Dinge und Fakten stets als Teile eines dialektischen Bedingungszusammenhangs auf. Ein Autor, der bestimmte Elemente dieser Wirklichkeit für einen neuen Text auswählt, löst sie aus ihren ursprünglichen Verknüpfungen und schafft durch seine neue Anordnung einen spezifischen Bedeutungszusammenhang. In dieser Hinsicht besteht also der von Lukács polemisch als Antagonismus von „Reportage oder Gestaltung“ bezeichnete Gegensatz von faktografisch-nichtfiktiver und psychologisch-fiktiver Kunst gar nicht. Beide ästhetisch und poetologisch unterschiedlich operierenden Autorentypen zerstören vorgegebene Einheiten von Zeit, Ort und Kausalität und schaffen – „gestalten“ – neue Zusammenhänge, neue Texte. Dies kann mit fiktiver, individualpsychologischer „Gestaltung“ im Sinne des bürgerlichen Realismus von Balzac oder Tolstoj geschehen – oder aber auch mit Hilfe einer „Montage“ nicht-fiktiver, authentischer Wirklichkeitsausschnitte. Als Sergej Eisenstein in den dreißiger Jahren den eigenen „linksavantgardistischen“ Programmrigorismus und die pauschal dagegen vorgebrachten Formalismuskritiken als gleichermaßen inadäquate Verabsolutierungen erkennt, betont er diesen generellen Zusammenhang künstlerischer Arbeitsweisen durch eigenwillig scheinende Sätze über die Montage der „Klassiker“ (Puschkin, Flaubert, Balzac, Dickens, Tolstoj u. a.).

Auch wenn der Terminus „Montage“ schon seiner Begriffsgeschichte nach eher zu den antiillusionistischen Arbeitsweisen von Autoren paßt, die sich bewußt der Non-Fiction zuwenden, d. h. die Nahtstellen zwischen den einzelnen Textteilen nicht zu kaschieren versuchen, wie das der Autor psychologischer Sujettex te tut, so bleibt doch die prinzipielle Kontinuität der künstlerischen Verfahrensweise trotz aller Unterschiedlichkeit gewahrt: In beiden Fällen findet insofern ein schöpferischer Prozeß statt, als das Ergebnis niemals eine bloße Summe von Teilelementen, sondern immer das dialektische Produkt eines neuen Bedeutungszusammenhangs vorstellt. Die Differenz erscheint lediglich in der Frage von illusionistischer Sujetbildung oder antiillusionistischer Textproduktion.

Die gründlich veränderte Wirklichkeit des revolutionären Rußlands, das an den weltgeschichtlich bedeutsamen Aufbau einer neuen Gesellschaftsordnung ging, stellte die Frage nach einer neuen Literatur und Kunst und deren Beziehung zum konkreten Gesellschaftsprozeß mit besonderem Nachdruck. Die alte Sehnsucht nach einer Aufhebung des Gegensatzes zwischen Kunst und Leben, zwischen materieller und ideeller Produktion konkretisierte sich in einer Fülle theoretischer Entwürfe und experimenteller Beispiele, in denen die neue Kunst demonstriert werden sollte. In einer Gesellschaft, die ihre Ordnung gerade auf der Grundlage eines materialistisch-dialektischen Weltverhältnisses und Wissenschaftsbegriffes neu zu formieren begann, suchte der

<sup>1</sup> Eisenstein, Montage 1938. In: E., Ausgewählte Aufsätze. Berlin/DDR 1960, S. 325 (demnächst in Band 5 der in der „Reihe Hanser“ erscheinenden Eisenstein-„Schriften“).

<sup>2</sup> Arnold/Reinhard (Hrsg.), Dokumentarliteratur. München 1973.

<sup>3</sup> „Literaturmagazin 1“, Reinbek 1973, besonders S. 97-100.

<sup>4</sup> So der Titel von G. Lukács' Aufsatz aus „Die Linkskurve“, 1932, H. 7 und 8, der zusammen mit Ottwalts Antwort jetzt in „Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland“, Berlin/DDR 1967, S. 436 ff. vorliegt. Vgl. ferner: A. Klein, Die Kontroverse zwischen Ernst Ottwalt und Georg Lukács; in: A. K., Die Entwicklung der proletarisch-revolutionären Romanliteratur in Deutschland. Diss. Leipzig 1961, S. 387 ff. – W. Mittenzwei, Die Brecht-Lukács-Debatte; in: „Sinn und Form“ 1967/1, S. 235-269. – H. Gallas, Marxistische Literaturtheorie, Neuwied 1971. – F. Mierau, Tendenz und Tatsache. Der operierende Schriftsteller S. Tretjakow. In: S. Tretjakow, Lyrik, Dramatik, Prosa, hrsg. von F. Mierau, Berlin/DDR bzw. Frankfurt/M. 1972, bes. S. 516 ff.

<sup>5</sup> Mierau, a. a. O., S. 518.



Künstler nach einem „materialistischen Zugang zur Form“<sup>6</sup>, trat er dem individualpsychologisch-fiktiv orientierten Prinzip der tradierten Kunstpraxis mit aggressiv-radikaler Skepsis entgegen und versuchte statt dessen das authentische Material der faktischen Wirklichkeit zum Gegenstand einer operativen Kunst zu machen, deren Funktion nicht länger mehr ein passiver Genuß im idealistisch-unverbindlichen Zwischenraum der „schönen Stunde“ sein sollte, sondern vielmehr eine konkret-gesellschaftliche Aktivierung des Rezipienten für die revolutionären Alltagsaufgaben des sozialistischen Aufbaus.

Natürlich steckt in der neuen Definition des Autors als „Produzent“<sup>7</sup>, Ingenieur, „Lebensformer“<sup>8</sup>, bzw. der Kunst als „Lebenskonstruktion“ noch mancher Reflex der futuristischen Begeisterung fürs Urbanistisch-Tayloristische. Tretjakows Forderung: „Wir brauchen nicht auf Tolstoj zu warten, wir haben unser Epos. Unser Epos ist die Zeitung“<sup>9</sup> zeugt zweifelsohne von einem avantgardistischen Maximalismus, der sich recht unbekümmert über die tatsächlich gegebenen Rezeptionsbedingungen hinwegsetzt. Dennoch kann dieser frühe Abschnitt der sowjetischen Kunstentwicklung nicht einfach mit dem Vorwurf des „reinen“, formalistischen Experiments abgetan werden. Es gilt zu differenzieren – zwischen der Praxis von Radlow und Foregger, deren Theaterpraxis im formalistischen Experimentieren sinnenthobener Montageexperimente stecken blieb (und so zum „Mekka“ der NEP-Kultur wurde), – und jenen Autoren, deren Experimente die dialektische Kraft des Montageprinzips zur Produktion gesellschaftlich und ideologisch relevanter Einsichten und Aktivitäten nutzten. Als Karl Radek u. a. 1934 die Montagemethode mit Hinweisen auf Joyce und Dos Passos pauschal verdammt, antwortete ihm Wieland Herzfelde: „Diese Methode von Joyce ist ein Experiment. Man darf dem Künstler das Experimentieren nicht einfach untersagen, auch dann nicht, wenn einem der Wert der Experimente fragwürdig erscheint. (...) Wenn Genosse Radek aber glaubt, die Methode von Joyce sei ausschließlich geeignet zur Vermittlung eines Joyceschen Bildes von der Welt, also wegen des Inhalts auch gleich die Form verwirft, so ist das zumindest voreilig“.<sup>10</sup> Joyce erregte Eisensteins Interesse gerade wegen seiner Form, obwohl er dem Weltbild und dem extrem individualpsychologischen Menschenbegriff von Joyce ausgesprochen kontrovers gegenüberstand. Aus dem gleichen Motiv ist Joyces Aufmerksamkeit für den „Panzerkreuzer Potjomkin“ zu erklären.

<sup>6</sup> Eisensteins Aufsatz „Zur Frage eines materialistischen Zugangs zur Form“ (1926) liegt in deutscher Übersetzung vor in: E., Schriften 1: „Streik“, hrsg. von H.-J. Schlegel. München 1974, S. 232-240 („Reihe Hanser“ 158; erscheint Anfang Febr.).

<sup>7</sup> W. Benjamin bezieht sich in seinem Pariser Vortrag „Der Autor als Produzent“ (1934) ausdrücklich auf S. Tretjakov.

<sup>8</sup> Vgl. das von F. Hitzer übersetzte und eingeleitete „LEF-Manifest“, in: „kürbiskern“ 1967/4, S. 43-50 – und B. Arvatov, Kunst und Produktion, hrsg. und übers. von Hans Günther und Karla Hielscher. München 1972 („Reihe Hanser“ 87).

<sup>9</sup> S. T., a. a. O., S. 194.

<sup>10</sup> W. Herzfelde, Über James Joyce und einige ästhetische Probleme, in: Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland, a. a. O., S. 626 und 628.

Hier wurde von antagonistischen Positionen her nach den Produktionsmöglichkeiten einer Methode gefragt, die zu jeweils anderen Zielen eingesetzt wurde.

Genau von diesem Hintergrund her wird klar, daß es kein Urteil über eine Schreibweise „als solche“ geben kann. Es ist stets die Frage nach dem jeweiligen Einsatz der Methode zu stellen. Ebenso kann man die „Dokumentarkunst“ nicht „also solche“ einschätzen, sondern nur deren jeweils spezifische, konkrete Realisationen. Wenn dabei die notwendige Frage nach dem Verhältnis von Anspruch und tatsächlicher ideästhetischer Funktion gestellt wird, so kann sich die Antwort natürlicherweise nicht darauf beschränken, die ideologisch zu akzeptierenden oder abzulehnenden Mittel zu benennen. Entscheidend ist die konkret applizierte Art der Verknüpfung, der spezifischen Montage dieser Mittel (der gewählten Fakten oder „Wirklichkeitszeugnisse“).

Die Praxis der operativen Kunst und ihrer faktografischen Tendenzen in der frühen sowjetischen Entwicklungsphase<sup>11</sup> zeigt ein ausgesprochen breites Spektrum. Diese Entwicklung wurde von mancher lauten Polemik begleitet. Besonders aufschlußreich für die aktuelle Diskussion scheint die Eisenstein-Wertow-Kontroverse, die verschiedentlich – etwa von J. L. Godard<sup>12</sup> – als unvereinbarer Antagonismus der Positionen mißverstanden wird. Dies vor allem auch deshalb, weil es hier um die Frage der wirkungsästhetischen Möglichkeiten einer Arbeit mit Dokument und Quasi-Dokument und um die Frage einer dialektischen „Faktenmontage“ geht. In der wechselseitig heftigen Polemik warf Eisenstein Wertow besseren Positivismus vor: „(Wertows) ‚Filmauge‘ ist nicht nur ein Symbol des Sehens, sondern auch ein Symbol des Betrachtens. Wir müssen jedoch nicht betrachten, sondern wirken“.<sup>13</sup> Wertow wiederum glaubte, in Eisensteins „Streik“ eine mit dokumentarischen Versatzstücken getarnte Wiederbelebung der „bürgerlichen Filmdramen“ erkennen zu müssen.<sup>14</sup>

Wertow führt eine mit ideologischer Zielsetzung geplante Montage von jeweils perspektivischen unerwartet gefilmten Objektansichten des „überrollenden Lebens“. Im Unterschied dazu legt Eisenstein den Montageplan seiner Stummfilme so an, daß durch die genau berechnete Korrelation der quasidokumentarischen Materialien untereinander ein – gruppen- und klassenspezifischer, nicht individualpsychologischer – psychischer Effekt zustandekommt, der aktivierende ideologische Einsichten auslöst.

<sup>11</sup> Zur Theorie der „literatura fakta“, vgl.: H. Günther, Einleitung zum Reprint von: N. F. Tschushak (Hrsg.), Literatura fakta (Moskau 1929). München 1972 und R. Lachmann, Faktographie und formalistische Literaturtheorie, in: „Ästhetik und Kommunikation“ 12 (1973), S. 76-87.

<sup>12</sup> Vgl. Interview mit Godard über die „groupe dziga vertov“, in: „Sozialistische Zeitschrift für Kunst und Gesellschaft“ H. 7, Juni 1971.

<sup>13</sup> Eisenstein, Schriften 1, a. a. O., S. 240.

<sup>14</sup> Vgl. den Aufsatz „Kinoglas über ‚Streik‘“ in: D. Wertow, Aufsätze, Tagebücher, Skizzen, zusammengestellt und eingel. von S. Drobashchenko. Berlin/DDR 1967, S. 106-107 (eine Auswahl dieser Ausgabe gab W. Beilenhoff in „Reihe Hanser“ 136 heraus: Dziga Vertov, Schriften zum Film. München 1973).



In den beiden Konzeptionen zeigen sich zwei unterschiedliche Meinungen über die ideologischen und ästhetischen Voraussetzungen der Rezeption. Beide Regisseure wollten aktivierende Einsichten in den Wirklichkeitsprozeß vermitteln: Im ersten Fall durch eine nicht-illusionistische „Inszenierung“ quasidokumentarischer Fragmente eines Prozeßzusammenhangs, im zweiten Fall durch die lediglich mit der „versteckten Kamera“ – und ihrer auswählenden, sowie ihrer perspektivisch dynamischen Kraft gegenüber der Statik eines für den Gesellschaftsprozeß repräsentativen Objekts – zum „Sehen“ und zum „Ein-Sehen“ gebrachten authentischen Wirklichkeit.

Die Differenz dieser Konzepte ist letztlich minimal, zumal beide von einem operativen Kunstbegriff getragen werden und beide konkrete Applikationen der dialektischen Natur der Montage sind. Ihre Wirkungsgeschichte, die leider noch nicht aufgeschrieben ist, zeigt, daß beide Artikulationsweisen im Wandel der historischen Situationen und Bedingungen ihre ästhetische Funktion behaupten konnten. Das gilt auch für die heute vorgestellten unterschiedlichen Formen dokumentarischer und semi-, oder quasidokumentarischer Kunst. Es gibt Beispiele, in denen sich kraft der konfrontierend zusammengestellten Dokumente der Zusammenhang des Vorgeführten enthüllt. Es liegen Arbeiten vor, die ein „Dokument“ in den Rahmen eines fiktiven Demonstrations-Sujets stellen. Schließlich gibt es Autoren, die von dem als „lebendiges, in die Tiefe gehendes und emotionales Material“<sup>15</sup> definierten Dokument ausgehen. In jedem dieser Fälle entscheidet die Verbindung der Elemente, die Schaffung eines neuen Textes, in dessen Bereich die Einzelelemente durch neue Kontextbildung spezifische, planbare Bedeutungen erhalten.

Eine „politische Resignation der Dokumentation“ kann sich nur dann einstellen, wenn es zu einer zufälligen oder lediglich subjektiv – für den Autor – relevanten Zusammenstellung der Dokumente kommt. Es gibt Beispiele hierfür – etwa das politisch reaktionäre und kommunikationsabgewandte Werk des vorrevolutionären russischen Schriftstellers Wassilij Rosanow<sup>16</sup>. Eine Aussage über das Wesen der Dokumentarästhetik kann aber hieraus nicht abgeleitet werden. An dieser Stelle muß die Debatte über die Schreibweise „schlechthin“ in die spezifische Debatte ihrer semiotischen Struktur, deren Konkretisation und damit ihrer möglichen Funktion eintreten.

<sup>15</sup> B. Dobrodejew, Nachwort des Autors zu: Die Zeit, die immer mit uns ist. Drehbücher (russ.). Moskau 1973, S. 156.

<sup>16</sup> Vgl. hierzu den Werkstattartikel „Uedinennoe“ im Supplementband von „Kindlers Literatur Lexikon“. München 1974 (im Druck).

*Aus einem Gespräch mit Pawel Toper*

Im formal-thematischen Sinne ist „Blockade“ natürlich eine Rückkehr zum Thema „Krieg“. Ich möchte hier nicht die allzu häufig strapazierten Worte Hegels von der Eule der Minerva, die in der Dämmerung fliegt, anführen; und doch hat der Wunsch, die Ereignisse, an denen ich als junger Mensch auf die eine oder andere Weise beteiligt war, mit den Augen des um drei Jahrzehnte Älteren zu betrachten, für das Erscheinen des Buches offensichtlich eine nicht unwesentliche Rolle gespielt.

Was jedoch die rein psychologische Motivation betrifft, so hatte diese polemischen Charakter. Sind doch die Fragen, die in „Blockade“ auftauchen – Fragen zur Interpretation eines bestimmten Abschnittes unserer Geschichte – in vielen von meinen nach 1956 entstandenen Büchern zu finden. ...

Ich glaube, wir müssen in der Beurteilung dieser schwierigen Periode völlige Klarheit gewinnen, und die Bemühungen des Schriftstellers, zu diesem Problem Stellung zu nehmen, sind Sache seines Gewissens.

Diese Frage hat auch einen internationalen Aspekt. Alles, was den zweiten Weltkrieg betrifft, alles, was hierüber geschrieben und gesagt wird, ist immer auf irgendeine Weise mit einem außerordentlich heftigen ideologischen Kampf verbunden. Und die Darstellung der Ereignisse der ersten Kriegsmonate gehört zu den kritischen Momenten dieses ideologischen Streits.

Wie sah die innere Situation der Sowjetunion am Vorabend der Hitler-Offensive aus? Wo liegen die Gründe für die Erfolge der faschistischen Truppen im ersten Kriegsabschnitt?

Wie ist die Tatsache zu erklären, daß die Faschisten, die doch vor den Toren Leningrads standen, nicht in die Stadt eindringen konnten? Warum hat Leningrad durchgehalten? Warum war der Feind, der sogar fast bis nach Moskau vorgedrungen war, gezwungen, den Rückzug anzutreten?

Dies sind nur einige der zahlreichen Fragen, auf die bis heute in der Welt- und in den Untersuchungen westlicher Historiker die widersprüchlichsten Antworten gegeben werden. ...

Die verzerrten Einschätzungen unserer Vorkriegssituation, der Aktionen im sowjetischen Oberkommando einerseits und im Hitler-Hauptquartier andererseits, der Ursachen unserer anfänglichen Mißerfolge und der dann einsetzenden Siege sind nur Teil des „totalen“ Bemühens der Ideologen des Antikommunismus, die Zerschlagung des deutschen Faschismus nicht auf die Geschlossenheit, mit der das sowjetische Volk hinter seiner Partei stand, nicht auf die Hingabe, mit der dieses Volk seinen kommunistischen Idealen diente, nicht auf das immer größere Können der sowjetischen Armeeführer, nicht auf die



Bereitschaft der sowjetischen Soldaten zum Kampf auf Leben und Tod zurückzuführen, sondern nur auf eine Summe „verhängnisvoller“ militärischer Irrtümer sowohl Hitlers selbst als auch seiner Generäle, auf ungünstige Wetterverhältnisse und so weiter und so fort.

Nicht zufällig habe ich ein derartiges Bemühen unserer ideologischen Gegner als „total“ bezeichnet. Denn genau das ist es, da auch heute alle antikommunistischen Aktionen darauf abzielen, zu beweisen, daß die Stärke der Sowjetunion und des gesamten sozialistischen Lagers auf allen möglichen Ursachen beruhen mag, nur nicht auf der Hingabe der Völker an die kommunistischen Ideale, nicht auf ihrer Solidarität mit den kommunistischen Parteien. Hitler hat irgendwann einmal behauptet, es genüge, nur kräftig an die „sowjetische Tür“ zu pochen — und schon werde das gesamte sowjetische System zusammenbrechen. Wie unser Volk auf dieses Pochen geantwortet hat, ist heute der ganzen Welt bekannt. Doch obwohl dies ein historisches Faktum ist, obwohl es heute nicht allein ein sowjetisches Volk, sondern ein ganzes sozialistisches System gibt, haben unsere Feinde „alles vergessen“ oder „nichts gelernt“.

Und wenn die Hemmungslosesten unter ihnen bis heute, ungeachtet der internationalen Entspannung, ungeachtet der Durchführung des sowjetischen Friedensprogramms, in der Hoffnung leben, aufs neue „an die sozialistische Tür“ pochen zu können, so versuchen die Gewitztesten unter ihnen, unbenutzt unter dieser Tür hereinzukriechen, jeden Spalt auszunutzen, um mit der Waffe der Verleumdung das zu erreichen, was Hitler mit der Waffe des Krieges nicht erreichte ... Damit läßt sich der offen polemische, publizistische Ton vieler Seiten des Buches „Blockade“ erklären ...

Die Bedeutung dieses Krieges lag vor allem darin, daß er eine Auseinandersetzung auf Leben und Tod zwischen zwei Welten, zwei Weltanschauungen war. Vor dem Krieg hatten unser System, unsere Idee ihre Lebensfähigkeit bewiesen, als sie die sowjetische Bevölkerung zu heldenhaften Leistungen anspornten. Während des Krieges wurden ihre Unzerstörbarkeit, ihre Lebenskraft mit Waffengewalt auf die Probe gestellt. Und sie haben gesiegt. Dies ist eine Frage, die nicht nur unsere Vergangenheit, sondern auch unsere Gegenwart und unsere Zukunft angeht. ...

— In den Kriegsjahren haben Sie viel in Frontzeitungen geschrieben, fast das ganze Jahr 1944 über waren Ihre Korrespondenzen in der Iswestija zu lesen. Konnten Sie das, was in diesen Korrespondenzen schon gedruckt erschienen war, für ihre weitere schriftstellerische Arbeit, darunter auch für ihre Arbeit an „Blockade“, verwenden? ...

— Ich glaube, wenn hier fertige Zeilen gemeint sind, nein, dann nicht. Doch wenn das gemeint ist, was durchdacht und gefühlt wurde, was im Bewußtsein haften blieb, dann ganz bestimmt ...

— Die Kritiker versuchen, „Blockade“ in den Griff zu bekommen, seine genrespezifischen Merkmale zu bestimmen. In der Presse wurde das Buch als „künst-

lerisch-publizistischer“ Roman bezeichnet, als „Panorama“-Roman, als Verbindung von „historischem“ und „psychologischem“ Roman usw. Dabei ist am häufigsten die Bezeichnung „historisch“ zu finden. ...

Ein historischer Roman ist jedoch nicht einfach ein Bericht, in dem historische Ereignisse, diese oder jene historischen Persönlichkeiten in Erinnerung gebracht werden; es ist die künstlerische Untersuchung einer bestimmten Epoche und ihrer wichtigsten Gesetzmäßigkeiten. In Ihrem Roman verfolgen Sie die Ereignisse der Anfangsperiode des Krieges, dieser kompliziertesten und schwersten Periode in der Geschichte des sowjetischen Volkes, nach Wochen und nach Tagen, manchmal auch nach Stunden.

— Ich muß darauf hinweisen, daß ich hier vom rein analytischen Standpunkt her nichts Neues zu entdecken hatte, — den notwendigen Schlüssel zu dem außerordentlich komplizierten Problem gibt die Resolution des ZK der KPdSU vom 30. Juni 1956. Dieses Dokument enthält Formulierungen, die mir als solide Grundlage für ein theoretisches Verständnis der Widersprüche dieser Periode dienen. Natürlich muß man diesen „Schlüssel“ auf alle konkreten Phänomene, auf alle historischen Ereignisse und historischen Persönlichkeiten anwenden können. Darin lag die Hauptschwierigkeit meiner Aufgabe. Doch der Ausgangspunkt ist klar: Die Fehler, die von der Partei schon vor vielen Jahren aufgedeckt wurden, haben ohne Zweifel den Gang der Ereignisse in den ersten Kriegstagen geprägt. Gleichzeitig haben gewaltige Leistungen in allen Lebensbereichen, alle positiven Seiten unserer Gesellschaft, die Verbundenheit des Volkes mit der Partei und der Glaube an die kommunistischen Ideale uns erlaubt, allen Schwierigkeiten zum Trotz durchzuhalten und zum aktiven Angriff überzugehen. Die Grundlage für den künftigen Sieg wurde gerade in den ersten Kriegsmonaten geschaffen — durch Heldentum und grenzenlose Hingabe der sowjetischen Bevölkerung, dank der gewaltigen organisatorischen Arbeit der Partei ... Nehmen Sie das vor gar nicht langer Zeit erschienene Buch des Amerikaners Harrison Salesbury „900 Tage“, das der Verteidigung Leningrads gewidmet ist. Dahinter steht eine beachtliche Arbeit, der Autor hat viele Bücher sowjetischer Generäle gelesen, offensichtlich mit vielen Menschen gesprochen, und wenn es um konkrete Fakten geht, so sind diese in den meisten Fällen — nicht in allen, aber doch in den meisten — richtig. Doch aufgrund der falschen allgemeinen Konzeption des Autors vermittelt das Buch ein verleumderisches Bild, und Salesbury führt Fakten nur zum Beweis seiner falschen Konzeption an, derzufolge die Schuld an den Leiden Leningrads und an seiner damaligen tragischen Lage bei allen möglichen Leuten liegt, bloß nicht bei Hitler und seiner Armee ...

— In welcher Form ist das von Ihnen „durchgearbeitete“ Faktenmaterial in das Buch gekommen, welches sind seine Quellen? Ich will nicht die allgemeine Frage stellen: Kann dokumentarisches Material in eine historische Erzählform eingehen oder nicht — die Antwort ist klar: es kann nicht nur, sondern es muß so sein, eben weil wir es mit einer historischen Erzählung zu tun haben. In-



interessant ist jedoch, wie Sie an dokumentarisches Material herangehen, nach welchen Prinzipien Sie es verwenden.

— Das heißt, wie sich auf den Seiten des Romans Fiktion und Dokument miteinander verbinden? ... Da ich selbst versuche, ein Werk zu schaffen, in dem sich Fiktion und Dokumentation miteinander verbinden, fällt es mir relativ schwer, in dieser Frage zu theoretisieren. Das ist schon Aufgabe der Kritik. ...

„Blockade“ ist der Versuch einer künstlerischen Auslegung von Geschichte. Welches sind die Quellen für die dem Roman zugrundeliegenden faktischen Informationen? Der erste ganz normale, ja elementar erscheinende Weg beginnt bei der Arbeit mit Archivmaterial. Zweitens verfüge ich über einige persönliche Eindrücke von der Blockade Leningrads, obwohl ich mit Nachdruck darauf hinweise, daß ich mich keineswegs für einen „Blokadnik“ halte. Als „Blokadniki“ bezeichne ich Leute, die während der gesamten Dauer der Blockade in Leningrad waren oder auf jeden Fall den ganzen Winter 1941/42 über. Bei mir war es anders, ich bin nur für bestimmte Zeitabschnitte als Sonderkorrespondent einer Zeitung von der Wolchow-Front in das belagerte Leningrad gekommen. Vieles von meiner persönlichen Erfahrung ist in das Buch „Es geschah in Leningrad“ eingegangen, doch die eigene Erfahrung reichte natürlich nicht für — ich scheue mich, das Wort „Epos“ zu gebrauchen, weil es neben der genrespezifischen eine wertende Bedeutung hat — ein großes historisches Gemälde, obwohl mir auch in diesem Fall der „Effekt eigenen Miterlebens“ ohne Zweifel geholfen hat. Drittens die Befragung von Augenzeugen und Teilnehmern: meine Gespräche mit ihnen waren sowohl für das Sammeln von Faktenmaterial als auch für dessen Interpretation außerordentlich fruchtbar.

Zunächst wird also mit dokumentarischem Material gearbeitet. Die Quellen sind zahlreich, das weiß jeder Autor von Kriegsliteratur. Ich habe im Archiv der sowjetischen Armee gearbeitet, auch in Parteiarchiven, hauptsächlich in demjenigen von Leningrad. Dann in Einrichtungen wie im Historischen Museum von Leningrad. Es gibt eine Reihe anderer Archive, in denen man über die Ereignisse in Leningrad sehr viel detailliertere Informationen finden kann als die, welche man in Büchern zu lesen bekommt. Das ist eine ungewöhnlich interessante Arbeit, obwohl sie auch, offen gesagt, viel Zeit und Kraft in Anspruch nimmt.

Und dann die Memoirenliteratur. Im Augenblick ist Memoirenliteratur außerordentlich beliebt, und ich kenne keinen auch nur einigermaßen bekannten General, der keine Erinnerungen herausgegeben oder niedergeschrieben hätte. Diese Bücher erleichtern in gewisser Weise die Arbeit eines Autors von historischer Belletristik, doch in vielem erschweren sie sie auch. Erschweren deshalb, weil zahlreiche Memoiren verständlicherweise in der Darstellung konkreter militärischer Operationen, in der Betrachtungsweise der einen oder anderen strategischen Frage erheblich voneinander abweichen. ...

Durch all dies wird die Arbeit des Schriftstellers eindeutig komplizierter. Eine

weitere Schwierigkeit liegt für den Verfasser historischer Belletristik darin, daß er nicht vergessen kann, daß der eine oder der andere seiner Helden schon selbst ein Buch über sich und die Ereignisse, an denen er beteiligt war, geschrieben hat und daß ihm der Leser leichter Glauben schenkt. Folgende Episode wird erzählt: Lunatscharskij habe in einer seiner Reden Worte Lenins zitiert und daraufhin von einem Zuhörer aus dem Saal zu hören bekommen, daß Lenin dies nicht gesagt habe. Lunatscharskij's Antwort darauf sei gewesen: Ihnen hat er das nicht gesagt, aber mir. — Jedes Mal taucht ein- und dieselbe Frage auf: wer kennt einen strategischen Plan und die Etappen seiner Verwirklichung besser — der Autor dieser oder jener Memoiren, der General, der eine große militärische Operation geführt hat und im Hauptquartier aus- und eingegangen ist, oder ich, der ich natürlich keine Truppen befehligt und nicht mit ranghöchsten Militärs gesprochen habe? ...

In „Blockade“ treten zahlreiche Persönlichkeiten aus dem realen Leben auf. Diese realen Persönlichkeiten leben auf den Seiten des Buches ihr eigenes Leben, führen diese oder jene Handlung aus, nehmen zu den dort aufgeworfenen Fragen Stellung. Doch diese Fragen sind nicht Resultat der Autorenphantasie, sondern haben sich aus dem wirklichen Gang der Ereignisse ergeben, ich kann sie nicht abändern. Wie soll ein Schriftsteller vorgehen? Soll er seine Variante der bereits historisch gewordenen Ereignisse, seine Deutung dieser oder jener Szenen, seinen „Text“ bringen? Das hat keinen Sinn, da es ja einen Menschen gibt, der unmittelbar und genau erzählt hat, wie die Sache war. Soll man sich völlig an die Memoiren enthalten, das heißt Dinge, die ein anderer geschrieben hat, einfach reproduzieren? Doch dann wird man zu hören bekommen: wozu ist Dein Buch erforderlich, wenn man das doch alles in Memoiren lesen kann? Also darf ich mich nicht auf Memoiren beschränken, ich muß diese ergänzen, das allgemeine Bild umfassender, vielseitiger machen. ...

Und noch eine Schwierigkeit: Bei uns wird viel gelesen. Es gibt jedoch eine bestimmte Gruppe von Lesern, die sich nur schwer vorstellen können, worin sich die Wahrheit des Lebens von der Wahrheit der Kunst unterscheidet. Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Wahrheit des Lebens und die Wahrheit der Kunst eng miteinander verflochten sind, und sobald die Übereinstimmung zwischen ihnen gestört wird, verwandelt sich die Literatur aus dem, was sie sein muß, nämlich einer wahrheitsgetreuen, realistischen Literatur in ein Mittel der Selbstdarstellung eines dem Leben entfremdeten Schriftstellers. Trotzdem ist allgemein bekannt, daß die Kunst ihre eigene Logik, ihre eigene Spezifik hat und die Wahrheit der Kunst nicht automatisch auf die Wahrheit des Lebens übertragen werden kann.

Wie oft kommt es vor, daß Gespräche über Prototypen geführt werden! Ich muß gestehen, daß solche Gespräche mich immer in Verlegenheit bringen. Was ist überhaupt ein „Prototyp“? Wenn mit diesem Begriff irgendeine konkrete Person, „der“ der Autor das Porträt seines Helden „ganz und gar“ nachgezeichnet



hat, gemeint ist, dann glaube ich, daß es solche Prototypen in der Belletristik überhaupt nicht gibt. Auf jeden Fall kommen sie äußerst selten vor. Ich persönlich fürchte sie. . . .

Doch wenn von historischen Ereignissen und von den Menschen, die unmittelbar an ihnen beteiligt waren, die Rede ist, nehmen die Mißverständnisse extreme Formen an. Wie oft sie auch beteuern mögen, daß ihr Werk trotz seines historischen Hintergrundes keine wissenschaftliche Untersuchung sei, sondern ein Roman, ist es sehr schwierig, solche Leser zu überzeugen, die eine „buchstabengetreue“ Reproduktion des Lebens fordern. . . .

In „Blockade“ kommt ein gewisser Anatolij Walizkij vor, ein kleinmütiger Mensch, seinem Charakter nach von der Art eines Fadejewschen Metschik. Es wird die tiefsinnige Frage gestellt: ist dies nicht eine verzerrende Darstellung der Mentalität unserer Jugend überhaupt? Jener heldenhaften Jugend, die . . . nun ja, und so weiter.

Meine Antwort ist: nein. Jene heldenhafte Jugend wollte ich in den Gestalten Veras, Surowzews, Swjaginzews und Saweljew darstellen. „Ja . . .“ — wendet mein unsichtbarer Gesprächspartner ein, ungläubig den Kopf schüttelnd — „aber Ihr Anatolij ist doch Komsomolze?!“ — „Warum denn nicht?“ — versuche ich mich zu verteidigen — „auch der dreiundzwanzigjährige Surowzew ist Kandidat der Partei und war wahrscheinlich gestern noch Komsomolze, und der Arbeiter Saweljew ist auch heute noch Komsomolze, und Vera . . .“ — „Gut“, — stimmt mein Gesprächspartner resigniert zu — „dann müssen wir annehmen, daß Anatolij eine unberechtigt große Rolle spielt.“ — „Nein, wieso denn, alle von mir genannten jungen Leute spielen ungleich größere Rollen — sowohl dem Umfang als auch der Bedeutung nach.“ — „Und trotzdem haben Sie ihn ganz überflüssigerweise zum Komsomolzen gemacht“ . . .

Wenn man beginnt, vor mir, einem Komsomolzen der 30er Jahre, auf diese Weise meinen Komsomol zu verteidigen, dann kann ich wütend werden. Doch hier geht es ja überhaupt nicht um den Komsomol, sondern um die berüchtigten, von einigen Kritikern aufgestellten „Repräsentationsnormen“. Bezeichnet man eine Person der Handlung als Vorsitzenden eines örtlichen Komitees, — schon bedeutet das, daß man in ihr wohl oder übel all unsere Gewerkschaften „widerspiegeln“ muß. Schleicht sich ein moralischer Feigling in den Komsomol ein, so bedeutet dies, daß er schon auf den ersten Seiten des Buches aus dem Komsomol ausgeschlossen werden muß . . .

Die zweite Richtung, in die die Einwände gehen, betrifft die Genauigkeit der Beschreibung. Ich schreibe über Leningrad, über ganz konkrete Orte, und in einigen Fällen erzähle ich die Ereignisse Tag für Tag, Stunde um Stunde. Andere Schriftsteller, die an einem Kriegsthema arbeiten, befinden sich in dieser Beziehung in einer etwas günstigeren Lage, weil sie geographische und chronologische Koordinaten meist nicht genau benennen. Doch hier ist von den allgemein bekannten, hundertmal beschriebenen Ereignissen der Leningrader

Blockade die Rede. Und wenn ich schreibe, daß der Held — oder mehrere — etwa aus der Stadt Luga mit dem Auto in die und die Richtung, sagen wir, nach Südosten fünfzig Kilometer weit fährt und dort den Kommissar einer Division der Volksmiliz namens Koroljew trifft, dann bekomme ich gleich ein Dutzend Einwände mit genauen geographischen Angaben: wenn man von der Stadt Luga aus in dieser Richtung fünfzig Kilometer weit fahre, müsse man zu dem Standort einer ganz anderen Division gelangen, und deren Kommissar sei kein Koroljew, sondern, sagen wir, ein Iwan Iwanowitsch Iwanow, ein großartiger Mensch, der es verdiene, daß man über ihn schreibe. „Warum mußte Tschakowskij denn über einen Koroljew schreiben, den es dort doch niemals gegeben hat?“ Wiederum gilt: vom menschlichen, vom emotionalen Standpunkt her kann ich diese Vorwürfe und gereizten Fragen verstehen, allerdings kann ich nicht umhin, die ungenügende Vorbereitung der Leser auf die Rezeption von Belletristik zu bedauern. Doch ihnen zu antworten, ihnen ihre Irrtümer klarzumachen, ist sehr schwer. Genauer — es ist leicht zu antworten, schwieriger zu überzeugen . . .

— *Das heißt, in der umfangreichen Post, die Sie erhalten, sind viele Briefe, aus denen hervorgeht, daß „Blockade“ als streng dokumentarisches Werk rezipiert wird. Die Schreiber dieser Briefe machen offensichtlich nicht nur Einwände, sondern wollen auch auf ihre Art helfen, ihre eigenen Kenntnisse zu den Ihrigen hinzuzufügen. Dabei jedoch sehen sie Wahrheitstreue nur in dokumentarischer Exaktheit.*

— Genau. Obwohl ich mit allen Mitteln zu erklären suche, daß man an ein Kunstwerk nicht wie an ein dokumentarisches Werk herangehen darf. Als Antwort auf meine Erläuterungen kann man mir natürlich entgegenhalten, daß unter diesen Umständen der Autor eines historischen Romans an keinerlei Gesetze gebunden sei. Selbstverständlich ist er an Gesetze gebunden, doch es sind Gesetze, die von den grundlegenden Gesetzmäßigkeiten des historischen Prozesses diktiert werden. Hier kann ich nichts ändern und nicht erfinden.

Es erhebt sich natürlich die Frage: Wie „historisch“ sind die Episoden des Buches, die zum Beispiel die Ereignisse im Hauptquartier des Oberkommandos oder im Smolnyj-Palast, dem Zentrum der Verteidigung von Leningrad, betreffen. Wie genau sind die Beschreibungen des feindlichen Lagers, die Beschreibungen der Feinde, von solchen wie Hitler, Ribbentrop, Göring und deren Umgebung? Was ist hier „Wahrheit“, was ist „Fiktion“?

Ich möchte noch einmal sagen: man darf „Blockade“ nicht als ein von Anfang bis Ende, von der ersten bis zur letzten Zeile streng dokumentarisches Buch ansehen. Im übrigen könnte sich eine solche Warnung mit der gleichen Berechtigung auf beliebiges Kunstwerk mit einem historischen Thema beziehen. Selbstverständlich gilt: Wenn von historischen Persönlichkeiten die Rede ist, unabhängig davon, welchem Lager sie angehört haben, versuche ich, bei der Schilderung ihrer Charaktere, ihres Verhaltens und ihrer Rolle in der Geschichte



meinen Standpunkt darzulegen. Sonst wäre es sinnlos, zur Feder zu greifen. Dabei bemühe ich mich jedoch, jeglichen, in derartigen Fällen unzulässigen Subjektivismus zu vermeiden.

Warum konnte Hitler nicht in die Stadt Leningrad eindringen? Warum erlitt er bei Moskau eine Niederlage? In solchen Fällen muß ich unbedingt der unanfechtbaren Wahrheit der Geschichte folgen. Doch was Shdanow anhatte oder was Shdanow zu Shukow gesagt hat — bei diesen Beschreibungen brauchte ich nicht — wenn dies nicht der Logik ihrer Beziehungen, das heißt der inneren Logik der Charaktere widerspricht — auf die Freiheit schöpferischer Phantasie zu verzichten, sonst wäre es überhaupt unmöglich, einen Roman zu schreiben. Es ist selbstverständlich, daß ich diese Freiheit benötige, um das Verhalten historischer Persönlichkeiten, ihre Charaktere so gut und wahrheitsgetreu wie möglich wiederzugeben. ...

Bei dieser Gelegenheit stellt sich noch eine Frage, vielleicht die schwierigste. Die Frage, wie man einen realen Helden mit einem fiktiven „kombinieren“ soll. Ich meine, es gibt kein literarisches Werk über ein historisches Thema, in dem nicht fiktive mit realen Helden zusammentreffen. Deshalb erscheint es mir merkwürdig, wenn man darüber spricht, als sei dies ein ganz neues Phänomen, mit dem erst ein Autor historischer Werke zu tun habe. ...

Ich glaube, solange und soweit die Begegnung eines tatsächlich existierenden Helden mit einem fiktiven nicht dem Charakter des historischen Helden widerspricht und das Gespräch oder die Konfrontation zwischen beiden nicht dem gesamten Bild widerspricht, das sich im Bewußtsein der Teilnehmer am Großen Vaterländischen Krieg, besonders an der Verteidigung Leningrads, festgesetzt hat — ist eine derartige Fiktion zulässig. Doch sie ist dann absolut unzulässig, wenn der Autor die Fiktion dazu benutzt, um einer historischen Persönlichkeit irgendwelche konstruierten, mit der Logik der Geschichte unvereinbaren Absichten oder Handlungen anzuhängen.

Sagen wir es offen: selbst dann, wenn der Schriftsteller die fiktive und die historische Gestalt mit — relativ gesprochen — gleicher Darstellungskraft schildert, so ist es für den Leser doch interessanter, von der historischen Gestalt zu lesen, selbstverständlich nur, wenn das auch in der Realität ein interessanter Charakter ist. ... Wenn ich den Namen „Vera“ nenne, dann sagt das dem Leser noch nichts, wenn ich dagegen den Namen „Shukow“ nenne, dann löst das eine wahre Flut von Assoziationen aus — darum geht es. ...

— Wir sind wieder zu der Frage nach der Verbindung von realen und fiktiven Helden zurückgekehrt, der Frage, die Sie als die schwierigste bezeichnet haben. ... Unter den Helden in „Blockade“ gibt es einen, der irgendwo „in der Mitte“ zwischen den einen und den anderen steht, oder vielleicht genauer, in sich Merkmale der einen und der anderen vereinigt. Das ist Sergej Afanasjewitsch Wasnezow, den Sie als einen der Organisatoren der Verteidigung von Leningrad dargestellt haben. Hinter ihm läßt sich mühelos eine ganz konkrete

historische Gestalt erraten: A. A. Kusnezow — in jenen Jahren Sekretär des Parteikomitees der Stadt Leningrad. Doch was hat Sie zu dem Entschluß gebracht, ihn anders zu nennen? Zahlreiche historische Gestalten, die an der Spitze der Verteidigung Leningrads gestanden haben, werden von Ihnen doch bei ihren tatsächlichen Namen genannt. Es ist nebenbei unschwer festzustellen, daß Sie in den Beschreibungen Wasnezows, seiner inneren Welt, seiner Gedanken und Gefühle freier sind, unmittelbar in Ihrer Sympathiebezeugung. Die Rolle Wasnezows wächst — besonders im vierten Buch. Ist das Zufall? Meine Frage bezieht sich nicht auf die formale Ebene. Mir scheint, daß gerade in Wasnezow einer der Grundgedanken Ihres Buches in der konkretesten und selbstverständlichsten Weise ausgedrückt wird — ich meine, wie die Partei das Land und das Leben dieses Landes durch die Kriegsjahre geleitet hat und wie sie auf politischem, ideologischem und wirtschaftlichem wie auch auf rein militärischem Gebiet organisatorisch tätig war.

— Es wird mir schwer fallen, diese Frage erschöpfend zu beantworten. Hier ist vielleicht nicht nur Verstand, sondern auch Gefühl im Spiel. Ich habe Wasnezow einfach deshalb sympathisch gezeichnet, weil er altersmäßig fast zu meiner Generation gehört. Gewiß, er ist etwa acht Jahre älter als ich und meine Altersgenossen, aber ich empfand ihn eben so.

Tatsächlich meinte ich mit Wasnezow A. A. Kusnezow, einen engagierten Kommunisten, der mit an der Spitze der Leningrader Parteiorganisation stand. Warum ich seinen Namen geändert habe? Sie sind nicht der erste, der mir diese Frage stellt. Ich bekomme viele Briefe, in denen alle möglichen Vermutungen und Spekulationen hierüber angestellt werden. All diese Spekulationen entbehren jeder Grundlage. Die Frage ist sehr einfach. Als ich mit der Arbeit an „Blockade“ begann, schien es mir, als müsse ich wenigstens eine Gestalt „zur Hand haben“, die die Verteidigung von Leningrad mitgeleitet hat, mit der ich jedoch gleichzeitig etwas freier umgehen könnte, natürlich nicht vom Standpunkt historischer Wahrheit, sondern vom Standpunkt ihrer persönlichen Biographie. Alle werden verstehen, daß ich so nicht etwa mit Shukow oder Fedjuninskij und erst recht nicht mit Shdanow umgehen konnte, da hier die biographischen Fakten allgemein bekannt sind. Doch ich brauchte einen Mann aus der Parteiführung, den ich „freier“ behandeln konnte. Vielleicht würde er sich bei mir plötzlich in irgendjemanden verlieben. Hätte ich Kusnezow Kusnezow genannt, wäre ich wie auch bei allen übrigen historischen Gestalten an die Realität gebunden gewesen.

Im ersten Buch machte weder das Sujet noch die Logik der Ereignisse irgendwelche Abweichungen in der Biographie meines Wasnezow von der des realen A. A. Kusnezow erforderlich. Ich war der Meinung, daß solche Abweichungen vielleicht an späterer Stelle notwendig würden. Darin hatte ich unrecht. Leben und Tätigkeit Kusnezows sind so klar, daß eine absichtliche „Belletrisierung“ nicht erforderlich war. Doch ... das erste Buch war schon erschienen. Darin war



von Wasnezow die Rede. Ich war schon an einen rein formalen Umstand gebunden: Eine Namensänderung mitten im Roman war unmöglich. So mußte ich ihn als Wasnezow belassen. Jetzt bedaure ich sehr, daß es so gekommen ist. Vielleicht werde ich, wenn ich „Blockade“ abgeschlossen habe, ein Nachwort schreiben, in dem ich versuche, zu erklären, wie es dazu gekommen ist.

Doch natürlich gab mir Wasnezow — so wie er im Roman dargestellt ist — in jeder Hinsicht als Schriftsteller große Handlungsfreiheit, viele Möglichkeiten, meine persönliche Beziehung zu ihm zum Ausdruck zu bringen. Tatsächlich wächst seine Rolle im vierten Buch, und noch stärker im fünften. Das entspricht auch den realen Fakten und meiner Absicht. Denn auch die Führungsrolle der Partei bei der Verteidigung Leningrads wuchs mit jedem Tag. ...

— *Der Krieg hat kein Sujet — heißt es bei Twardowskij. Für ein Buch über den Krieg, über wahrhaft dramatische Ereignisse, über tragische Konflikte, in die gewaltige Menschenmassen verwickelt werden, ist so etwas wie ein Sujet auch nicht erforderlich. Und trotzdem haben wir keine historische Chronik, sondern einen historischen Roman vor uns, in dem auf künstlerische Logik nun einmal nicht verzichtet werden kann.*

— Es fällt mir schwer, das Genre von „Blockade“ zu bestimmen. Wenn jemand meint, es sei eine historische Chronik, dann habe ich nichts dagegen; mag sein, daß es eine historische Chronik ist. Wenn jemand darin einen historischen Roman sehen will, warum nicht, um so besser für „Blockade“, dann mag es eben ein historischer Roman sein. Über das Genre habe ich am wenigsten nachgedacht. Treibende Kraft war für mich, wie schon gesagt, der Wunsch, in den Streit über die Bedeutung des Krieges, insbesondere der ersten Kriegstage, einzugreifen. Die Konzentration der Handlung auf Leningrad ist dadurch zu erklären, daß dieses Thema mir aufgrund meiner eigenen Biographie nahelag; außerdem ist es auch aus ganz objektiven Gründen richtig, darüber zu schreiben; am Beispiel des großartigen Heldentums der Leningrader läßt sich „leichter“ über das sowjetische Volk im Großen Vaterländischen Krieg sprechen. Ich kann dabei nicht behaupten, daß ich über einen im voraus klar ausgearbeiteten Plan für die gesamte Erzählform mit all ihren Sujetumbrüchen verfügt hätte. Ein Faktum bleibt ein Faktum — der Gang der historischen Ereignisse war der objektive Plan, der dem Roman zugrundeliegt, ich hatte keine Möglichkeit, diesen willkürlich auszulegen. ...

— *Haben Sie übrigens viele Leserbriefe zu „Blockade“ erhalten, und welcher Art waren diese Briefe? Diese Frage muß Ihnen wie eine Standardfrage vorkommen, da sie gewöhnlich allen Schriftstellern bei allen möglichen Anlässen gestellt wird.*

— Ich freue mich, daß Sie mir diese Frage gestellt haben. Nicht, weil sie mir Gelegenheit gäbe, mich der großen Anzahl der bei mir eingetroffenen Briefe zu rühmen. Die Flut von Leserbriefen aus dem gesamten Volk ist ein „rein sowjetisches“ Spezifikum der hiesigen Autor-Leser-Beziehung. Ich habe einmal

einen bekannten englischen Schriftsteller gefragt, ob er viele Leserbriefe erhalte. Er antwortete mit traurig-ironischem Lächeln: „Sehr wenig. Und das tut mir nicht einmal leid. Denn die Leser, von denen ich tatsächlich gern einen Brief bekommen würde, schreiben ohnehin nicht ...“

Bei uns ist „alles umgekehrt“. Viele Leute schreiben, darunter auch solche, deren Briefe für den Schriftsteller wichtig und interessant sind. So daß ich mit der Menge der Briefe niemanden in Erstaunen versetzen kann ... Und nun zum Charakter der Briefe, in denen „Blockade“ gelobt wird — es gibt selbstverständlich auch solche, in denen das Buch kritisiert wird, wobei das oft auf sehr kluge und qualifizierte Weise geschieht. Doch auch in diesen Fällen unterscheidet sich meine Post kaum von den Briefen, die ein jeder Schriftsteller erhält, dessen Buch sich mehr oder weniger großer Beliebtheit erfreut.

Doch ich möchte von anderen Briefen sprechen. Der Anlaß dieser Briefe ist die Tatsache gewesen, daß ich in „Blockade“ — soweit ich dazu in der Lage war und über die notwendigen Sachkenntnisse verfügte — einige brennende Probleme unserer Geschichte berühre. Ich weiß nicht, wie weit mir dies gelungen ist, doch ich habe versucht, die schwierigen Perioden unserer Geschichte dialektisch, einfacher gesagt, mit den ihnen eigenen positiven und negativen Seiten zu untersuchen.

Zu meiner Verwunderung mußte ich feststellen, daß ein Teil der Leser eine solche Fragestellung nicht akzeptiert. Diese Leser fordern eine destillierte Klarheit, die es im tatsächlichen Leben nicht gibt. Sie wollen zum Beispiel in den Monaten unmittelbar vor Kriegsbeginn und im ersten Kriegsabschnitt offenbar vor allem Irrtümer und Fehlkalkulationen sehen. Andere wiederum sind geneigt, in jeder Erwähnung von Fehlern eine „Verleumdung“ zu sehen. Nehmen wir zum Beispiel die höchst kritische Frage nach der Persönlichkeit des Obersten Befehlshabers. Die einen meinen, daß eine Darstellung von Irrtümern und Fehlkalkulationen seine Rolle in der Führung des Krieges völlig entwerte und die „Wirklichkeit verzerre“. Für andere liegt die „Verzerrung“ darin, daß der Autor mit seiner Würdigung der positiven Seiten Stalins auf dem Posten des Obersten Befehlshabers dessen negative Züge ignoriere. Irgendwie will es den Leuten nicht in den Kopf, daß man an die Dinge dialektisch herangehen und ein kompliziertes Phänomen in seinen Widersprüchen untersuchen kann. Gerade das lehrt uns die Partei. Wer beispielsweise glaubt, daß die Tätigkeit Stalins nur unter negativem Vorzeichen zu betrachten sei, will natürlich — entsprechend einer dogmatischen Denkweise — zur Illustration seiner Vorstellung auch den gesamten ersten Kriegsabschnitt als eine Periode ununterbrochener Fehler und Niederlagen sehen. Demgegenüber versteigen sich die Verfechter des entgegengesetzten Standpunktes zu der Behauptung, wir seien zu Beginn des Krieges absichtlich zurückgewichen, um den Feind „in die Falle zu locken“, was natürlich Unsinn ist. ...

Die massive Kritik an den eine bestimmte Periode unserer Geschichte kenn-



zeichnenden Fehlern und Mängeln hat viele Leute (darunter auch einige Leser) dazu veranlaßt, diese Kritik unreflektiert auf die ganze Periode in ihrer Gesamtheit auszudehnen und dabei die ihr eigenen großartigen Leistungen völlig zu ignorieren. Zu all dem hat sich Genosse Breshnew in seiner Rede auf dem XXIV. Parteikongreß in sehr treffender Weise geäußert.

Doch kommen wir zum Problem der Faktenauswahl zurück. Es gibt Leute, die die Parteilichkeit eines Schriftstellers darin sehen, daß dieser aus der Geschichte nur solche Fakten auswählt, die schon ihrer Natur nach die Stärke der im Leben verwirklichten sozialistischen Ideen bestätigen. In einigen Briefen werde ich z. B. gefragt: Warum müssen Sie denn zeigen, daß Stalin ganz am Anfang des Krieges einige Tage lang völlig fassungslos war? Mindert das nicht seine Rolle als Oberster Befehlshaber unserer Armee, die einen so großartigen Sieg errungen hat? Ich will mich dazu direkt und unzweideutig äußern: Ich bin fest davon überzeugt, daß historische Erfahrung nicht nur aus positiven Fakten besteht, sondern aus Fakten, die miteinander gekoppelt und gleichzeitig einander entgegengesetzt sind, das ist, wenn sie so wollen, die Dramaturgie von Fakten. Die Pflicht eines Schriftstellers, seine Parteilichkeit besteht darin, dafür Sorge zu tragen, daß die „durchgehende Handlung“ dieser „Dramaturgie“ — das unaufhaltsame Vorwärtstreben der Geschichte zum Triumph unserer Ideale — durchgehalten wird. Hierin liegt der Kern historischer Wahrheit. Die Geschichte zeigt, daß jedes Zurückhalten von Fakten sich gegen die gerechte Sache wendet. Selbst wenn man die besten Absichten verfolgt, darf man nicht vergessen, daß es außer Taktik auch noch eine Strategie gibt, und außer dem heutigen auch einen morgigen Tag. Jedes verschwiegene Faktum wird unvermeidlich nach einem Jahr, nach zwei oder drei Jahren zu einer Waffe unserer Feinde. Wenn wir ein Ereignis verstehen und nicht selbst erklären, dann hören wir davon in den Sendungen der verschiedenen bourgeoisen Rundfunkstationen, wo es wahrscheinlich eine falsche Auslegung erfahren und offen antisowjetischen Zielen dienen wird. Doch die propagandistische Taktik unserer Feinde ist in diesem Fall einfach: hat man das eine einmal ans Tageslicht gebracht, darf man auch allem übrigen keinen Glauben mehr schenken. Das ist eine sehr wichtige Frage für unsere ideologische Arbeit; wichtig auch für die literarische Entwicklung, denn die Literatur — erlaube ich mir zu sagen — mag zwar eine besondere, spezifische Tätigkeit sein, sie ist aber dennoch eine propagandistische Tätigkeit, da sie der Verbreitung von Ideen dient, die der Schriftsteller für wahr hält. Und wenn mich jemand fragt, warum ich einige schwierige dramatische Episoden unserer Geschichte in mein Buch aufnehme, antworte ich: weil das historische Tatsachen sind. Folglich geht es nicht darum, „unangenehme“ Fakten zu umgehen, sondern um eine richtige, parteiliche Interpretation solcher Fakten.

## August Kühn Münchener Arbeiterfamilien

Das Kramen in näherer oder fernerer Vergangenheit ist in jüngster Zeit als „Nostalgie“ zur weitverbreiteten Mode geworden. Aber nicht dieser Mode folgte ich, als ich damit begann, zurückzuschauen auf über 100 Jahre Münchener Arbeiterbewegung. Vielmehr war mir daran gelegen, eine Antwort zu finden auf die immer wieder gehörte Anspielung „in Bayern gehen die Uhren anders“ — ob überhaupt, und wenn, warum. Da nicht irgendein einzelner, König Ludwig II., Freiherr von Feilitzsch, Prinzregent Luitpold, Georg von Vollmar, Kurt Eisner, Epp oder Hitler, Thomas Wimmer oder Alois Hundhammer, maßgeblich sind oder waren für die Abläufe gesellschaftlicher und ökonomischer Vorgänge — für die „Uhren“. Ich fand, daß die Oberlechner, Mayer und Huber auf der einen, und die Sedlmayr, Finck, Pschorr und Siemens andererseits dafür ausschlaggebend sind.

Also werde ich Münchener Arbeiterfamilien und ihr Leben in den vergangenen 100 Jahren untersuchen müssen, um eine Antwort auf die mir selbst gestellte Frage zu finden. Eigentlich müßte es doch über sie längst umfangreiches, wohlgeordnetes Material geben, sind sie es doch, die die Räder am laufen halten und hielten. Daß es nicht so ist, mußte ich gleich zu Beginn meiner Materialsammlung erfahren. Gerade noch über gewählte, ermordete, verfolgte Führer der Arbeiterbewegung in Bayern findet sich einiges Geschriebene und Gedruckte, sonst nur Zeitungen, bürgerliche zumeist, weil man die frühe sozialdemokratische Presse nicht der Aufbewahrung und Archivierung für wert befand, ja sogar noch Vorhandenes vernichtete.

Aber da gab es in meiner Umgebung noch alte Genossen, die Erinnerungen hatten, wenigstens auf die letzten 60, 70 Jahre. Und die eigene Familie, ein Großvater, der „auch so einer“ war, der sich 1918 dem Demonstrationszug Kurt Eisners angeschlossen hatte, aus einem Schulhaus heraus, das als Behelfskaserne diente. Was weiß einer schon über die eigene Familie? Im Stadtarchiv fanden sich dann Einwohner-Meldekarteikarten, Einbürgerungsurkunden und Verehelichungszeugnisse der einmal zahlreichen Familie von Güterhallenarbeitern, Metallschleifern, Druckern, Dienstmädchen und Zigarrenarbeiterinnen. Die Einbürgerungsakte lieferte Hinweise auf damalige Lohnverhältnisse: 41,50 Mark die ermäßigte Gebühr für das Bürgerrecht — 17,80 Mark ein als gut auskömmlich bezeichneter Wochenlohn eines Arbeiters bei der Staatsbahn 1890. Die Meldebogen des Einwohneramtes trugen öfter den Vermerk „Referat 6 vorstellen“. Was für ein Referat war das wohl? Das Einwohneramt war Referat 2 — aber Michael Gehret, Polizeikommissär, wurde 1878 für das neugeschaffene Referat angestellt. Heute kenne ich ein solches Referat mit der römischen Ziffer drei aus eigener Erfahrung, hatte es doch einmal, ganz unzuständig, Schwierigkeiten bei der Ausstellung eines Reisepasses gemacht.



Auf einer „Legitimation“ des Louis Viereck, Kammergerichtsreferendar a. D., Dissident, finden sich solche Vermerke dieses politischen Referats 6 mehrfach, seit er aus Berlin ausgewiesen, unter Bismarcks Sozialistengesetzen, nach München kam. Kammergerichtsreferendar: das heißt, daß er noch vor dem 2. Staatsexamen seinen angestrebten Juristenberuf aufgeben mußte, da er noch nicht einmal eine Zulassung als Rechtsanwalt bekommen konnte. Berufsverbot damals! So wurde Louis Viereck in München Buchhändler und bald auch Verleger sozialdemokratischer Zeitungen. Dreißig Jahre alt, als er 1881 nach München kam, verheiratet mit seiner aus San Francisco stammenden Frau Laura, dazu den viereinhalbjährigen Sohn Franz. Das Münchner Fremdenblatt freut sich am 16. Juli 1886, als er innerhalb von fünf Tagen zugestellt bekommt: „Sein Ausweisungsdekret aus Leipzig für die Zeit bis zum 29. Juni 87 (er war ja Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Leipzig-Land und die Reichstagswahl stand wieder an), den Entscheid der Reichskommission mit Bestätigung des Verbots der Münchner Abendzeitung (insgesamt wurden während der zwölf Jahre Sozialistengesetz in München 24mal Verbote gegen Vierecks Zeitungen ausgesprochen), eine Vorladung nach Freiburg in Sachen Chemnitzer Sozialistenprozeß, eine Vorladung mit Anklage wegen Geheimbund vom Landgericht München (im Anschluß an den am 11. Juni 86 stattgefundenen Prozeß, von dem Viereck wegen Tagen des Reichstags ausgeschlossen geblieben war), und eine Vorladung in Sachen Beleidigung des Kommerzienrats Vogel in Lanzgau, begangen durch das Buch „Der Kommerzienrat“.“

Wie sich doch die Zeiten ändern! Oder nicht? Sozialdemokraten, damals verfolgt, stellen heute Münchens Bürgermeister, die Mehrheit des Stadtrats, einflußreiche Verwaltungsstellen werden von ihnen besetzt, nach ihrem damaligen und noch linken Parteiführer Georg von Vollmar ist heute ein ganzes Haus am Oberanger benannt, steinerne Erinnerung an eine alte Tradition. — Ist da nicht einem Sozialarbeiter Frieser der Stuhl vor die Tür gesetzt worden von der Münchner Stadtverwaltung, eine Claudia Eisinger nach dem Studium gar nicht erst eingestellt worden in den staatlichen Lehrdienst? Was haben die beiden heute mit dem Louis Viereck von damals gemein? Mindestens das Kommunistische Manifest von Marx und Engels, das Frieser und Eisinger so gut wie Viereck zur Grundlage ihres politischen Handelns machten.

Ist es also in irgendeiner Weise nützlich, sich mit „so alten Sachen“ zu beschäftigen? Kann man heute überhaupt Vergleiche anstellen mit dem, was gestern und vorgestern war? Gibt es denn noch die Klassen, die zueinander im Gegensatz stehen? Was ist inzwischen mit der Familie Sedlmayr geworden, deren damaliges Familienoberhaupt, Brauereibesitzer und Millionär, mit Unterstützung Georg von Vollmars 1884 in den Reichstag einzog, und der dann mit seiner National-liberalen Partei für die Verlängerung der Sozialistengesetze stimmte. Und was wurde aus der Familie des Schneiders Dotter, der 1885 wegen Zugehörigkeit zu einem verbotenen Gewerbeverein, Vorläufer heutiger

Gewerkschaften, vor Gericht gestellt und wegen Geheimbündelei angeklagt wurde? Der als gebürtiger Österreicher, nachdem ihm bei der Verhandlung nichts nachzuweisen war, trotzdem er seit zwölf Jahren in München wohnte und hier verheiratet war, nach dem Prozeß des Landes verwiesen wurde.

Die Familie Sedlmayer ist heute noch im Besitz von zahlreichen Häusern, Grundstücken und Brauereiaktien der Spaten-Hacker-AG. Aber was wurde aus dem erst vor knapp drei Jahren ausgewiesenen persischen Doktoranden und seiner deutschen Frau?

Bei dem Begräbnis des im gleichen Prozeß von 1885 angeklagten einundzwanzigjährigen Sozialdemokraten Johann Kleinhöning, Schuhmacher aus Pöttmes bei Aichach, waren als Trauergäste auch Louis Viereck und Georg von Vollmar. Sie durften für den an Lungenschwindsucht Verstorbenen keinen Nachruf sprechen, der königliche Polizeikommissär Klein entzog schon dem ersten Redner am Grabe das Wort.

Heute werden Arbeiter in München in so großer Zahl gebraucht, daß man sie nicht mehr aus den umliegenden Dörfern und Kleinstädten holen kann. Aus Griechenland, Jugoslawien, der Türkei, Italien und Spanien holt das Kapital seine Ausbeutungsobjekte. Ein Münchner Polizeipräsident ließ politisch engagierte Griechen, die vor dem Bürgerbräukeller gegen die Provokation ihrer faschistischen Militärdiktatur demonstrierten, mit massiertem Einsatz seiner Beamten auseinanderreiben und zusammenschlagen. Welcher Tradition folgt München heute? Oder kennt man nur die der König Ludwig I.—III., der Pschorr und Sedlmayr? Da treibt die Nostalgie literarisch und filmisch wild wuchernde Sumpflüthen, bis hin zu einem Führer samt seinen Verdauungs-, Trink- und Schlafgewohnheiten. Wo aber wird etwas von den wichtigen Entwicklungen Münchens zur modernen Industriestadt geschrieben aus dem Blickwinkel derer, die sie dazu machten?



*Eindimensionale Zukunft: Volk ohne Buch?*

Wie immer es aussehen mag – das audiovisuelle Zeitalter hat noch nicht begonnen. Erst vor kurzem entwickelte Alphons Silbermann, unter anderem Medienexperte des Hauses A. C. Springer, eine dahingehende Prognose für 1985 – von seinem Standpunkt aus mehr Wunsch – als Alptraum: „Die geschriebene Kultur wird auf die Dauer nur noch für die Gruppe der Intellektuellen reserviert sein, während die Masse der Bevölkerung sich hauptsächlich der audiovisuellen Kultur (Film, Fernsehen) zuwenden wird.“<sup>1</sup> So hätten es die Mediengiganten im Westeuropa-Verbund gerne, ist doch der Fernseh- und Kassettenmarkt leichter zu kontrollieren und zu beherrschen als der Buchmarkt.<sup>2</sup>

Indessen dienen Bücher und Zeitschriften heute noch als Kommunikationsmittel in einem Ausmaß, für dessen Verringerung es kaum Anzeichen gibt. Nach den Ergebnissen einer empirischen Untersuchung 1958 kamen 81 % der Befragten seltener oder häufiger zum Lesen von Zeitungen, Zeitschriften, Illustrierten und/oder Büchern. 44 % der Arbeiter, 66 % der Angestellten und Beamten gaben an, in den letzten vier Wochen vor der Umfrage ein Buch gelesen zu haben.<sup>3</sup> Seit 1958 ist das Fernsehen eingezogen in die große Mehrzahl der Haushalte der BRD (heute ca. 73 %); dennoch ergab zehn Jahre später, 1967/68, eine erneute Befragung Daten, die eine zumindest im Umfang gleichgebliebene Nutzung der gedruckten Medien erweisen: Wiederum 81 % wenden sich ihnen wenigstens einmal in der Woche zu. Auf Lesen entfallen im Schnitt der Bevölkerung (also nicht nur der Leser!) 37 % der insgesamt den Medien gewidmeten Zeit, auf das Fernsehen 39 %.<sup>4</sup> 36 % der angelernten und Hilfsarbeiter, 45 % der Facharbeiter, 64 % der einfachen Angestellten und der Beamten des einfachen und mittleren Dienstes gaben die Auskunft, mindestens alle 14 Tage ein Buch zur Unterhaltung oder Weiterbildung in die Hand zu nehmen.<sup>5</sup>

Versucht man aus den vorliegenden Studien eine grobe Schätzung herauszuziehen, wie es mit der Lektüre von Belletristik (im weitesten Sinn der Nicht-Sachliteratur, also einschließlich der Romanhefte) unter den arbeitenden Menschen steht, so ergibt sich folgendes Bild der Obergrenzen<sup>6</sup>: Etwa 80 % der Industriearbeiter, um die 90 % der Angestellten und Beamten haben Kontakt mit gedruckten Medien und stellen damit die Gruppe, in der man

<sup>1</sup> Alphons Silbermann, Menschen im Jahre 1985, Rheinischer Merkur, 18. 9. 1970.

<sup>2</sup> Zur Einordnung der öffentlich-rechtlichen Anstalten in die Kapitalinteressen vgl. Horst Holzer, Kommunikationssoziologie, Reinbek 1973, S. 143-148.

<sup>3</sup> Rolf Fröhner, Das Buch in der Gegenwart, Gütersloh 1961, S. 110, 123.

<sup>4</sup> Gerhard Schmidchen, Lesekultur in Deutschland, Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausgabe 70/1968, S. 2031.

<sup>5</sup> Ebenda, S. 2037.

<sup>6</sup> Die Zusammenstellung bezieht sich auf die Untersuchungen von Fröhner, a. a. O. v. a. S. 110, 123; von Schmidchen, a. a. O. v. a. S. 2037, 2074, 1986, 2033; Buch und Leser in Deutschland, Gütersloh 1965, v. a. S. 69, 170, 174/75.

gegenwärtig überhaupt ab und zu Lektüre schöner Literatur vermuten kann. Der Kreis derer, die einigermaßen regelmäßig literarische Texte (inklusive Heftchen) lesen, hat etwa folgendes Ausmaß: 50–60 % unter angelernten und Hilfsarbeitern, 55–65 % unter Facharbeitern, 65–75 % unter einfachen und mittleren Angestellten und Beamten. Diejenigen wiederum, bei denen das Lesen von Belletristik im engeren Sinne eine einigermaßen fest verankerte und nach Möglichkeit kontinuierlich ausgeübte Tätigkeit ist, wären etwa mit dem Kreis der in den Untersuchungen ermittelten ‚Buchleser in den vergangenen vier Wochen‘ zu bestimmen: auf 25–30 % der angelernten und Hilfsarbeiter, 35–40 % der Facharbeiter und 50–60 % der einfachen und mittleren Angestellten und Beamten. Im Schnitt ist für die ‚Leser‘ eine wöchentliche Beschäftigung mit schöner Literatur von ca. 4 Stunden anzunehmen (in Büchern, Romanheften, Zeitschriften und Zeitungen).

*Herrschende Literatur – mit Grenzen*

Gelesen wird also noch – aber was? Die Spitzenreiter auf dem Literaturmarkt meldet kein Seller-Teller, sie sind nicht vorzeigefähig: 340 bis 370 Millionen Romanhefte jährlich,<sup>7</sup> von denen jedes im Schnitt sechs Leser findet. Nach eigenen (eher zu niedrigen) Angaben gehören 45 % der Arbeiter und 35 % der einfachen Angestellten und der Beamten des einfachen und mittleren Dienstes zu ihren Lesern, sie schmökern durchschnittlich 32,9 Hefte im Jahr.<sup>8</sup> Ihre Visitenkarte lassen sich die Buchfabriken in diesem Land von Böll und Handke schreiben – aber die Daten der Statistik zeichnen das reale Bild der herrschenden Literatur.

Die in Buchform gelesene Literatur wird angeführt von den pauschal als „Illusionistische bis reaktionäre Unterhaltungsliteratur“ zu bezeichnenden Titeln: aus den Gattungen Liebes-, Kriminal-, Abenteuer-, Heimat-, Zukunfts- und Geschichtsromane fast ausnahmslos solche ohne produktiven Beitrag zur bewußten Lebenspraxis ihrer Leser. Einige Autorennamen sollen diese Gruppe der insgesamt meistgelesenen Romane kennzeichnen: Mitchell (Vom Winde verweht), Bristow (Kalifornische Sinfonie), Ganghofer, Knittel, Buck, Golon (Angélique), Simmel usw. 1958 lasen aus dieser Kategorie ca. 35 % aller Befragten, „qualifizierte Literatur“ kam auf 6 % Leser, „Zeitprobleme, sozialkritische Werke“ auf 4 %.<sup>9</sup>

Diese empirischen Momentaufnahmen zeigen in aller Schärfe, wie weit die kulturelle Unterdrückung der Arbeiterklasse im Spätkapitalismus ihre Lektüre prägt. Darüber hinaus ist solcher Statistik gegenüber große Vorsicht angebracht. Wenn beispielsweise die angeführte Untersuchung 3 % der Arbeiter als Leser ‚qualifizierter Literatur‘ und 4 % für ‚sozialkritische Werke‘ ausweist, so bezieht sich das nur auf den einen Zeitpunkt der Befragung; ins-

<sup>7</sup> Karla Fohrbeck, Andreas Wiesand, Der Autorenreport, Reinbek 1972, S. 125.

<sup>8</sup> Schmidchen, a. a. O. S. 2074.

<sup>9</sup> Fröhner, a. a. O. S. 124/125.



gesamt ist der Anteil der Arbeiter, die jemals oder ab und zu solche Bücher lesen, sicher höher – wie hoch, hat die Auftraggeber der Untersuchung nicht interessiert. Derartige Umfragen geben ein äußerst statisches Oberflächenbild der Verhältnisse und wirken objektiv in die Richtung, kulturelle Entwicklungsmöglichkeiten und -ansätze in der Arbeiterklasse auszuschließen. Dazu trägt auch ihr Verständnis von Repräsentativität der Untersuchung bei, das nur große und größere Zahlen erfaßt, Aussagen über Verhältnisse in relativ kleinen Teilen und Gruppen der Befragten hingegen nicht beachtet.

So ist es wichtig festzuhalten, daß auch zur Blütezeit von Partnerschaftsdenken und Antikommunismus die Lektüre fortschrittlicher und revolutionärer Werke unter Arbeitern nicht völlig beseitigt werden konnte, daß diese Traditionslinie in Kerngruppen der Klasse lebendig erhalten wurde. Diese Feststellung ist kein Wunschtraum von Proletariatsanbetern, die verzweifelt die Wirklichkeit leugnen – Ergebnisse aus anders angelegten Untersuchungen zwingen sie plötzlich und überraschend auf. So wurden 1967 an die Belegschaftsmitglieder von Mannesmann Fragebögen zur Ermittlung ihrer Lektüre ausgegeben. Die Antworten, die zurückkamen, sind nicht repräsentativ für die Arbeiter der Bundesrepublik, nicht einmal für die bei Mannesmann, weil erfahrungsgemäß vor allem die höher qualifizierten Teile der Gesamtheit sich die Mühe der Ausfüllung und Rücksendung machen. Auch mit dieser Einschränkung ist es verblüffend, daß von den 2000 Befragten 17 als ihre gegenwärtige Lektüre den „Stillen Don“, einen kommunistischen Klassiker nennen – nur zwei Titel werden häufiger genannt.<sup>10</sup> Was immer hinter dieser Angabe stehen mag, nehmen wir sie als Anlaß, noch eine weitere Seite des scheinbar so geschlossenen Bildes der gängigen Untersuchungen näher zu betrachten – ihre Aussagen in absoluten Zahlen: Den 4 % Arbeiterlesern von sozialkritischen Werken entsprechen dann mehr als eine halbe Million Menschen in diesem Land, ein geradezu phantastisches Reservoir, gemessen an derzeitigen Auflagehöhen und Verkaufsergebnissen.

#### *Lebensbedingungen und literarische Kommunikation der Lohnabhängigen*

Solche Fakten verweisen auf die Wirkung, aber auch auf notwendige Grenzen für den Einfluß der herrschenden Manipulationskultur: sie kann die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Werk tätigen in der Klassengesellschaft ebensowenig aufheben wie die daraus folgenden sozialen Grunderfahrungen der abhängigen Arbeit. Romanhefte schaffen keine menschlichen Arbeitsbedingungen im Betrieb; Fernsehserien ändern nichts daran, wenn Inflation zu Reallohnabbau führt; Arbeiter werden von ihrer materiellen Lage gezwungen, mehr Lohn und mehr Mitbestimmung zu erkämpfen. Die Frauen beispielsweise, die während der Sommerstreiks 1973 bei der Vergaserfabrik

<sup>10</sup> Heinz Eckardt, Was die Belegschaftsmitglieder bei Mannesmann lesen, Bertelsmann Briefe 56, 1968, S. 44.

Pierburg mit den Kampfmethoden der Unternehmensführung (bei großer Hitze wurde auf dem gesamten Werksgelände das Wasser abgedreht) und dem brutalen Polizeieinsatz zusammenstießen, sind wohl gegen die soziale Demagogie der ‚Verkäuferin heiratet Millionär‘-Romane einigermaßen immunisiert (auch wenn sie weiter darin lesen).

Die Bestimmung solcher prinzipiellen Grenzen der imperialistischen Massenkultur soll nicht ihre breite und gefährliche Wirkung verharmlosen. Vor allem zu Zeiten und an Orten einigermaßen nach den herrschenden ‚Spielregeln‘ ablaufender sozialer Auseinandersetzungen kann sie die Interpretation der täglichen Erfahrungen, ihre Umsetzung in Einsichten und Verhalten weitgehend negativ beeinflussen. Daß sie aber das Bewußtsein der Lohnabhängigen in den zentralen Fragen ihrer gesellschaftlichen Situation und Perspektive nicht dauernd im Gegensatz zur Klassenerfahrung formieren kann, zeigt sich im Anwachsen der Arbeiterkämpfe seit der Krise 1966/67 – trotz ständig erweiterten Einsatzes der Massenmedien gegen die Arbeiterinteressen.

Wo arbeitende Menschen die herrschende Illusionsliteratur mit den Anforderungen der Wirklichkeit konfrontieren, wird es möglich, daß sie Ungenügen empfinden. Wenn aus solchem Ungenügen die anhaltende Zuwendung zu fortschrittlicher Literatur folgen soll, die für die Bewältigung der eigenen Lebenspraxis nützlich ist, sind verschiedene Rahmenbedingungen wichtig. Zunächst geht es darum, wie die arbeitenden Menschen zu ihrer Lektüre kommen. Der unmittelbare Einfluß des herrschenden Literaturbetriebs und -vertriebs ist etwa aus folgenden Umfrageergebnissen zu erschen: 31 % der angelernten und Hilfsarbeiter, 41 % der Facharbeiter und 49 % der einfachen Angestellten und der Beamten des einfachen und mittleren Dienstes, die überhaupt Bücher lesen, geben an, in einer Buchhandlung zu kaufen; 28 % der Leser bestellen bei einer Buchgemeinschaft, 10 % benutzen den Versandbuchhandel. Die meistgenannte Bezugsquelle bei angelernten und Hilfsarbeitern (46 %) wie bei Facharbeitern (47 %) ist die Ausleihe bei Freunden und Bekannten; immerhin 41 % der einfachen und mittleren Angestellten und Beamten beziehen auf die gleiche Art Bücher. 30 % der angelernten und Hilfsarbeiter, 37 % der Facharbeiter und 42 % der einfachen und mittleren Angestellten und Beamten geben an, Bücher geschenkt zu bekommen.<sup>11</sup> Der Büchertausch war – und ist wohl – bei den Arbeitern auch die beliebteste Form des Bezugs von Literatur: 26 % nannten sie 1958 auf eine entsprechende Frage.

Noch deutlicher überwiegt persönliche Kommunikation in der Frage, wie Lese- und Kaufentscheidungen zustande kommen: hier stehen die Empfehlungen von Kollegen, Bekannten und Familienangehörigen mit weitem Abstand voran. Nach einer Untersuchung gaben 28 % der Buchkäufer, die mit fester Absicht ins Geschäft kamen, an, das Buch sei von einem Bekannten

<sup>11</sup> Schmidtchen, a. a. O. S. 2088.



empfohlen worden. 8 % nannten als Quelle eine Buchbesprechung, noch weniger Anzeigen und Prospekte.<sup>12</sup>

Die bisher aufgeführten Formen der Kommunikation über Literatur und mit Büchern werden widerspiegelt und erweitert durch die Tatsache, daß Gespräche über Lektüre in der Arbeiterklasse eine ausgeprägte Rolle spielen. Nach einer Umfrage unterhalten sich 28 % der Arbeiter, 51 % der Angestellten und 53 % der Beamten gern in der Familie oder im Bekanntenkreis über Bücher.<sup>13</sup> Es ist klar, daß dieses Netz 'literarischer' Kommunikationsbeziehungen nicht unabhängig vom Druck der Kulturindustrie besteht, daß auch in 'persönliche Empfehlungen' vielfältig, vor allem über schon ausgebildete Vorlieben, die Wirkungen der herrschenden Literatur eingehen. Andererseits: wo in der Arbeiterklasse, verbunden mit sozialen Auseinandersetzungen, ein klareres Bewußtsein der eigenen Lage und der mit dem Großkapital unvereinbaren Interessen sich herausbildet, kann über das literarische Kommunikationsnetz Unzufriedenheit mit der herrschenden Massenliteratur artikuliert, ausgetauscht, präzisiert und können vor allem Alternativen verbreitet werden. In diesem Zusammenhang werden die kleinen Gruppen bedeutsam, die in solche Prozesse Erfahrungen mit- und Empfehlungen von fortschrittlicher und revolutionärer Literatur einbringen können. Das Zusammenwirken von zum Kampf zwingenden Lebensbedingungen und -erfahrungen, Kommunikation in der Klasse und 'politisch-literarischer' Vorhut kann beim gegenwärtigen Aufschwung der Arbeiterkämpfe relativ weitreichende Änderungen im Leseverhalten bewirken. Der Bericht eines kommunistischen Arbeiters aus einem Großbetrieb veranschaulicht, wie das im einzelnen aussehen kann: „Auch ein Buch läßt sich nur im ganz konkreten Zusammenhang empfehlen. Es sind meistens bestimmte, heftig diskutierte Ereignisse, über die man öfter mit bestimmten Kollegen diskutiert, z. B. über Streikkämpfe, über 'die Mauer', über 'die CSSR', den Breschnew-Besuch, die Giftmüll-Affäre, über 'die Schriftsteller' in der Sowjetunion und dergleichen. Wenn man bei solchen Diskussionen ein Buch aus der Tasche zieht und sagt: 'Siehst Du, hieraus habe ich mein Wissen, hier ist der Standpunkt mit Fakten untermauert, hier ist zu lesen mit Strafe und Hausnummer, wer das gemacht hat, schau Dir doch mal die Sache im Zusammenhang an!' – Dann kann man ziemlich sicher sein, daß der Kollege sagt: 'Na, denn gib das mal her, ich schau's mir mal an.'“ Wichtig ist, daß der Empfehlende „selber unbedingt das Buch gelesen und verstanden haben muß, das man da verleiht oder empfiehlt; denn der Kollege kommt unbedingt wieder und möchte erklärt haben, was er nicht verstanden hat oder womit er nicht einverstanden ist. Ein ganz wichtiger Gesichtspunkt: Das Lesen von sachlichen, populärwissenschaftlichen, auch gar nicht dicken Büchern ist für viele eben doch zu mühsam, und für den An-

<sup>12</sup> Ebenda, S. 2108.

<sup>13</sup> Fröhner, a. a. O. S. 122

fang manchmal doch wieder ein bißchen entmutigend. Das trifft oft für etwas ungeduldige jüngere Menschen zu. Hier ist ein Roman, eine Erzählung viel besser am Platz. Das liest sich manchmal wie von selbst, das ist spannend, spricht die Gefühle an. Ich habe das oft erlebt, wie z. B. Vorurteile über die Sowjetunion abgebaut wurden durch das Lesen von Büchern von Gladkow, Ostrowski oder Makarenko. Auch Bücher von sozialistischen deutschen Schriftstellern aus der Weimarer Republik, über den antifaschistischen Widerstandskampf oder aus der DDR wecken großes Interesse.“<sup>14</sup>

#### Organisierte Literaturarbeit

Wie schnell fortschrittliche Literatur an Raum und Einfluß gewinnt, hängt außerdem wesentlich ab von der Vielfalt, Anziehungskraft und Präsenz des entsprechenden Angebots. Die Entwicklungen der letzten Jahre im Bereich von Dokumentation und Reportage, Lyrik, Lied und Drama, bei schreibenden Arbeitern und Berufsliteraten, in Agitationstexten und Romanen, bei bürgerlich-humanistischen und an der Arbeiterklasse sich orientierenden Künstlern berechtigen dazu, inzwischen von einer demokratischen und sozialistischen Literaturströmung in der Bundesrepublik zu sprechen. Wenn sie auch noch am Anfang steht, so kann doch der herrschenden Literatur heute in zunehmendem Maß ein fortschrittliches Angebot entgegengesetzt werden.

Damit wachsen die Aufgaben der Literaturverbreitung in der Arbeiterbewegung; es gilt fortschrittliche Literatur für die Werktätigen wirklich präsent zu machen, ihnen anknüpfend an ihr Interessenbewußtsein inhaltliche Zugänge zu erschließen. Die Organisation dieser Arbeit muß zu den bisher genannten Faktoren hinzutreten, damit aus den verbesserten Möglichkeiten – Lösung von der herrschenden Literatur und Wachsen progressiver Alternativen – die Wirklichkeit bleibender Veränderungen im Leseverhalten der arbeitenden Menschen wird. Das betrifft Produktion, Vertrieb und spezifische Information durch Verlage, Buchhandlungen und die Medien der Arbeiterbewegung, wie fortschrittliche Presse, Gewerkschafts- und Betriebszeitungen. Das betrifft die Gewerkschaftsbibliotheken wie die Büchergilde Gutenberg. Vor allem aber geht es darum, daß die demokratische und sozialistische Literatur in die Kommunikation in Betrieb und Gewerkschaft, fortschrittlichen Verbänden und Parteien einbezogen wird.

Hier sollen nur einige der bisher mit Erfolg – wenn auch erst ansatzweise – erprobten Formen angeführt werden. Fortschrittliche Zeitungen und Zeitschriften drucken Literatur auf Kultur- und Unterhaltungsseiten; kurze Texte vollständig, umfangreichere teilweise oder in Fortsetzungen; Auszüge aus längeren Werken, mit kurzen Erläuterungen versehen, wecken die Neugier auf das Ganze. Diese Medien bemühen sich um die Weiterentwicklung einer für Arbeiterleser hilfreichen Kritik, die zur Lektüre anregt und sie vertieft, genußvoller macht. Es gibt Ansätze zu Leserdiskussionen, in denen Meinun-

<sup>14</sup> Greif' zum Buch, Kollege! Unsere Zeit 31. 10. 1973.



gen über wichtige aktuelle Werke ausgetauscht und gegeneinander gesetzt werden. Buchhandlungen und Organisationen veranstalten Lesungen und Diskussionen neuer Werke, möglichst mit dem Autor, und wenden sich dabei besonders an ein Arbeiterpublikum; auch über den Kontakt mit dem Schriftsteller werden Leser und Propagandisten gewonnen. Arbeiterorganisationen und Buchhandlungen stellen für Veranstaltungen Büchertische zusammen, die in Verbindung mit dem Thema des Abends ergänzende Literatur bieten. Auch in vielen Gruppen der DKP und der Gewerkschaftsjugend fehlt bei keiner Zusammenkunft mehr der Büchertisch; Erläuterung von Neuerscheinungen, Empfehlungen und Diskussion über Leseerfahrungen werden teilweise ins Gruppenprogramm einbezogen. Die Mitglieder tragen bei zur Zusammenstellung einer kleinen Gruppenbibliothek, aus der alle ausleihen können; der Beitrag besteht nicht nur in Büchern, sondern auch in ihrer Erläuterung und Empfehlung. Von doppeltem Nutzen ist es, Auszüge aus literarischen Werken, aber auch Ganztexte (Gedichte, Kurzgeschichten) in politische Diskussion und Schulung einzubeziehen; sie beleben und veranschaulichen den oft trockenen Stoff – und sie zeigen zugleich unmittelbar, daß und wie Kunst-Literatur in ihrer besonderen Weise Information, Bereicherung, Vergnügen bietet, für politisch Aktive brauchbar ist.

Einen Hinweis auf die Wirkung solcher Literaturarbeit bieten die Interviews, in denen Manfred Bosch und Klaus Konjatzky gewerkschaftlich und politisch aktive Arbeiter nach ihren Erfahrungen mit und Ansprüchen an Literatur befragten. Sehr häufig wird in ihnen die Gewerkschaftsjugendgruppe erwähnt, die den ersten Kontakt mit Schriftstellern wie Traven, Upton Sinclair, Kästner, Tucholsky, Brecht vermittelt habe.<sup>15</sup>

Ein entscheidender Maßstab für den Erfolg der Literaturarbeit ist, wie wachsende Teile der Arbeiter und Angestellten Genuß und Nutzen schöner Literatur erfahren und sich damit zugleich befähigen, im persönlichen Gespräch am Arbeitsplatz, mit Bekannten und Verwandten als Verbreiter fortschrittlicher Literatur zu wirken. Außer den genannten werden sie sicher noch viele andere Formen und Möglichkeiten schaffen. So kann es gelingen, daß am praktischen Beispiel der demokratischen und sozialistischen Literatur immer größere Teile der arbeitenden Menschen erfahren, wie sehr die herrschende imperialistische Massensliteratur gegen die erfolgreiche Vertretung ihrer Interessen, gegen die Bewältigung ihrer Lebenspraxis, gegen produktive Bereicherung ihrer Beziehungen zur Umwelt gerichtet ist, und wieviel sie für diese ihre Interessen aus der progressiven Lektüre gewinnen können, bis hin zu der Lust, diese Welt zu ändern. Das Leseverhalten in der Arbeiterklasse kann verbessert werden durch gemeinsame und geduldige Tätigkeit der fortschrittlichen Schriftsteller, der Verlage und Vertriebsinstitutionen, vor allem aber durch das Wirken der Aktivisten in den Arbeiterorganisationen.

<sup>15</sup> Manfred Bosch, Klaus Konjatzky, Für wen schreibt der eigentlich, München 1973, S. 19, 33, 35, 41, 43.

## Elvira Högemann-Ledwohn Wohin mit dem Haß?

Das Land, wo einem das passiert, wovon Geisslers Buch „Das Brot mit der Feile“ in vielen Variationen und mit manchen Wiederholungen handelt – Haß bekommen, „Haß fressen“, mit dem Haß nicht fertig werden – zeichnet sich im Laufe der Geschichte deutlich ab: es ist das Land, in dem wir selbst heute leben, in dem Millionen solcher Leute leben wie Geisslers Held Ahlers. Der Leser wird nicht nur durch den offensichtlichen Wirklichkeitsbezug des Buches provoziert. Auch nicht nur durch die in den besten Teilen des Buches konsequent durchgehaltene plebejische Perspektive des Erzählens, die ihn zwingt, sich mit der Person von Ahlers auseinanderzusetzen. Die größte Provokation steckt in der Radikalität der Hauptmotive, die diese Geschichte verknüpft; sie treffen die psychische Situation der Bewohner des beschriebenen Landes, das als Teil des heutigen hochorganisierten und bis an die Zähne bewaffneten inhumanen Imperialismus erkennbar wird.

Haß und Angst, Sehnsucht nach Glück und Befreiung, Tod und Gewalt, rudimentäre Einsichten („ohne Genossen bist du verloren“), Ansätze lebensentscheidender Fragen („wer geht mit wem?“), das geht in den Menschen durcheinander, drückt sie, zwingt sie, läßt sie aufatmen bis zur nächsten Bedrohung, treibt sie – zu was? Das ließe sich nur oberflächlich leicht beantworten.

Zuerst einmal beeindruckt die radikale Analyse, die so und in diesem Bereich noch kein Roman über die Gegenwart der Bundesrepublik geleistet hat. Er zeigt die Erfahrung und Wirkung von Unterdrückung in der imperialistischen Gesellschaft konsequent vom Inneren der Betroffenen her, was sie in den Menschen anrichtet, welche Chancen sie ihnen läßt, welche Wünsche und Handlungsmöglichkeiten. Die ungeschönte Wahrheit der Empfindungen und Impulse kommt mit einer bei diesem Stoff neuen und berechtigten Widersprüchlichkeit heraus. Die Widersprüche in den Erfahrungen und Charakteren werden vertieft, indem der Kontrast zum Prinzip der Komposition erhoben wird. Tatsächlich gewinnt das Buch aus seinem antithetischen Bau besonders in der ersten Hälfte Größe – Größe in den Gefühlen wie auch in ihrem Widerspruch zur umgebenden Realität und dem, was sie in den Menschen bewirkt. Das fängt scheinbar harmlos an mit einem frustrierenden Sexabenteuer, wächst sich aus zu einem soliden Racheakt an einem schuldlosen und völlig hilflosen Gegenüber (der Großmutter) bis zu dem selbständigen und viel Mut erfordernden Entschluß, ihr eine Freude zu machen – an der sie stirbt. Wieder Haß und neue Erfahrungen: bewaffnete Macht, organisierte Gewalt über Menschen in der Bundeswehr. Hier ist von Anfang an für jeden klar, wie die Herrschaftsverhältnisse sind und wie sehr man am



Boden ist, wenn man zu den Unteren gehört. Trotz durchgreifender Disziplinierungsmaßnahmen von oben erscheinen dennoch die Betroffenen nicht einfach als willenlose angepaßte Masse. Erste Haltungen des hinhaltenden Widerstands entwickeln sich, erste Einsichten zeichnen sich ab: „Die haben die Waffen und uns.“

Auch die Träume und eventuell gebotenen Möglichkeiten der Befreiung steigern sich an den Widersprüchen, an die sie gekettet sind: an der Doppelbödigkeit des Heldentums (Anerkennung für das Verhalten bei der Flutkatastrophe, Achtung für die Solidarität mit einem Kommunisten), „schöne Liebe“, wie Ahlers das nennt, „endlich mal Glück“, vielleicht die Möglichkeit, Genossen zu finden, in der Natur einen Gegenentwurf zur bewaffneten Herrschaftsordnung der Gesellschaft zu entdecken. Daß das alles nicht gelingt, nicht gelingen kann, ist eine Sache für sich. Aber die Spannweite der Widersprüche vorgeführt zu haben, nicht nur die entsetzliche Entfremdung, sondern auch den mächtigen Impuls, den unausrottbaren Wunsch, sie zu überwinden, bleibt die große Leistung dieses Buchs für die demokratische und sozialistische Literatur in diesem Land.

In den Erfahrungen Ahlers' entlarvt sich das Heldentum ganz schnell von selbst. Ausflüge in die Natur zeigen, daß auch sie im Besitz der Leute ist, die die Waffen haben. Zur äußersten Entfaltung kommen die Widersprüche von Glück, Natur, Gemeinschaft mit Menschen und Gewißheit des Sieges über die eigene Angst bei der Reise nach Griechenland im Frühjahr 1967: „Das sind wir jetzt alle, wir sind die Waffen, und wer uns jetzt querkommt, den lachen wir tot“. Im gleichen Satz noch fahren die Panzer der Obristen auf. Die Angst, immer schon vorhanden, bekommt konkrete Gestalt: „Sie werden uns alle töten.“

Daß sich die Motive so bündeln lassen, daß sie ihre elementare Wirkung im Laufe der Geschichte entwickeln und lange auf gleicher Höhe behalten, liegt vor allem an der größten Erfindung, die Geissler in diesem Buch gelungen ist: Der Person eines neuen Ahlers. In Ahlers stellt er einen ungelernten jungen Arbeiter vor, der – in den unteren Schichten des Proletariats aufwachsend – vom Kleinbürgertum denkbar weit entfernt ist. Der Autor zeigt, wie dessen instinktive Rebellion – bewußt werdend im „Haß“ – sich in diesen Jahren erhält, immer aufs neue erprobt wird und verhärtet. Geissler erfindet Ahlers' Sprache: literarisch verfremdete Kraftsprüche, die stimmen zu seiner Art zu reagieren, heftig und spontan Dinge aufzunehmen oder abzulehnen. In Ahlers wird nicht der Proletarier (den es ohnedies nicht gibt) abgebildet, sondern ein bestimmter Typ eines jungen Arbeiters, der kaum Erfahrungen in kollektiv betriebener industrieller Produktion hat. Die jeweils kurzen Lernsituationen im Betrieb verunglücken ihm alle, und in Ratjens' Unternehmen, wo er sich – vom Chef eingekauft – hoch über den anderen als Kranführer etabliert, bleibt er in seiner Kabine allein. Seinem Streben

nach Zusammenhalt mit anderen – das zum ersten und einzigen Mal während der Bundeswehrzeit aus den Lebensverhältnissen selbst erwächst – eignet so etwas nur Psychologisches; es reicht nur als ferner idealistischer Wunsch ins Leben hinein. Das stimmt eher mit der Lage der isolierten und durch ihre Berufssituation zunächst vereinzelter Intellektuellen überein als mit der Einstellung zur Kollektivität, die der Produktionsprozeß – zugegeben, mit bestimmten Ausnahmen – in der Arbeiterklasse erzeugt. In manchen Lebenslagen erscheint zudem Ahlers' Zugehörigkeit zum Proletariat fast in Frage zu stehen zugunsten einer sozialen Randgruppe (so in den Kontakten mit der Klinsch-Gang, bei der Gelegenheitsarbeiter-Existenz in der frühen Jugend, während der Gefängniszeit und Bantu-Episode).

Mit diesen Hintergründen ist seine Unangepaßtheit zwar einleuchtend sozial motiviert – trotzdem würde die tatsächliche Bedeutung der Figur gemindert, wollte man sie als Ausdruck eines bestimmten Milieus verstehen. Aus diesem Gesichtswinkel erweist sich sogar die weitgehend psychische Motivierung der Hauptfigur als begrenzter Vorteil, da sie durch die Optik und das Wertsystem des Autors letztlich doch eine allgemeine Verbindlichkeit gewinnt.

Für die Gesamtdarstellung aber bringt diese Anlage der Hauptfigur gewisse Probleme mit sich: Ahlers hat so gut wie keine materiellen Interessen, sie spielen in seinem Leben eine untergeordnete Rolle. Ahlers' Arbeitsplätze folgen beinahe problemlos aufeinander; die Wohnungsfrage löst sich, wenn sie kritisch zu werden droht, durch einen Autounfall, die Einberufung in die Bundeswehr, die Hilfe des Schwiegervaters oder das Eingreifen des Unternehmers Ratjen. In den Anfangskapiteln zeichnet den Helden eine so programmatische Bedürfnislosigkeit aus, daß sich hinter ihr leicht das gegen den gebotenen Konsum gerichtete idealistische Wertsystem des Autors erkennen läßt.

Das einzige Mal, wo Ahlers selbst ein materielles Problem ernst nimmt – seine Ausbildung im Moment seiner Heirat, wovon sein und Ninas Leben weiter abhängen – greift ein Zufall in den Ablauf der Handlung ein: nach dem Kontrastprinzip wird Ahlers plötzlich „erhöht“, gerät in eine privilegierte Situation und darf nun alle Zwänge des qualifizierten, gut bezahlten, bewußtseinslosen und mehr oder minder angepaßten Arbeiters erleben. Diese sind mit sehr großer Kunst dargestellt: die beginnenden Ermüdungserscheinungen, die Veräußerlichung, die sich in die Beziehung zu Nina einschleicht. Auch jetzt handelt und entscheidet Ahlers „aus Bock“ oder aus Haß, er kämpft vor allem mit seiner existentiellen Angst. Aber er kämpft wie ein Held.

Im Unterschied zu vielen Büchern und Geschichten unserer heutigen Arbeiterliteratur ist jede Mitleids- oder Leidensgeste konsequent ausgemerzt, der proletarische Protagonist erscheint glaubhaft als gefesselter Riese – und eben dieser Zug zur Größe macht das Buch stark, eindrucksvoll. Allerdings verbleibt dieser große humane Anspruch hauptsächlich im Psychischen, losgelöst



von einer ganzen Reihe materieller Fragen der Lebenswirklichkeit und manchmal ihr idealistisch entgegengesetzt.

Eine solche Darstellungsweise erinnert sehr an die mancher Erzählwerke der romantischen Literatur: Wie in den Poemen Byrons, Puschkins oder Scotts wird der vereinsamte rebellische Held den Konfrontationen mit der feindlichen Gesellschaft ausgesetzt, die Erzählung lebt von unauflöslchen Widersprüchen und der Intensität, mit der sie nachempfunden werden.

Geissler teilt mit den großen Romantikern das Verfahren, den Helden und seine Hauptmotive vor allem negativ zu bestimmen. Das Verharren in der Negation, wie überzeugend und eindrucksvoll auch immer, nimmt ihm die Möglichkeit, seiner Figur selbst auf der Ebene der losgelösten Psyche eine glaubhafte Perspektive zu geben. Aus dem Negativen erwächst nicht nur Ahlers' Hauptantrieb, der Haß (und kontrapunktisch auch die Angst), sondern auch der Wunsch nach Solidarität (denn ohne Genossen ist man „verloren“); der Wunsch zu kämpfen berührt sich mit dem Wunsch zu zerstören, und selbst der Antrieb zu produzieren bleibt überlagert von der Lust an der Zerstörung: Wände einreißen, die Erde aufwühlen, dabei mächtig sein durch die Herrschaft über den Bagger. Selbst die Organisation, die Partei, die Ahlers als eine Waffe erkennt, bewährt sich in seinen Augen einmal als Hilfe für den aus dem Algerienkrieg geflüchteten französischen Soldaten und ein anderes Mal durch die Aufklärung des Lebensendes seiner Mutter. Für weitergehende Ziele, die die eigene heutige und zukünftige Lebenspraxis betreffen, bewährt sie sich nicht. In diesem Zusammenhang formuliert Ahlers definitiv: der Tod seiner Mutter – tragische Folge einer mutigen Geste gegen den faschistischen Sadismus – sei „Glück“ gewesen. Die positivste Bestimmung finden Ahlers' Wünsche in der wiederholten Formel „endlich mal ich selber“ – aber dieser Wunsch, zu sich selbst (und damit zu der eigenen, nur durch kollektive Anstrengung zu erreichenden Zukunft von seinesgleichen) zu finden, verharret in unvermitteltem Gegensatz zu dem mit „Freiheit“ assoziierten Alleinsein, auf das er immer wieder zurückkommt und das dem Individualismus der romantischen rebellischen Helden aufs Haar gleicht. „Frei und allein“ sieht er das Tier, das auf dem Schlachthof für einen Moment ausbricht, bevor es getötet wird. „Allein marschiert wird hier nicht“ – gegen diesen Kommentar lehnt er sich auf. Wie findet er sich in diesen Gegensätzen zurecht nach dem Kontakt mit nicht angepaßten Leuten, mit kommunistischen Arbeitern, die er durch seine Frau kennenlernt, mit kritischen Intellektuellen und aktionistischen Studenten? – Sein Wunsch nach Genossen bleibt erhalten bis zuletzt, aber auch das Alleinsein.

Allerdings formuliert er an einer Stelle eine ganz ferne Hoffnung: „Noch. Dann wird das also mal anders.“ Die Zwiespältigkeit der ganzen Geschichte zeigt sich auch hier: einerseits wird der globale Anspruch überzeugend ver-

treten und durchgehalten, daß „alles“ anders werden muß – andererseits bewirkt gerade die Allgemeinheit der Widerstandshaltung gegen das bestehende Gesellschaftssystem („das muß weg“) auch die Allgemeinheit der Hoffnung auf das „andere“. Jede Ahnung einer Alternative ist dabei meilenfern von den wirklichen Lebensverhältnissen angesiedelt.

Die realen Voraussetzungen der gesellschaftlichen und damit auch der humanen Alternative werden in dem Buch nicht erkennbar, sie sind höchstens durch die totale Negation zu errahnen. Manchmal scheint es, als wäre Befreiung ohnehin erst in der Transzendenz erreichbar – umfassend, nicht mehr auszudenken, und auf keinen Fall mehr von dieser Welt. Denn in dieser Welt erweist sich der Widerspruch zwischen Menschen, Natur, Glück und Herrschaft, bewaffneter Gewalt, eingeborenem Haß der einen und Angepaßtsein der anderen Unterdrückten immer wieder als unauflöslich und tragisch.

Das Buch spielt mit Metaphern der Transzendenz: die Insel und später das Gitter. Die Insel hat zunächst materielle Gestalt – als Ziel, das sich Nina erträumt hat, dem Ahlers sich anschließt und in dem auf sehr poetische Weise der Wunsch beider, einander anzugehören, aufgehoben ist. Aber noch auf dieser Insel erfährt Ahlers, daß es keine der herrschenden Gewalt entrückten Bereiche gibt und daß er allein bleibt mit seinen Vorstellungen von der Befreiung, da Nina seinen Angst- und Rachetraum – den Besitzer der Insel zu töten – nicht teilt. Die griechische Insel ist Ausflug in ein anderes Leben, von dem man „zurück ans schwarze Ufer“ fahren muß. Jedoch auch diese Möglichkeit wird durch den faschistischen Putsch zerstört. Die Erfahrung treibt die Negation weiter heraus als nochmals begründeten Haß und den klar formulierten Wunsch nach Rache: „Dann bezahlt ihr's mit eigenem Blut.“

Das wiederholte Zitat dieser Liedzeile klingt schon fast wie ein Gebet. Der Kommunismus als Erlösungsreligion? Das kann ja nicht gut gehen bei einer Sache, die als praktischer Entwurf zur umfassenden und bewußten Umänderung der Welt erdacht ist.

Die Gittermetapher, die sich Kerstin träumt, wird als reine Lyrik der schlechten Realität entgegengehalten, sie ist auch innerhalb der erzählten Geschichte – zwar unter der Überschrift „Kein Traum“ – nur noch transzendent.

Nachdem der Autor den tragischen Widerspruch mit der Griechenland-Episode auf seine größte Höhe gebracht hat, fällt es ihm schwer, zu einer wirklichen, nicht idealistischen Veränderungspraxis zurückzuvermitteln. Es gelingt ihm, trotz vieler Anstrengungen in dieser Richtung, letztlich doch nicht. Daran scheitert meiner Meinung nach die weitere Erzählung, der ganze viel zu lange Schluß des Buches.

Sichtbar scheitert Ahlers' Umgang mit den anderen handelnden Personen. Er bleibt allein – weniger, weil er das absolut so will, als vielmehr, weil der Autor ihm glaubwürdig keine wirklichen Genossen entdecken kann. Selbst



die Beziehung zu Nina, als eine wenigstens erotische Erlösung konzipiert, verliert, sobald sie in die Wirklichkeit tritt, an Intensität, der emotionale Aufschwung verflüchtigt sich rasch. Die gesellschaftliche Dimension dieses psychischen Verlusts – Hineingleiten in relativ privilegierte Konsumgewohnheiten und die dazugehörigen Fesseln – wird an dieser Stelle vom Autor exakt beschrieben. Er versucht auch zu zeigen, wie vor allem Nina sich mit dieser Situation nicht kampflos abfindet. Aber nur kurz scheint es, als wolle Geissler hier mit Nina dialektisch eine zweite, Ahlers ebenbürtige Hauptfigur ins Spiel bringen, die mit ihrer emotionalen Ungebrochenheit, ihrer praktischen Energie, der Fähigkeit realistisch zu denken und zu handeln auf ihre Weise lernt und demonstriert, wie man – zusammen mit anderen – gegen das verhaßte Gitter der eigenen und der Unterdrückung aller ankann. Diese Möglichkeit, die Geschichte mit gleicher innerer Spannung, auf gleichem Niveau der Widersprüche weiterzuerzählen, wird leider verschenkt. Ninas eigene Befreiungsversuche werden auf einer von vornherein flacheren Ebene als belächelnswerte Bravheit eher denunziert als dargestellt: „Wiesengrund-holzhaus bis Wladiwostok“, oder „auch der Dreck machte Nina angst. Bei Reinhold und Walter und Erni war alles sauber und übersichtlich und klug, das konnte man lernen, das konnte man sammeln und ordnen und kennenlernen, und da kommt man auch irgendwann einmal hin, wie früher auf Inseln“.

Man kann Kommunisten – zu denen Nina und die genannten Genossen gehören – eine Menge vorwerfen: daß sie an die schlechte Realität dieses Landes gebunden sind, auch psychisch, viel zu sehr, um den entwickelten Ansprüchen des Autors zu genügen – solch ein Vorwurf mag in Gottes Namen berechtigt sein. Aber Unbescheidenheit in den Zielen – etwa Holzhäuschen für alle – das trifft wohl kaum die Leute, die Geissler hier treffen will. So saudumm, wie die Kommunisten sich in dieser Geschichte aufführen, bewegen sie sich nachweislich in der Wirklichkeit nicht. Ein höhernorts „nicht abgesprochener Streik“ sei gar kein richtiger Streik, sagt ein kommunistischer Funktionär, und ein ernsthafter Mensch wie Ahlers hat keine weitere Veranlassung, sich mit solchen politischen und menschlichen Karikaturen auseinanderzusetzen.

In der erzählten Geschichte scheint allein schon der Anspruch auf Realisierung alle Ziele zu entwerten. Von daher ist natürlich jeder Verbalradikalismus der Position der Kommunisten überlegen, weil grundsätzlicher, menschenwürdiger, weniger kaputt und angepaßt. Vom Scheinwiderspruch dieser Positionen, die für den Helden nicht gleichwertig sein können, lebt der ganze letzte Teil des Buchs.

Er lebt davon sehr schlecht. Das literarische Material, die Anordnung der Personen und die Komposition, selbst die abstrakte Problemstellung werden dabei völlig zerfasert. Leute, die eine ideell kompromißlosere Position suchen,

tauchen in ziemlicher Menge auf, werden eilig vorgestellt und von einer Szene in die andere gehetzt. Im Erzählen wird offenbar, daß ihre Art der Negation sich auf bare Verzweiflung reduziert, so radikal, daß sie nur noch dem Tod gefaßt ins Auge blicken können: „Aber besser kaputt, als alles nur überleben“. Dazu ein metaphorischer Griff nach dem Messer.

In dieser zweiten Hälfte des Buchs quält sich der Autor damit ab, diese Haltungen und Ansichten, von denen Ahlers kaum etwas haben kann, die ihm eher wie im Zerrspiegel viele Inkonsistenzen seiner eigenen Lebenshaltung eindrucksvoll vorführen können, dennoch zu einer echten strategischen Alternative aufzubauen. Schrittweise werden die Probleme des Helden, an die sich der erste Teil strikt hält, durch Probleme ersetzt, die allenfalls die Person des Erzählers mit gleicher Verbindlichkeit ergreifen könnten: Auseinandersetzungen im Fernsehsender, Lebensläufe von Fernsehprofis, Studentendiskussionen, Aktionsversuche, über verschiedene Länder Europas verteilt. Ahlers verschwindet hinter diesen Gedanken- und Erzählfetzen fast ganz, unglücklicherweise wird er auch noch für länger nach Bayern verbannt, wo reichlich krude Erlebnisse ihn zur schließlichen Formulierung von so etwas wie Klassenstandpunkt veranlassen. (Das hätte er in seiner Hamburger Umgebung deutlicher und schärfer einsehen können). Das Ergebnis ist denn auch denkbar flach und zeigt einen beschämenden Abstand von den gedanklichen und literarischen Ansprüchen des ersten Teils. Ahlers besteht zum Mißvergnügen der kommunistischen Genossen auf einem billigen Zweikampf mit Ratjen; die Szene wird gebaut aus geräuschvoller Stimmungsmache und einer Verkettung zufälliger Umstände. Immerhin bietet der Autor das nicht als Lösung an und läßt Ahlers weiter suchen.

Aus den Erzählfragmenten der „Nach-Griechenland“-Hälfte hätte sich wohl ein anderes Buch schreiben lassen, vielleicht ebenso wichtig, ebenso radikal, aber konzentrierter und offener, das würde heißen, mit einem anderen Helden, dem Intellektuellen, den alle die dort aufgeworfenen Probleme direkt betreffen. Für die Geschichte von Ahlers gibt dieser Teil kaum noch etwas her. Der Autor merkt das auch selbst und läßt ehrlicherweise das Buch ganz unbestimmt ausgehen: in der Aufzählung der angebotenen Strategien, in der totalen und berechtigten Ratlosigkeit Ahlers', in seiner Trennung („Zurückbleiben“) von denen, die mit Bonnie und Clyde den von realen Hindernissen nicht verstellten unverkürzten Weg ins freie ideale Menschsein gewählt haben.

Die Fragen, die für Ahlers am Schluß offen bleiben – und die, wie ich meine, die eigentlich wichtigen Fragen sind – erscheinen nach dem Aufwand, der mit der Entwicklung der scheinbar alternativen Position von Aneken, Kerstin, Moneta und anderen getrieben wurde, weniger beunruhigend, viel weniger ungelöst als sie es nach der Wirklichkeit und auch nach dem Anfang und der Anlage dieser Geschichte verdienen.



Der Schlußsatz meint Ahlers: „Er stand auf und ging los.“  
— Wohin denn? Und; um eine seiner früheren Fragen wieder aufzunehmen:  
Mit wem?

## Erik Neutsch Der Wirklichkeit auf die Schliche kommen

### Ein Gespräch mit Oskar Neumann

*Ihr neuer Roman, Erik Neutsch, dessen Erfolg in der DDR wenige Monate nach Erscheinen bereits außer Zweifel steht, wird in diesem Frühjahr nun auch als Buchausgabe des kürbiskern für die Bundesrepublik vorliegen. Gerade weil ich Auf der Suche nach Gatt für ein so eminent sozialistisches, kommunistisches Buch halte, bin ich überzeugt, daß es unseren Lesern sehr viel zu sagen hat: über die DDR; über die Tatsache, daß Mansfeld eben nicht Salzgitter oder die Ruhr ist; über das Anderswerden, Sie sprechen ja geradezu von der Erschaffung des Menschen, in dieser revolutionären Umgestaltung des Landes und der Menschen selbst. Sie sagen, Sie möchten die Menschen der Klasse erreichen, aus der Sie selbst stammen. Genau das ist die Absicht, die auch wir mit dem Gatt in unserer Arbeiterbibliothek haben. Aber wir sehen dabei auch Verständnisschwierigkeiten der westdeutschen Leser, bis zu möglichen Mißdeutungen, und zwar nicht nur wegen der Meinungsmanipulation, sondern auch schon wegen der so ganz anderen Umwelt, auf die Ihr Buch in der Bundesrepublik treffen wird. Gibt es dazu Erfahrungen, Signale, die Sie, ausgehend von Ihren früheren Büchern, erreicht haben? Und welche Erwartungen ergeben sich daraus für die Aufnahme des Gatt?*

Erfahrungen, Resonanz von früheren Arbeiten gibt es durchaus. Ich bin ja hin und wieder in der Bundesrepublik, es gab und gibt Einladungen zu Lesungen, zum erstenmal 1965 beim damaligen Ostermarsch, wo ich auch einige Schriftstellerkollegen kennenlernte, Christian Geissler, Max von der Grün, Frieder Hitzer, mit denen zusammen ich auch dort gelesen habe. *Spur der Steine* war zu dieser Zeit in der DDR gerade erschienen; der Roman war auch dort bei den Teilnehmern des Ostermarsches ziemlich bekannt, und das waren doch ganz unterschiedliche Leute, Studenten und junge Arbeiter, Intellektuelle und Gewerkschaftsfunktionäre. Die kamen, als sie erfuhren, daß ich im Zug dabei bin; sie wußten großenteils recht gut Bescheid über das Buch und wir haben uns

angeregt und engagiert darüber unterhalten. Ich habe diese Erfahrung auch später gemacht, zum Beispiel bei meinem Erzählband *Die anderen und ich*. Inzwischen merkt man diese Wirkung auch aus Briefen, die ich von Lesern aus der Bundesrepublik bekomme.

Aus der Schweiz habe ich hier einen sehr schönen Brief, und der ist vielleicht ein bißchen symptomatisch für die Wirkung meiner Bücher unter kapitalistischen Bedingungen: was die Leser daraus entnehmen, ist, daß ihnen eine andere Welt gezeigt wird. In dem Brief aus der Schweiz schreibt ein junger Mann zu der Erzählung *Drei Tage unseres Lebens*, daß die Geschichte ihn so aufgeregt hat, weil er in den Verhältnissen, unter denen er lebt, kaum noch Hoffnung für sich und für den Menschen sieht; und nun erlebt er in meiner Arbeit — und das gilt wohl generell für DDR-Autoren — eine Welt, in der der Mensch eine enorm große Perspektive hat. Das ist im wesentlichen die Wirkung, die unsere Bücher hinterlassen, und zwar auch auf den Leser, der dieses Land, die Deutsche Demokratische Republik, konkret nicht kennt und der darum sicher manche Verständnisschwierigkeiten gegenüber dieser und jener Einzelheit hat, weil eben unser Land ganz anders gewachsen ist, weil bei uns ganz andere Probleme anstehen, die hier zu lösen sind, als in einem kapitalistischen Land. Da hat natürlich der eine und andere Leser Mühe, bestimmte Dinge zu verstehen, im Grunde unseren historischen Weg seit 25 Jahren zu begreifen. Das wird gewiß auch beim *Gatt* wieder auftauchen, daß man mit Einzelheiten fertig werden muß, die dem westdeutschen Leser zunächst unbekannt sein werden. Aber ich hoffe, daß man gerade aus diesem Buch eines herausnimmt: daß hier der Mensch alle Chancen hat.

*Unsere Erwartung, Gatt werde beim Leser ankommen, hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß es ein sehr wahres Buch ist. Die Härte der Konflikte wird nicht übertüncht, die Schwierigkeiten, sie zu lösen, werden nicht verschwiegen. Nun gab es ja eine Zeit, da galt Härte als dem sozialistischen Realismus nicht angemessen, als würde Härte in der Literatur nur im Sinn von Norman Mailer existieren. Ich empfinde die Härte, die es im Gatt gibt und die es um der Wahrheit willen geben muß, als durchaus positiv. Sie ist an wirklicher Humanität orientiert; um es mit einem Gedanken aus dem Buch selbst zu sagen: Wir sind dagegen, daß ganze Völkerstämme kaputt gehen, und wir sind ebenso dagegen, daß ein einzelner Mensch kaputt geht. Und sie wirkt auch gegen die Illusion, am Tag nach der Revolution sei schon der neue Mensch fertig. In diesem realen kämpferischen Humanismus sehe ich eine ganz wesentliche Seite der Hilfe, die das Buch der Arbeiterbewegung auch in der Bundesrepublik zu leisten vermag. Dieses Stück internationalistischer Solidarität, das im Werk wirksam wird — wieviel davon ist bei Ihnen schon beim Schreiben als Gedanke, als Absicht präsent?*

Diese Absicht ist da, und sie ist bei mir mit dem zunehmenden Schaffen eigentlich gewachsen. Sie wissen, daß ich zur Zeit an einem umfangreichen Roman-



werk arbeite — das erste Buch ist fertig — mit dem Titel *Der Friede im Osten*, und da ist schon vom Titel her an den Nicht-Frieden im Westen gedacht. Ich versuche mit diesem neuen Buch einen, ich will es mal so nennen, Epochenroman zu schreiben, vom Weg dieser Gesellschaft bei uns, in der DDR, natürlich vorgeführt an Menschenschicksalen, und das von vornherein mit dem Gedanken, der auch als Motto diesem Buch voransteht, aus einem Gedicht von Paul Fleming; das ist sehr lange her, 1634 geschrieben, und lautet so:

Zeuch in die Mitternacht,  
in das entlegne Land,  
das mancher tadelt mehr,  
als das ihm ist bekannt!  
Tu, was dir noch vergünnt,  
der Frühling deiner Jahre!  
Laß sagen, was man will!  
Erfahre du das Wahre!

Das Gedicht war geschrieben auf Nishnij Nowgorod, ich übernehme dieses Motto und beziehe es natürlich auf unser Land.

Solch ein Gedanke war auch schon beim *Gatt* da. Es ist die Geschichte eines Menschen, der an Punkte seines Lebens kommt, wo er sich der Gesellschaft neu stellen muß, und damit ist natürlich auch an die Gesellschaft die Frage gestellt, wie weit sie bereits in der Lage ist, einem solchen Menschen wie Gatt zu helfen. Ich habe mich im Zusammenhang mit diesem Buch im Ruhrgebiet zum Beispiel danach umgesehen: was passiert denn nun dort unter der Einwirkung der wissenschaftlich-technischen Revolution, die ja auch auf Westdeutschland zugekommen ist, mit Menschen, die an Punkte kommen, wo sie nicht weiter können? Wenn einer über vierzig ist, und er wird von einer Zeche entlassen, hat er, in den meisten Fällen jedenfalls, enorme Schwierigkeiten, wieder Boden unter die Füße zu bekommen, einfach seine Existenzgrundlage zu erhalten. Um ähnliche Fragen geht es auch im *Gatt*; er ist ein ehemaliger Bergmann, unter neuen Machtverhältnissen in Machtpositionen gekommen. Wenn es mit ihm so wie bisher nicht weitergeht, was kann unsere Gesellschaft leisten? Ich zeige die Reife der Verhältnisse: bei uns geht dieser Gatt nicht verloren. Allerdings auch unter dem Vorsatz: der Mensch soll selbst etwas einbringen, um der Gesellschaft die Lösung ein wenig leichter zu machen, die Lösung um das Schicksal jedes einzelnen.

Ich habe mir, als ich an diesem Buch schrieb, damals, wie gesagt, die Situation im Ruhrgebiet genau angesehen, und auch, was es dazu in der Literatur gibt. Es ist hier noch keinem Kritiker aufgefallen, ich weiß nicht, vielleicht fällt es dem westdeutschen Leser auf: es gibt da im *Gatt* eine direkte polemische Stelle zu Max von der Grün in *Irrlicht und Feuer*, dort wo er zeigt, wie ein neuer Kohlehobel eingesetzt wird; einem Bergmann wird das Knie zerschmettert, und die Kumpel wenden sich gegen diese Maschine, die dann dem Steiger den

Kopf abreißt. Genau diese Stelle mit dem ersten Unfall habe ich in meinem Buch — wenn man so will — zitiert, ganz bewußt, in der Auseinandersetzung. Ich hatte mir unter diesem Gesichtspunkt angesehen, was geschieht, wenn bei uns so etwas passiert. Ich bin also in den Berg gekrochen, und dort wurden und werden ja auch bei uns neue Maschinen eingesetzt. Es gab da keinen Bergmann, dem das Knie zerschmettert wurde. Aber ich habe diese Szene übernommen, um daran zu zeigen, wie anders das bei uns verläuft, unter anderen sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen, wenn die Arbeiterklasse die Macht hat. Das sind schon Hinweise, wie beim Autor doch von vornherein das Denken einsetzt: ich will kein provinzielles Buch schreiben, und auch nicht ein Buch nur für die DDR, sondern ein Werk, das auch draußen die Menschen erreicht.

*Draußen — da wird es Sie, Genosse Neutsch, als Schriftsteller interessieren, was man im Bayernkurier vom 24. 11. 1973 lesen kann: Wer immer, so heißt es da, sich zur Aufnahme des Daseinskampfes als Maler oder Komponist, als Bildhauer oder als Schriftsteller entschließt, „der tut gut daran, eine Erkenntnis keinen Augenblick zu vergessen: Die Gesellschaft braucht ihn nicht!“ Was sich die Gesellschaft an Kultur leiste, tue sie, um Kunst bereitzustellen „zum Genuß für eine Minderheit“.*

*Wir sind stolz darauf, daß trotz dieser Ungunst der Bedingungen doch auch in unserm Land jetzt von der Entwicklung einer demokratischen und sozialistischen Kulturströmung gesprochen werden kann, wie das im Bericht an den Hamburger Parteitag der DKP formuliert ist. Durch Ihre Beziehungen zu Autoren der Bundesrepublik wissen Sie sicher auch um die Kompliziertheit ihrer Schaffensprobleme. In den Diskussionen, die dazu geführt werden, wird die Frage Dokumentation/Fiktion oft unter dem Aspekt einander ausschließender Gegensätze behandelt. Unsere Zeitschrift hat sich immer geweigert, diese Scheinalternative anzunehmen. Die Art Ihres Schreibens bestätigt mich in dieser Auffassung. Sie haben eben davon gesprochen, wie Sie im Berg herumgekrochen sind, und ich finde im Gatt viele Stellen, an denen Sie mit geradezu dokumentarischer Genauigkeit über Tatsachen in der Produktion oder auch in der Arbeit einer Redaktion berichten. Diese genaueste Kenntnis hindert aber nicht, sondern fundiert und belebt Ihre schriftstellerische Phantasie, und das gleiche, so finde ich, gilt für Ihre Kenntnis der Geschichte, der revolutionären Vergangenheit des Mansfelder Landes.*

Literatur und Kunst ist natürlich nicht zu machen ohne die Phantasie. Die Frage ist ja nur, wie sich Phantasie und Wirklichkeit zueinander verhalten, wie Phantasie an Wirklichkeit gemessen werden kann, wobei ich überhaupt nicht der Meinung bin, Kunst und Wirklichkeit seien dasselbe; Kunst macht Entdeckungen über die Wirklichkeit, Kunst schafft ja auch neue Wirklichkeit. Demnach ist mein Arbeitsprinzip — und ich denke, auch das vieler meiner Kollegen — so zu verstehen: vorausgesetzt ist die genaue Kenntnis des Lebens,



um über das Leben schreiben zu können, um den Lesern neue Entdeckungen anzubieten über die Wirklichkeit, über das Leben. So gibt es in meinen Arbeiten viele Querbeziehungen und Verbindungen zu den wirklichen Prozessen, die im Land vor sich gehen, zu den Menschen, die hier arbeiten und leben. Insofern unterscheidet sich auch unsere Arbeitsweise von der solcher Leute, die — wie im *Bayernkurier* gesagt wird — nur eine Minderheit vergnügen wollen oder sollen.

Bei uns ist der Leser inzwischen sehr reif und sehr klug geworden. Ich habe das auf dem Schriftstellerkongreß so gesagt: Unsere Bücher werden gelesen, sie haben ja zum großen Teil enorme Auflagen, und man merkt es auch am Echo, das einen erreicht. Wir haben parteiliche Bücher im Sinn von Parteinehmen für den Menschen geschrieben. Das wiederum danken uns die Leser, weil sie großenteils auch so erzogen sind, selbst Partei zu nehmen für den Menschen. Sie finden ihre Gefühle in unsern Büchern wieder, offenbar haben wir diese Gefühle unserer Leser getroffen — ich hoffe auch mit meinem Buch —, indem wir uns immer wieder zu ihnen begeben und mit ihnen leben. Einer meiner Freunde, Fred Wander, hat einmal ein sehr kluges Wort gesagt: *Wer wie ein Schriftsteller lebt, lebt schon falsch*. Ich finde, da steckt enorm viel Wahrheit und Weisheit drin.

So versucht man immer wieder, neuer Wirklichkeit zu begegnen. Ich bin hier im Raum um Halle beheimatet. Ich kenne die Leute, ich kenne die Betriebe, ich weiß, wie die Produktion gemacht wird, ich arbeite mit, ich gehe in den Berg. Ich bin zur Nationalen Volksarmee gegangen, weil ich mir gesagt habe: wenn inzwischen das halbe Volk durch die Armee geht, dann wird mir da eine Wirklichkeit entzogen, wenn ich davon nichts weiß. Die alte Armee, die Hitlerarmee, kannte ich nicht. Und unsere auch nicht. Aber auch das Waffenhandwerk, so dachte ich, sollte man nicht verschmähen; also bin ich dort hingegangen und habe freiwillig gedient, um mir neue Wirklichkeit anzueignen, gar nicht unbedingt in der Absicht, darüber zu schreiben, sondern einfach um dabei zu sein. Ich wollte erfahren, wie leben die Menschen da konkret, wie denken sie, wie hassen sie, wie lieben sie, wie fühlen sie. Das muß man sich immer neu erarbeiten. Das kann man nicht am Schreibtisch.

Aber am Schreibtisch muß dann die Geschichte über das Leben entstehen, und das geht nur mit der künstlerisch-literarischen Phantasie. Zum Beispiel, um auf *Gatt* zurückzukommen: Dieses Problem des Menschen, der bei uns an Punkte kommt, wo er schier versagt, das ist mir aufgefallen an lebendigen Beispielen von Kollegen und Freunden, mit denen ich sehr lange täglich zu tun hatte. Da stellte sich heraus, die Gesellschaft kommt an neue Entwicklungspunkte; der eine schafft es, den Weg weiter mitzugehen, der andere schafft es nicht. So wurde für mich die Frage interessant, nachdem ich mit Name und Hausnummer viele solcher Menschen kannte: wird es zu einem Prinzip oder zu einem Symptom unserer Gesellschaft? Und da erfand ich den *Gatt*. Nun ist sicher der *Gatt*, der

da gestaltet ist, nirgends als ein lebender Mensch zu finden, und umgekehrt mindestens zehn oder zwölf Mal oder noch öfter. So entsteht eine solche Geschichte. Dazu werden dann neue Situationen hinzu erfunden. So arbeitet eben Kunst und Literatur, daß man den einen von da hat und den anderen von dorthier nimmt, und schließlich werden diese Ströme zu einer Geschichte verarbeitet.

*Die Nähe des Autors zur Wirklichkeit kann richtig, sie kann aber auch, wie wir aus mancher Diskussion wissen, falsch verstanden werden. Es wird dann abgeleitet: Mit der Nähe zur Wirklichkeit, die ja so spaßig bei uns in der Tat nicht ist, müsse auch der künstlerische Spaß zugunsten des proletarischen Ernstes aus der Literatur verschwinden; die Rauheit der Zustände erlaube keine Glanzlichter. Ich meine, die Klasse, der die Zukunft gehört, hat schon was zu lachen, im Sozialismus gewiß mehr als bei uns, aber eben doch auch bei uns. So hat mir im *Gatt* am Ende der Geschichte viel Freude gemacht, daß es dieses Maskenfest gibt, Dante kommt ins Bild, ein Sonett findet seinen Platz. Gerade solche großen Bögen der künstlerischen Spannung, diese Art Glanz in der Literatur darf der sozialistische Realismus meines Erachtens nicht aufgeben, mehr noch, das sollte stärker werden. Wir müssen auch da unbescheiden sein in unseren Forderungen an unsere Literatur.*

Ich halte das für vollauf gerechtfertigt, diesen Glanz, dieses Spiel der Phantasie bis an solche Punkte zu treiben. Der sozialistische Realismus ist wohl die einzige Schaffensmethode, die alles an Produktivität, an Fortschritt, an Spiel, an Handschriften in sich vereinigen kann. Der sozialistische Realismus macht aus nichts ein Dogma. Er erfindet auch nicht immer eine neue Mode. Aber Kunst ist nun einmal auch Virtuosität, Spiel, zum Vergnügen des Lesers, zu seiner Unterhaltung und, vielleicht noch mehr, als Mittel zum Erkennen seiner Welt. Wir sind ja nun einmal grundsätzlich überzeugt: die Welt ist erkennbar, und sie ist unendlich reich. Aus diesem Grund werden solche Kunstmittel auch immer wieder angewendet, und man lernt dabei auch von anderen Literaturen. So habe ich dabei den Rückgriff auf Dante versucht; so mache ich gern meinen Spaß, vielleicht im *Gatt* nicht allzusehr, aber in anderen Büchern. Dabei gelingt einem das eine mehr, anderes weniger. Ich versuche jedenfalls, alle Tasten des Klaviers zu spielen. Und wenn man die DDR-Literatur verfolgt, etwa in ihrer Entwicklung der letzten zehn Jahre, wo sie sich konsolidiert hat, so merkt man diesen Zug zur Weite in den Themen und auch in den Handschriften.

*Sie haben schon auf den Schriftstellerkongreß Bezug genommen und Sie sprechen eben wieder von der Literaturlandschaft der DDR insgesamt. Nun war ja der VII. Schriftstellerkongreß im November 1973 leider wiederum so ein Fall von beinahe unglaublicher Desinformation in der Bundesrepublik — zu illustrieren etwa daran, daß eine einigermaßen renommierte Zeitung wie die Süddeutsche sich dazu einen Artikel von Raddatz kauft, der seine Erkenntnisse über den Kongreßverlauf schon zu Papier brachte, ehe er stattgefunden hatte. Um so freier*



war der Verfasser in der Wahl seiner Entdeckungen, und sie gipfelten denn auch darin, die Autoren der DDR befänden sich auf der Flucht vor der Wirklichkeit. Daß sich Erik Neutsch nicht auf der Flucht vor der Wirklichkeit befindet, liegt mit Gatt exemplarisch vor. Wie aber sehen Sie, Genosse Neutsch, das mit dem Blick auf die allgemeine Literaturentwicklung in der DDR? Wer flieht denn nun vor der Wirklichkeit?

Ich finde, unser Kongreß hat bewiesen, daß die DDR-Literatur sehr nah an den Problemen, an den Prozessen unserer Wirklichkeit dran ist. Natürlich gibt es hier und dort jemanden, der da noch zulegen sollte. Wir haben das sehr freimütig und sehr kollegial behandelt, und der Kongreß hat vor allem ein Ergebnis gehabt, das Leute wie Raddatz unter diesen merkwürdigen Umständen, wie dort Einschätzungen über uns entstehen, nicht mehr begreifen können: der Kongreß hat ganz und gar deutlich gemacht, daß genau das, was der *Bayernkurier* für die westdeutsche Literaturwirklichkeit festgestellt hat, in unserem Land überhaupt nicht zutrifft. Jeder in diesem Land wird gebraucht, auch jeder Schriftsteller. So war der Kongreß ein Sammeln der Talente, der ganz unterschiedlichen Auffassungen auch von Literatur. Das hat dieser Kongreß geleistet, in seinem Plenum und dann besonders intensiv in den einzelnen Arbeitsgruppen. Wir hatten ja vier Arbeitsgruppen auf dem Kongreß — Literatur und Geschichtsbewußtsein, Literatur und Kritik, Literatur und Leser, Literatur und Wirklichkeit —, wo es mehr als im öffentlichen Plenum des Gesamtkongresses um Einzelheiten der Entdeckung von Wirklichkeit ging. Dort wurden die Meinungen ausgetauscht, die Meinungen prallten auch aufeinander, aber das Ganze war bestimmt von dem Bestreben, genau der Wirklichkeit auf die Schliche zu kommen.

## To Huu Unser Haus soll uns gehören

Es gibt kein fremdes Leid, und siegt mein Volk,  
der Fortschritt aller Völker siegt mit ihm.

O Vietnam! Wir gaben soviel Blut für deinen Frieden.

Genug, mein Land, um ihn zu sichern allen deinen Kindern?

*Die Delegation der Partei der Werktätigen Vietnams, die am Parteitag der DKP in Hamburg teilgenommen hatte, führte anschließend ein Gespräch mit Münchener Schriftstellern, bildenden Künstlern, Filmemachern und Musikern. Carlo Schellemann übergab den Genossen Blätter aus seinem Vietnam-Zyklus. Als Zeichen der Freundschaft und der Solidarität unterschrieben alle das Titelblatt des Kürbiskern 3/69, mit einem Gedicht des Leiters der vietnamesischen Delegation, des Schriftstellers und Sekretärs des ZK, To Huu. Auf die Begrüßung von Gerd Deumlich, Mitglied des Präsidiums des PV der DKP, und die Fragen der Gesprächsteilnehmer zu der jetzigen Lage in Vietnam und den Aufgaben der internationalen Solidaritätsbewegung antwortete Genosse To Huu:*

Wir alle wissen was Krieg heißt. Aber noch nie hat die Menschheit erlebt, was das vietnamesische Volk, ein kleines Volk, erlebte: auf eine Fläche von 300 000 Quadratkilometern fielen dreimal soviel Bomben wie im gesamten Zweiten Weltkrieg. Dieser Boden ist mit Blut und Tränen getränkt. Über die Leiden unseres Volkes braucht nichts mehr gesagt werden, die Welt kennt sie. Darum stehen die Menschen in aller Welt an unserer Seite, nicht nur die Kommunisten, sondern alle, die Demokratie und Menschenwürde achten; alle, die ein Gewissen haben, betrachten es als eine Beleidigung der Menschheit, was Vietnam angetan worden ist.

Unser Volk wurde in eine solche Lage gebracht, daß es kämpfen mußte, wenn es leben wollte. Es hat in seiner viertausendjährigen Geschichte viele Aggressoren erlebt — dreimal die alten mongolischen Dynastien; Dschingis Khan, der beinahe Europa eroberte, wurde in Vietnam geschlagen; wir hatten die Kämpfe mit dem französischen Kolonialismus zu bestehen — aber das alles ist nicht vergleichbar mit der Aggression der USA. In einem Bild vergleicht Guttuso unseren Kampf mit dem Kampf zwischen David und Goliath. Das Ergebnis ist bekannt, wir sind die Sieger.

Wir lassen uns nicht noch einmal versklaven, wir haben eine starke Partei, wir haben starke bewaffnete Streitkräfte. Aber das hätte nicht genügt, um zu siegen. Hätten wir nicht die Hilfe der Sowjetunion, der DDR und der anderen sozialistischen Länder, hätten wir nicht die Unterstützung aller fortschrittlichen Menschen in der Welt, aller, die diesen Krieg verurteilen und uns mit aller Kraft im Kampf zur Seite stehen — ohne diese internationale Solidarität wäre für uns der Sieg unmöglich. Diese Wahrheit wollen wir hier



noch einmal betonen. Deshalb dürfen wir unseren Sieg unseren gemeinsamen Sieg nennen. Ich denke, Sie werden das nicht zurückweisen.

Ho Chi Minh hat einmal gesagt, unser Kampf ist der Kampf zwischen Brutalität und Zivilisation, zwischen dem Menschen unserer Zeit und dem Untier dieser Zeit. Nun stehen die Soldaten der USA, eine halbe Million Soldaten waren es, nicht mehr in Südvietnam. Aber wir müssen immer wieder feststellen: die USA haben die Füße draußen, aber ihre Hände stecken noch in Vietnam. Diese Hände bedienen sich der Marionetten, die das Land verraten. Seit dem Abschluß des Pariser Abkommens ruhen die Waffen noch nicht, ist der Anspruch auf Demokratie und Freiheit noch nicht verwirklicht. Die Saigoner Administration hat eine Armee von 700 000 Mann gegen die Bevölkerung mobilisiert, noch immer sprechen die Gewehre, die befreiten Gebiete werden angegriffen, und das alles, weil die USA für die Macht ihrer Marionetten alle erdenkliche Schützenhilfe leisten. Aber mit welcher Perspektive? Es ist ganz eindeutig: Wenn die USA-Imperialisten ihren Neokolonialismus in Südvietnam fortsetzen, so ist ihre Niederlage unausweichlich. Was 500 000 US-Soldaten nicht geschafft haben, was über die Hälfte der Luftwaffe, dabei nahezu die gesamten strategischen Luftstreitkräfte der USA nicht geschafft haben, was die halbe US-Flotte nicht geschafft hat, was sie auch mit Hilfe ihrer Verbündeten einschließlich der Machthaber der Bundesrepublik nicht geschafft haben, was mit X Milliarden für diesen Krieg in 18 Jahren nicht geschafft wurde – was können sie dann noch erreichen? Die USA wurden besiegt, sie können nicht weiter, das Rad der Geschichte ist in Südvietnam nicht mehr zurückzudrehen. Wir haben ihnen ins Gesicht gesagt: Ihr habt verloren. Auf eurer Seite gibt es kein Recht, nur brutale Gewalt, aber ihr könnt uns nicht kleinkriegen. Es liegt an euch, ob ihr eine neue Seite in der Geschichte unserer Beziehungen aufschlagen oder das Alte fortsetzen wollt. Wir kennen euch zu gut. Es ist Zeit, einen Schlußstrich zu ziehen. Spielt nicht *va banque*! Eure Taschen sind leer, alle eure Trümpfe ausgespielt. Womit wollt ihr drohen? Wenn ihr so weitermacht, werdet ihr nackt nach Hause gehen. Aber wir wollen euch nicht einmal nackt sehen. Geht jetzt nach Hause, das ist besser! Sonst geht ihr im Plastiksack, als Leichen.

Und noch in diesen Plastiksäcken mit den Toten haben sie Rauschgift geschmuggelt – das ist das Gesicht des Imperialismus.

Unser Volk hat jetzt dreißig Jahre Krieg, drei Kriege hintereinander, in denen unsere Kinder kaum eine ruhige Nacht hatten, in denen fast alle unsere Mütter ihre Söhne zur Front brachten, in denen viele junge Menschen seit Jahren im Kampf stehen, ohne ihre Familie wiederzusehen. Ich selbst stamme aus Südvietnam – nach München kann ich kommen, aber nicht in meine Heimat; ich konnte mehrmals rund um die Erde fahren, aber nach Südvietnam, das ist unmöglich. Das ist es, was mich besonders bewegt. Wir haben Sehnsucht nach Frieden. Friede bedeutet, daß die Söhne zu ihren Müt-

tern gehen können, die Liebenden zu ihren Geliebten, die Kinder zur Schule, und daß sie ruhig schlafen. Dieser Friede kann nur Friede in Unabhängigkeit und Freiheit sein. Wir können keinen Frieden in Sklaverei annehmen, keinen Frieden unter dem Stiefel der US-Soldaten, und nicht den giftigen Frieden in Saigon, mit hunderttausend Prostituierten. Wir müssen leben, wie der Mensch das Recht hat zu leben. Deshalb legen wir die Waffen nicht aus der Hand.

Wie es weitergeht, hängt von den US-Imperialisten ab. Wenn sie uns noch einmal zur Kraftprobe zwingen, dann bitte! Dann zwingen uns die Ehre unseres Volks, das Recht auf das Leben unseres Volks, noch einmal diese Kraftprobe auf uns zu nehmen. Wir wollen sie nicht. Wir wollen in Frieden leben und wir setzen uns energisch dafür ein, daß das Pariser Abkommen verwirklicht wird. Aber wenn die USA dieses Abkommen zerreißen wollen, was sollen wir dann tun? Wir wissen, die ganze fortschrittliche Menschheit würde an unserer Seite stehen. Wir sehen zwei Möglichkeiten vor uns. Ganz gleich, in welche Lage wir kommen, wir müssen stark sein; erbetteln können wir den Frieden nicht. Aber wir sind überzeugt, daß wir, was auch kommt, siegen werden. Der gegenwärtige Kampf ist noch immer sehr schwierig und wechselvoll, und das Beste für uns wäre die Festigung des Friedens, den wir erreicht haben, um unter den neuen Bedingungen dieses Friedens vorwärtszukommen. Das ist hundertmal besser als noch einmal Krieg. So ist jetzt die Lage in unserem Land.

Wie denken darüber die Menschen, was denkt ein einfacher Mann von sich, von seinem Volk? Ein Beispiel, eines von ungezählten:

In einem südvietnamesischen Dorf lebte ein alter Mann, 80 Jahre alt. Nach der Unterzeichnung des Pariser Abkommens führten die Saigoner Machthaber ihre Operationen gegen die Bevölkerung fort. Sie setzten zwei Regimenter ein, um dieses Gebiet zu „säubern“ und sich in den Besitz des Dorfes zu bringen. Es liegt, darin besteht seine strategische Bedeutung, an der Straße zur Küste. Die Partisanen bekämpften diese Operation; alle Bewohner des Dorfes wurden evakuiert, um das Kampffeld freizumachen. Aber der Alte läßt sich nicht bewegen: „Das ist mein Dorf, das ist mein Haus.“ Doch ein alter Mann kann sich nicht gegen zwei Regimenter behaupten. Sie kamen, vernichteten das Dorf, zerstörten das Haus, schleppten den alten Mann weg. Waffenlos, kraftlos, beißt er die Soldaten. Sie bringen ihn zu ihrem Stützpunkt. „Warum führst du dich so auf? Hast du Hunger?“ Natürlich hat er Hunger. Sie geben ihm eine Konservenbüchse. „Wer hat das gemacht?“ „Die Amerikaner.“ „Ich scheiß drauf.“ Später fragen sie: „Hast du Durst?“ Natürlich hat er Durst. Sie bieten ihm Coca-Cola an. Die gleiche Antwort. Sie schlagen ihn. Aber was können sie mit ihm anfangen? So lassen sie ihn schließlich laufen. Er kam zurück zu seinem zerstörten Haus, er suchte die Trümmer zusammen. In der Nacht kamen die Partisanen. Sie fragten ihn: „Was ist geschehen?“ „Nichts. Sie haben verloren, ich bin wieder da. Nur eins



tut mir leid. Ich hab sie zwar gebissen, aber ich habe keine Zähne mehr, das hat ihnen nicht richtig weh getan. Zähne müßte ich haben, dann hätten die Schweine was gespürt.“

So versteht unser Volk, wozu der Mensch lebt. Die Menschen wollen als ihre eigenen Herren leben. *Ami go home* ist für sie aktuell: Unser Haus soll uns gehören.

Was wir dafür an Leid auf uns genommen haben, ist unvorstellbar. In aller Welt sieht man Kinder zur Schule gehen, das ist überall ein sehr schönes Bild, das ist die Zukunft. Wir tun alles, um den Kindern das Beste zu geben. In Nordvietnam ist das schon keine Frage mehr, trotz aller Schwierigkeiten haben unsere Kinder die Möglichkeit zu lernen. Aber unsere Kinder in Südvietnam – können Sie sich vorstellen, daß es Tausende südvietnamesischer Kinder gibt, die zu Fuß nach dem Norden gegangen sind, um zu lernen, 1500 Kilometer zu Fuß und im Bombenhagel? Ich habe die Bombenangriffe der B 52 erlebt. Für mich ist es unvorstellbar, was diese Kinder geleistet haben, welche Energie sie zu diesem Marsch befähigt hat. Auch das zeigt, wie wichtig es ist, Frieden zu haben: damit unsere Kinder das nicht mehr zu wiederholen brauchen, nicht mehr den furchtbaren Schulweg über 1500 Kilometer, und nicht mehr den Kampf gegen die Aggressoren, an dem schon die Schulkinder teilgenommen haben. In den befreiten Gebieten Südvietnams galt die Regel: Um den Titel „Aktivist im Kampf gegen die US-Aggressoren“ zu erhalten, mußte man 7 US-Soldaten kampfunfähig machen, vernichten. Wie konnten Kinder das schaffen? Hatte ein Kind neun, ein anderes fünf Soldaten auf seiner Liste, dann wurden zwei „verliehen“. Solche „Geschäfte“ machten die Kinder, und das zweite versuchte alles, um möglichst bald seine „Schulden“ zu begleichen. Was aber tun, wenn keine Waffen, keine Minen, kein Sprengstoff da waren? Kam ein Fahrzeug, so warfen ihm die Kinder irgend etwas entgegen – statt einer geballten Ladung notfalls auch bloß einen geschickt verpackten Kürbis. Sie rechneten mit der Schockreaktion der Amis: Da kommt was geflogen, also runter vom Wagen! Der Augenblick der Panik, das war die Chance. So lebten die US-Soldaten in ständiger Angst – vor jeder Händlerin, die ja vielleicht ihre Früchte vergiftet hatte, und noch in einem Blumenstrauß konnte die tödliche Gefahr lauern. So wurden die US-Soldaten mit allen Mitteln bekämpft, die das Volk zur Hand hatte, und es war Zeit für sie, unser Land zu verlassen. Unser Volk hat genug geweint, soviel Tränen hat es gegeben. Aber wir müssen leben, und darum unser Wunsch: Stehen Sie in diesem Kampf immer an unserer Seite!

Wie das Volk lebt, so leben auch unsere Schriftsteller, unsere Künstler. Sie wollen keine Privilegien. Die Not, die Entbehrung, die das Volk trägt, tragen auch die Künstler. Und sie kämpfen wie jeder andere Soldat. Hunderte sind gefallen, als Dokumentaristen und Kameraleute, als Zeichner und Ma-

ler, als Künstler, die gekommen waren, durch ihre Darbietungen die Soldaten zu unterstützen. Bei einem solchen Einsatz geriet ein ganzes Ensemble in Gefangenschaft. Sie wurden ins Gefängnis gesperrt, sie sollten für die Soldaten der Marionetten auftreten. Sie haben sich geweigert, bis zum Tod die einen, die anderen bis zu ihrer Befreiung, und dann gingen sie wieder an die Front.

Unter unseren Künstlern sind viele Frauen. Die Mädchen, die Mütter hatten unter dem Krieg noch mehr zu leiden und sie sind oft noch aktiver als die Männer. Ein Volk kann nicht leben ohne seine Frauen, und ohne ihre Stimmen wäre auch unsere Kunst nicht das, was sie ist. Ihre Stimmen bewegen uns sehr. Mag sein, sie sind oft noch ungeschult, aber sie kommen von Herzen, sie singen mit ihrem ganzen Gemüt.

Unser Volk braucht die Kunst. Es sagt: Unser Lied muß die Waffen über-tönen. Darum singt das Volk, auch in seiner Not und von seiner Not. Das Volk liebt seine Bilder, seine Gedichte, es hungert nach Kultur. Es ist wohl so, daß man im Kampf noch mehr der Kultur bedarf. Das verpflichtet uns Künstler, geistige Nahrung für das Volk zu schaffen. So ist es uns gelungen, das Denken des Volkes wiederzugeben. Wir haben die Erfahrung gemacht: Eine neue Situation erfordert eine neue Art der Darstellung. Die Kinder wachsen, sie können nicht mehr die alten Kleider tragen. So muß es auch immer neue Formen der Kunst geben. Aber wir meinen, die neuen Formen sollten von der Tradition des Volkes ausgehen. Nur Tradition, das paßt nicht in die neue Zeit. Andererseits hängen die Menschen bei uns sehr an der Volkskunst. Die Künstler beachten das, anders würden sie keine Resonanz finden: Kunst muß Kunst des Volkes sein. Wollte ein Künstler viel klüger sein als das Volk und Werke schaffen, die das Volk nicht begreift – er hätte damit keinen Erfolg. Das ist wohl auch hier so, die Vereinigung von Traditionellem und Neuem ist immer und überall aktuell.

Auf dem Parteitag der DKP haben wir politische Songs gehört, dabei sehr bekannte Lieder der deutschen Arbeiterbewegung. Auch das gehört zu unserer geistigen Nahrung. Auch eine solche kämpferische Kunst brauchen wir, auch damit können Sie uns helfen. Für uns ist Kunst immer Waffe. Die Antwort, in welcher Weise Sie uns hier unterstützen können, überlassen wir Ihnen, Ihrem Gewissen, Ihrem Verständnis: Wenn man sich füreinander einsetzt, findet man selber den Weg. Man muß nicht den Geliebten belehren, was er seiner Liebsten sagen soll. Was Sie tun, um das imperialistische Regime hier zu entlarven, das ist gut auch für uns. Jeder Schritt voran für Frieden, Demokratie, soziale Rechte und Fortschritt in Ihrem Land ist auch für uns ein Erfolg.

Dazu – besonders für die Freunde des *kürbiskern* – noch eine Geschichte: Vor vielen Jahren lebte ein vietnamesischer Schriftsteller, er schrieb das Buch „Der rote Kürbis“. Darin schildert er einen Edelmann, der im Volk „Der



Gerechte“ hieß. Er hatte über die Lage, in der das Volk lebte, Bericht zu erstatten und er kam zu dem Schluß, das Herrscherhaus lebe so sehr in Reichtum und Luxus, daß es das Leben des Volks nicht mehr begreifen, seine Leiden nicht mehr verstehen könne; lebe der König so weiter, bedrücke er weiter so das Volk, dann drohe dem König selbst große Gefahr. Der König war sehr empört über diesen Bericht, nannte er selbst sich doch „Wahrheit“ und „Gerechtigkeit“ und „Sohn Gottes“, und darum durfte ihn auch keiner kritisieren. „Der Gerechte“ wurde also aus dem Land verbannt. Er sollte auf eine Insel gebracht werden, auf der kein Zeichen von Leben zu finden war. Er durfte nichts mitnehmen, keine Nahrungsmittel, keine Arbeitsgeräte. Vor der Fahrt zur Insel wurde er aufs Peinlichste untersucht. Aber die Bauern, die ihn sehr gern hatten, gaben ihm einen Kürbiskern, der war so klein, daß man ihn nicht finden konnte. Mehr vermochten sie ihm nicht zu geben, und so kam er auf die Insel. Er steckte den Kern in den Boden, daraus wuchs nun mitten in den Wildkräutern ein großes Schlinggewächs, und das war eines Tages voller Kürbisse. Von den Früchten ernährte er sich. Nach einiger Zeit schickte der König einen Boten zur Insel, um festzustellen, ob der Verbannte noch lebte oder ob er schon verhungert wäre. Der Bote kam zurück und berichtete: „Er lebt, und auf der Insel gibt es Früchte, wie man sie noch nie gesehen hat – da wächst der Kürbis!“ Der König bekam es mit der Angst zu tun, er ließ den Verbannten zurückrufen. Er kam heim aufs Festland, brachte viele Kürbiskerne mit und verteilte sie unter Volk. Seither hat das ganze Volk diese nahrhafte und schmackhafte Frucht zu essen.

In diesem Sinn auf ein gutes Gedeihen für Euern *kürbiskern!*

## Friedrich Hitzer Solschenizyns Ausverkauf

### *PS am Anfang*

Den Artikel habe ich geschrieben, als Solschenizyn seine Zusammenarbeit mit der kapitalistischen Welt noch von Moskau aus betrieb. Nun kann er seine Geschäfte an Ort und Stelle besorgen. An der Aussage meines Artikels ändert sich nichts. Wie immer man zu der vom Obersten Sowjet vollzogenen Aberkennung der sowjetischen Staatsbürgerschaft stehen mag, sie brachte jedenfalls mit sich, daß Solschenizyn zunächst von der Regierung des Landes akzeptiert werden mußte, in dem nach seiner Meinung die Bewältigung der Vergangenheit so vorzüglich gelungen sei. Die internationale Reaktion hat hochgereizt. Sie hat ihren schwarzen Peter dort zugesteckt erhalten, wo so viel Vorschläge und Sorgen verbreitet werden, wie Sozialismus zu machen sei, und wo in Wirklichkeit Sozialisten außer Gesetz gestellt werden.

Seit Wochen lassen die bürgerlichen Medien verbreiten, Solschenizyn seit entschlossen, sich die Märtyrer-Krone aufzusetzen. Sie wußten, was sie wollten, sie provozierten, was sie selbst nicht vollstrecken konnten — einen Prozeß, die Haft. Durch die Maßnahme des Obersten Sowjet ist die Aktie Solschenizyn nur noch von vorübergehendem Handelswert. Solschenizyn hat sich bewußt auf diesen Handel eingelassen.

Sein Kurssturz ist ein üblicher Vorgang im Kapitalismus. Der Vorgang — nicht das Thema! — betrifft weniger die UdSSR 1974 als eine imperialistische Welt, deren Herren in Chile und Vietnam die Bölls ermorden — und sie hier ein gutes Gewissen repräsentieren lassen.

Nun fließen wieder die Krokodilstränen all derer, die keinen Groschen und keine Zeile für die Spanier, Türken, Griechen, Araber, Vietnamesen u. a. verschwenden, die täglich, ohne Erwartung eines Millionenkontos, in Not, Haft und Folter abgeschoben werden. Solschenizyn hat keine Gelegenheit ausgelassen, Nachschub für diesen Tränenfluß zu liefern.

Im Dezember 1972 wurde Alexander Twardowskij auf dem Friedhof des Nowodewitschi-Klosters in Moskau beerdigt. Tausende gaben dem Dichter das letzte Geleit. Durch die westliche Presse ging damals ein Foto: Solschenizyn am Arm der trauernden Twardowskaja. Im Mittelpunkt stand der grimme „Held“ S., der „Freund der Familie“, an der Seite der Witwe, in der Stunde ihres tiefsten Schmerzes. Sie hatte ihn nicht gebeten.

Ich erinnere mich an den Tag, als man in Moskau mit Abscheu von der Inszenierung auf dem Friedhof erzählte: Der Altgläubigen-Poseur hatte sich von der bestellten kapitalistischen Presse neben der Witwe fotografieren lassen, wohlahnend, daß sie ihn nicht ausladen würde.

Dieses Spiel ist jetzt aus.



Nachdem Solschenizyns ehemaliger Freund und Mithäftling, Dr. Witkewitsch, auf Entstellungen und Lügen im „Archipel Gulag“ hingewiesen hat (siehe APN-Interview in der UZ vom 15. 2. 74) und nun auch der hochangesehene Schriftsteller Valentin Katajew davon spricht, Solschenizyn habe den „Kampf mit den Methoden des Untergrunds“ geführt, dürfte anzunehmen sein, daß diese Äußerungen nicht die ersten und auch nicht die letzten Belege sind, durch die jedem klar werden kann, wie wenig dieser Fall mit einer russischen Tradition zu tun hat.

Wir sollten aber aus dem „wirklich ungeheuren Ernst des Falles Solschenizyn“ (Martin Walser) die Schlußfolgerung ziehen, Vorstöße zur Portugalisierung der Bundesrepublik zu stoppen. Ist doch die Kampagne mit dem großrussischen Pseudomessias ein Teil dieser Vorstöße. Joachim Kaiser bleibt nur die Klage, daß ihm der Löwenthal das Geschäft vermiest: Er könnte ja die Linken viel besser erledigen.

Die Demokratisierung unseres Landes ist eine Voraussetzung dafür, daß wir die gegebenen Möglichkeiten der Verständigung zwischen den Völkern der Bundesrepublik und der Sowjetunion nutzen. Gegenseitiges Kennenlernen wird beweisen, daß Solschenizyn mitnichten die sowjetische Vergangenheit bewältigt, sondern daß es patriotische sowjetische Künstler sind, die die gewaltigen Leistungen des Sozialismus, seiner opferreichen Abwehr des Imperialismus und Faschismus — und auch zutiefst inhumane Erscheinungen in der Periode seiner Deformation — dargestellt haben und darstellen — ohne die Sensationsgier eines Propheten, der keiner ist.

Der *kürbiskern* veröffentlichte vor einem Jahr einen Aufsatz, der sich mit Inhalten und Tendenzen der Bücher Solschenizyns befaßte.<sup>1</sup> Hier wurde im Detail nachgewiesen, daß dieser Autor — anders als in seinem Buch *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* — in seinen späteren Werken nicht mehr Deformationen der sozialistischen Entwicklung darstellt, sondern die Grundlagen des Sozialismus und das Menschenbild jedweden Fortschritts leugnet. Mit *Archipel Gulag* wurde diese Beweisführung bestätigt. Das Buch läßt keinen Zweifel daran, daß für Alexander Solschenizyn der Marxismus-Leninismus, die Oktoberrevolution, die kommunistische und Arbeiterbewegung die Wurzeln jedweden Übels in diesem Jahrhundert sind. Alles, was dagegen steht, ist ihm letztlich lieber — vom Zarismus bis zum Hitler-Faschismus.

Die generalstabsmäßige Planung zur Verbreitung des Solschenizyn-Textes in allen kapitalistischen Ländern spricht selbstverständlich dafür, daß hier politische und wirtschaftliche Spekulationen im Spiel sind. Gerade weil es um so hohe Beträge geht, kann die bürgerliche Propaganda nicht genug von Moral

<sup>1</sup> E. Högemann-Ledwohn: Solschenizyn — Erfolgsautor der BRD, *KÜRBISKERN* 1/73, S. 125.

und Gerechtigkeit sprechen<sup>2</sup>, auch dann, wenn sie — siehe Rudolf Augsteins Vorwort zum Vorabdruck im *Spiegel* — sich gar nicht so wohlfühlt bei der Vorstellung, daß hier einer die Geschichte seit der Oktoberrevolution umkehrbar machen möchte. Sicherlich weiß nicht nur Augstein, daß die absolute Mehrheit der sowjetischen Bevölkerung Solschenizyns Hoffnungen auf eine Befreiung des Landes vom „bolschewistischen Joch“ nicht teilt, daß die Geschichte nur durch Krieg umzukehren, dieser Krieg aber nicht mehr zu gewinnen wäre.<sup>3</sup>

Können Bücher die Beziehungen zwischen Völkern mitbeeinflussen?

Die meisten deutschen Soldaten sind 1941 nicht in den Krieg gezogen, um die Sowjetunion zu unterjochen, sie sollten — und viele wollten — das Volk vom „Bolschewismus befreien“. Aus dem Brief eines solchen Soldaten vom 3. August 1941 zitiere ich: „Kurz gesagt ist dieser russische Krieg der schrecklichste in jeder Beziehung: Unglaubliche Straßen, Tag und Nacht ohne Ruhe über Felder und durch Riesenwälder unter dauerndem Beschuß aus dem Hinterhalt. Kein Glas gutes Wasser ist zu finden, dauernd wurden wir beschossen mit MG aus der Luft und mit Bomben beworfen. Es gab manchen Ausfall an Menschen und Wagen, und auch mein Wagen bekam eins ab, ich konnte rausspringen und bin bewahrt geblieben. So viel Elend, Hunger, Schmutz und Armut kann man sich nicht vorstellen und schreit zum Himmel. Wer will für das alles Rechenschaft ablegen?“ Und am 24. Januar 1945 schrieb so ein kleiner Kraftfahrer seiner Familie: „Nun sind die Bolschewisten zum Generalsturm gegen Deutschland angetreten und haben deutsches Gebiet erreicht. Wie immer lautet die Frage: Was ist unser Kriegsziel? Die Antwort darauf lautet: Die Erämpfung unseres Lebensrechtes! Das war im Anfang so und ist auch jetzt so, nachdem wir gezwungen sind, den Feind im eigenen Land zu bekämpfen. Mit Gottes Hilfe und unter der starken Führung unseres Adolf Hitler wird uns am Ende doch der Sieg zufallen.“

In diesen Briefen ist kein Wort von Rassismus und Übermenschenwahn; das sind kleine Leute, ein Arbeiter, ein Angestellter. Motiviert hatte sie vieles, bevor sie daran glaubten, sie seien Befreier und Verteidiger. Kannten sie das weitverbreitete Buch eines Mannes, der — wie sie — aus derselben schwäbischen Gegend kam? Ein Buch, das vielleicht mithalf, letzte Zweifel an der Rechtmäßigkeit des Krieges aus dem Weg zu räumen?

*Der verratene Sozialismus* von Karl Albrecht erschien erstmals 1938. Im

<sup>2</sup> Für Horst Bienek (in: *DIE ZEIT* 25. 1. 74) stellt „der Satiriker Solschenizyn“ „die Moral der Revolution wieder her“. Ist das Denk- und Lesevermögen so gestört, daß Bienek nicht mehr verstehen kann, hier steht schwarz auf weiß ein Bekenntnis zur Vernichtung der Revolution? Oder will man das nicht verstehen? Wenn ich an Bieneks Film über Ezra Pound denke, in dem die politische Nachsicht gegenüber dem Engagement dieses Dichters faktisch zum Lob gerät, werde ich den Verdacht nicht los, dieser „moralische“ Anspruch ist hohl.

<sup>3</sup> Bundeskanzler Brandt sah sich inzwischen auch veranlaßt, den sowjetischen Behörden in Sachen Solschenizyn einen guten Rat zu erteilen, sicherlich legitimiert durch seinen unermüdlichen Einsatz für die Opfer der Berufsverbote, von seinem Engagement für das vietnamesische Volk ganz zu schweigen; immerhin ist in diesem Zusammenhang Brandts Hinweis bemerkenswert, daß die BRD „Wert auf gute Beziehungen zur Sowjetunion“ lege (*SZ* 4. 2. 1974).



August 1939 hatte der Titel bereits die 10. Auflage erreicht. Jede Auflage zu 10 000 Exemplaren. Die 11. Auflage des *Verratenen Sozialismus* kam im September 1941 auf den Markt, Copyright Nibelungen-Verlag, Berlin-Leipzig. Es war die *Volksausgabe* in einer Auflage von 250 000 Exemplaren. Nicht nur der Löw aus Wiblingen bei Ulm, so hieß Karl Albrecht wirklich, und der Verlag verdienten daran eine gute Stange Geldes; Joseph Goebbels persönlich hatte die präzise Koordinierung des Buches mit dem Plan Barbarossa vorgenommen, als ideologische Munition an der Front und in der Heimat. Es gab ja Millionen, die mit der „Elite“ nicht mithalten konnten. Karl Albrecht konnte sie besser motivieren. Sein Buch ist „national“ und „sozialistisch“. Hier gibt es keine „Untermenschen“. Und er betont: „Ich bin auch heute noch überzeugt, daß eine Revolution in Rußland notwendig und unaufhaltsam war“, gegen „ausbeuterischen Feudalismus“ und „ausbeuterischen Frühkapitalismus“. (S. 21.)

Er proklamierte dabei die „Sicherung unseres eigenen Volkes vor der furchtbaren Bedrohung aus dem Osten“ und die „Befreiung der vielen unterdrückten Völker der Sowjetunion“, mit dem Ziel: „eine Welt der sozialistischen Gerechtigkeit und des Aufbaus einer friedvollen glücklichen Völkergemeinschaft Europas“ – „unter der genialen Führung Adolf Hitlers, der nicht nur Feldherr und Staatsmann, sondern auch der größte Sozialist aller Zeiten ist“. (Geleitwort des Verfassers zur Volksauflage.)

Albrecht war 1924 als Forstwirtschaftler in die UdSSR gegangen, wo er 1932 verhaftet wurde. Die Anklage lautete: Spionage im Auftrag des deutschen Generalstabs. Für wen arbeitete der Mann tatsächlich „zehn Jahre als hoher Staatsbeamter in der Sowjetunion“, wie der Untertitel des Buches lautete? Der ehemalige Ulmer Soldatenrat Löw, später Albrecht, der nach eigenen Angaben viele führende Bolschewiki persönlich kannte: „Ich habe in diesen langen zehn Jahren mit Tausenden von Bauern, Arbeitern und zahllosen Angehörigen der alten und der neuen Intelligenz gesprochen: *alle, ohne eine einzige Ausnahme, hatten sie nur den einen Wunsch – den Sturz des Sowjetregimes*, eine Neuordnung der Dinge!“ (S. 271.) Als Albrecht 1934 in ein „neues Reich“ zurückgekehrt war, wurde er von der Gestapo inhaftiert, was er „sehr lehrreich“ fand; er beteuert: „Ich habe keine nächtlichen Todesschreie gehört, keine Prügel Szenen, keine Massenabschlachtungen in den Kellern und auf den Höfen des Lagers gesehen. Ich habe auch von keinem der Insassen, mit denen ich als Gefangener völlig ungehindert reden konnte, eine Andeutung vernommen, daß einer von ihnen geschlagen worden sei oder aber gesehen hätte, daß irgendwelche Greuelszenen jemals vorgekommen wären. Ich konnte mich also jetzt selber überzeugen, daß alle diese zahlreichen ‚Augenzeugenberichte‘ in der sowjetischen und der übrigen deutschlandfeindlichen Auslandspresse Lügen und Verleumdungen waren.“ (S. 635.)

Nach der Gestapo-Haft arbeitete Albrecht in der Türkei und der Schweiz, um dann Anfang 1941 in Berlin wieder Arbeit zu finden. Das Datum seines Ge-

leitworts: „Anfang Juli 1941.“ Dann kehrte er, dieses Mal in der Majorsuniform der faschistischen Eroberer, in die Sowjetunion zurück; die Landsleute nannten ihn, der zuständig war für die Energieversorgung mit Holz, den „Holzkönig von Minsk“.

Albrechts Gestapo-Erlebnisse sind in einem Ton verfaßt, daß man meinen könnte, Solschenizyns deutscher Kommunist (vgl. Emil Carlebachs Brief in der DVZ, 7. 2. 74), von dem die Gestapo ja nur die Wahrheit erfahren wollte, sei identisch mit dem Verfasser des *Verratenen Sozialismus*. Karl Albrecht, der fast jedes bis heute gängige antisowjetische Thema behandelte, kehrte jedenfalls nach dem Krieg in seine schwäbische Heimat zurück, wo er sich getreu einem Ulmer Spruch wandelte: *Wenn d' Hur alt wird, wird se fromm!* Albrecht wurde katholisch und ging zur moralischen Aufrüstung. Doch aus seinem Buch wurde kein Bestseller mehr, obgleich ihn die Amerikaner nach dem Krieg wieder einsetzen wollten, nach entsprechender Erweiterung alter Texte und einer selbstkritischen Distanzierung von dem „Sozialisten“ Adolf Hitler. Die Amerikaner hatten aber bessere Renegaten, etwa Koestler. Die Koestlers mußten sich von Hitler nicht distanzieren. Albrecht starb arm und verbittert. Was er wohl denken würde, wenn nun Solschenizyn den Erben das Geschäft versaut?

In den politischen Grundpositionen steht Solschenizyn dem Karl Albrecht näher als dem Arthur Koestler. Die Ursachen für die Entwicklung eines jeden unterscheiden sich gewiß, aber diese Frage tritt *jetzt* in dem Maße zurück, wie der gesamte Medienapparat des Imperialismus solche Haltungen und solche Bücher *generalstabsmäßig* einsetzt, um Millionen Menschen in ihrer Einstellung gegenüber der Sowjetunion zu motivieren. Das beantwortet auch die Frage, ob die Sowjetunion Solschenizyn fürchte. Wenn die Völker mit Hilfe dieses Solschenizyn motiviert werden, dann gibt es keine Zukunft. Die Solschenizyn-Kampagne gehört zu der imperialistischen Reaktion, „um die Unzufriedenheit der Volksmassen von sich abzuwenden und sie gegen die Kommunisten zu kehren, sowohl zu grausamsten Mitteln der Gewalt als auch zur sozialen Demagogie. Es geht hierbei um eine Politik auf weite Sicht, die darauf abzielt, einen Keil zwischen die Vorhut der Arbeiterklasse und die Massen, zwischen die kommunistischen Parteien und die Sowjetunion sowie zwischen alle Länder der sozialistischen Staatengemeinschaft zu treiben, um die politische Lage zu ihren Gunsten zu verändern und die Achse des politischen Lebens nach rechts zu verlagern.“<sup>4</sup>

Was ist das politische Ziel der jetzigen Kampagne? Wird hier nur ein neuer Solschenizyn vermarktet? Ist das der Auftakt einer auf längere Sicht geplanten ideologischen Aufrüstung? In beiden Fällen wollen wir wissen, mit welcher Aussage Propaganda gemacht wird. Was beinhaltet *Archipel Gulag*?

*Archipel Gulag* gehört in die Reihe antisowjetischer Schriften, die Entstellungen und Wahrheiten, Vorurteile und richtige Zahlen zur Fälschung geschicht-

<sup>4</sup> B. Ponomarjow, Zwei Hauptprozesse in der Welt, Informationsbulletin Nr. 1/2, Wien 1974, S. 5.



licher Vorgänge und Zusammenhänge so mischen, daß eine Widerlegung im einzelnen lächerlich wäre. Die Antwort auf Kampf- und Hetzschriften heißt Kampf. Solche Texte werden ja genau aus dem Grund verbreitet, daß gar keine Diskussion zustandekommt. Wer Schülern bewußt falsche Aufgaben stellt, will verhindern, daß sie lernen.

Das Hauptmotiv in diesem Text von Solschenizyn ist Haß. Ein blinder Haß, blind bis zur Selbsterstörung. Es ist der Haß, den er mit allen fanatischen Konterrevolutionären teilt. Alles Fortschrittliche erregt in ihm Ekel. Sein Verhältnis zur russischen Literatur und den Traditionen Rußlands ist aus dem Geist des Konstantin Leontiew, der Rußland aufs Eis legen wollte, um es vor der Revolution zu bewahren, aus dem Geist des Konstantin Pobedonoszew, Graue Eminenz am Zarenhof im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts; Pobedonoszews Credo wird von Solschenizyn faktisch wiederbelebt: „Die absolute Wahrheit ist nur dem Glauben zugänglich, und nur das einfache Volk kann spüren, daß man die Wahrheit nicht materiell, nicht sensuell, mit Zahl und Maß definieren könne, sondern daß man daran glauben kann und muß.“<sup>6</sup> Dieser „Glaube“ war ein Herrschaftsprinzip des Zarismus. Es sind die Jahrzehnte der organisierten Provokationen und Pogrome, blutigster Unterdrückungsmaßnahmen, in denen der Boden der Schwarzen Hundertschaft vorbereitet wurde, einer rechtsradikalen Strömung, deren letzte Anhänger bei Wlassow landeten. Von Maxim Gorki bis Wladimir Majakowskij kennt Solschenizyn nur noch Ressentiments. Gorkis *Kleinbürger* hält er für eine Nestbeschmutzung des „heiligen“ Rußlands — das Stück also, in dem die Kritik nicht bei den Kleinbürgern stehen bleibt, sondern gegen die herrschenden Verhältnisse gerichtet ist und über sie hinausweist: Gorki bringt hier den ersten klassenbewußten Proleten — Nil — auf die Bühne. So kann er einen neuen Lebensanspruch realistisch, weil mit dem Kampf der Arbeiterklasse verbunden, vortragen (kein Zufall also, daß die ersten Aufführungen in Rußland zu Demonstrationen und Zusammenstößen mit der Polizei führten, bei denen es Verwundete und Tote gab). Von nun an wird es möglich, alle Deformationen, jeden Schmutz, jede Verworfenheit mit äußerster Konsequenz zu schildern und doch immer aus der Wirklichkeit heraus von der Zukunft zu wissen: „Eine Zeit wird kommen, in der die Menschen einander lieben werden, in der ein jeder für den andern ein Stern sein wird.“ Das führt hin zu dem Wort Gorkis: „Ein Mensch, wie stolz das klingt.“ Und so sieht sich heute der große Leningrader Regisseur Towstogow imstande, die *Kleinbürger* aus dem Traditionalismus herauszulösen und sie als aktuellen Beitrag zur moralischen Verantwortlichkeit auch in der sozialistischen Gesellschaft zu inszenieren. In diesem Sinn weiß sich der wissenschaftliche Sozialismus als das aufgelöste Rätsel der Geschichte, keineswegs als die fertige Antwort auf alle Fragen, die sie stellt, aber als die Grundbedingung,

<sup>6</sup> F. M. Dostojewskij, *Gesammelte Briefe*, herausgegeben und übersetzt von F. Hitzer, München 1965, S. 681.

die menschliche Antwort zu finden.

Und eben das darf nicht wahr sein. Die dafür gekämpft haben und kämpfen, müssen Betrüger und Betrogene gewesen sein und bleiben. Der Humanismus, der Sozialismus soll Pobedonoszews „Glauben“ weichen, Bußpredigten und Geißlerritualen: „Der Mensch ist schwach, schwach...“ (Solschenizyn) und schlecht obendrein. Da soll wieder Platz gemacht werden für den Großinquisitor...

Jetzt wird auch klar, warum Solschenizyn Majakowskij so haßt und verleumdet. Neben Gorki erscheint er als der Typ des „Extremisten“. Am Ende kommt Majakowskij poetischer Appell an die Wachsamkeit als „Aufruf zum Mord“ heraus. Die Stelle ist typisch und darum näherer Betrachtung wert.

Solschenizyn ernannt Majakowskij zum Einpeitscher des „roten Terrors“ im internationalen Maßstab, am angeblich erwarteten „Vorabend der ausbrechenden Weltrevolution“, 1927. 1927 war der 10. Jahrestag des Roten Oktober. Dazu gibt es einen Aufruf der Kommunistischen Internationale. Der enthält allerdings genau die entgegengesetzte Einschätzung der internationalen Situation. Da steht: „In der ganzen kapitalistischen Welt ist die Offensive des Kapitals gegen die Arbeiterklasse im Gang.“ Das Proletariat werde unter dem Druck der Vorstöße gegen den Arbeitslohn und die Arbeitsbedingungen „einen Kampf um jedes Stück täglichen Brotes, um jeden Becher Milch für seine Kinder führen müssen“. Und weiter: „Vom Überfall auf die Vertretung der Sowjetunion in China führten die Fäden der konterrevolutionären Verschwörung gegen die Sowjetunion von Peking nach London zum Überfall auf die Arcos. Die Hand des Weißgardisten, der auf Wjolkow schoß, wurde von den Drahtziehern der Morde aus London geleitet. Die Kampagne für den Abbruch der Beziehungen zwischen der Sowjetunion und Frankreich war und ist eines der Kettenglieder des gegen die Sowjetunion vorbereiteten Krieges.“<sup>7</sup> Um Brot und Milch und um nicht weniger als um Leben und Frieden also ging es — und da sollte Majakowskij nicht aufrufen, mit allen Mitteln fertig zu werden „mit jeder entfesselten Meute“!

Wer sich in dieser Situation gegen die „donnernden Verse“ Majakowskij stellt, ist für den Donner der Kanonen des Imperialismus. Und so wird am Ende auch die Konsequenz verständlich, mit der Solschenizyn den Faschismus, die konsequenteste Konterrevolution, verharmlost und verniedlicht, die Konzentrationslager, die Gestapo, die Wlassow-Einheiten. Für einen Antifaschisten, der begriffen hat, daß Friede und Zukunft eins sind, kann es danach keinen Zweifel mehr geben: Solschenizyn ist großrussischer Nationalist, der Gott sagt und die Zarenknete meint, heiliges Rußland spricht und die Vernichtung der Arbeiterbewegung will — mit allen Mitteln, um jeden Preis. Er ist ein literarischer Wlassow-Mann, wie ihn die *Literaturnaja gaseta* nennt, für sowjetische Patrioten ein Verräter. Die Behandlung deutscher Antifaschisten durch Wlas-

<sup>7</sup> Die kommunistische Internationale, Berlin 1955, S. 264-265.



sow-Leute unterschied sich in nichts von der durch die SS – wer hier Solidarität verlangt, verlangt Selbstaufgabe vor einem Todfeind all dessen, wofür das andere Deutschland gekämpft hat.

Der *Archipel Gulag* bringt nichts Neues, da sind keine Enthüllungen. Die *New York Times* stellt immerhin fest, daß hier nichts stünde, was im Westen nicht schon seit langem publiziert und gelehrt werde. Die Frage nach dem Ei und der Henne unterbleibt zwar, immerhin stellt die Zeitung fest, daß sich eine ganze Reihe von Aussagen in diesem Buch mit denen bürgerlicher Sowjetologen decke. Sie läßt aber auch keinen Zweifel daran, daß der Wert solcher Aussagen steigt, wenn sie von einer Figur wie Solschenizyn komme.

Es wäre sicherlich interessant, die Übereinstimmung von Begriffen, Zahlen und Vorgängen zwischen Solschenizyns Buch und gängigen Werken im Dienst ergrauter Kremlastrologen festzuhalten. Schon im *August 1914* lassen sich Passagen benennen, die der Autor offenbar vom weißgardistischen General Golowin abgeschrieben hat (*Literaturnaja gaseta*). Nach eigener Aussage hat Solschenizyn die „Lüge aller Revolutionen der Geschichte begriffen“. Dieser Autor recherchiert nicht mehr, er kompiliert aus allen Quellen, die seinen Haß ernähren.

Die liberalen bürgerlichen Verlage, die den Namensstifter dieses Buches propagieren, würden keinen westlichen Autor engagieren, der ihnen ein derartiges Machwerk anböte. Westdeutsche Autoren, die seit vielen Jahren verbreiten, was uns jetzt Solschenizyn anbietet, heißen Dwinger und Konsalik, auch die Landserhefte gehören dazu.<sup>7</sup> Solschenizyn ist wertvoll, solange er in der Sowjetunion lebt, also angeblich „mit der Wahrheit sein Leben riskiere“, seine Funktion liegt aber auch in dem früheren literarischen und moralischen Anspruch, den er mit dem *Iwan Denissowitsch* einmal hatte.

Daraus ziehen offensichtlich viele angesehene Persönlichkeiten unseres geistigen Lebens den Schluß, man könne sich in Sachen UdSSR und Rußlands Traditionen jede politische und literarische Verblendung leisten. Ist das Gedächtnis so schwach, daß sich niemand mehr an den letzten Versuch erinnert, als man mit Valerij Tarsis der Sowjetliteratur einen Klassiker machen wollte? So wie jetzt Walter Jens im *Archipel Gulag* die Merkmale Gogols und Dostojewskijs, Tolstoj und Tschechows vereinigt sieht und diesen Unsinn einem Millionenpublikum des westdeutschen Fernsehens mitteilt (was alles hat da Walter Jens nicht gelesen?), wurde seinerzeit von den Großkritikern zwischen London und New York, München und Paris dieser Tarsis als der neue Gogol, Tschechow, Dostojewskij und Tolstoj gefeiert. Das war vor knapp zehn Jahren. Anlaß für die Bemühungen, Klassiker herzustellen, war Tarsis' *Krankenstation Nr. 15*, später kam (bei Hanser) dann noch die *Blaue Fliege*. Wo Tarsis sich jetzt aufhält, ist unbekannt, jedenfalls befindet er sich in psychiatrischer Behandlung – manchmal in Oberbayern. Auch von Anatolij Kusnezow spricht niemand mehr, der

seinen kapitalistischen Auftraggebern zuliebe den faschistischen Mord in der Schlacht von Babyj Jar' umdeutete in ein „Verbrechen der Sowjets“. Diese Lüge hat nicht lange gehalten. Die meisten Sorgen mit Kusnezow – er nennt sich jetzt Mr. Anatol – haben Londoner Ärzte.

Wie kommt es immer wieder zu dieser frappierenden Unfähigkeit, der Sowjetliteratur ihre Klassiker zu bestimmen? Ist es bei uns das schlechte Gewissen jenes Teils einer deutschen Generation, der nun mit Solschenizyn eine letzte Absolution erteilt wird? Nach dem Motto: Nicht nur wir, auch sie haben Dreck am Stecken, wir sind mindestens quitt!

Diese Haltung mag bei vielen eine Rolle spielen, die sich jetzt wieder zu Wort melden, doch begreifen Heinrich Böll und Walter Jens wirklich nicht, wozu sie sich bekennen? „Man muß immer weiter gehen“, überschreibt Böll seinen Aufsatz in der *Zeit*. So weit wie Ezra Pound, Ernst Jünger, Céline, Knut Hamsun? Natürlich nicht, werden Böll und Jens antworten. Aber sehen sie denn nicht, daß diese Stellen bei Solschenizyn, die ihnen auch mißfallen, keine Übertreibungen, keine Ausrutscher sind, sondern gerade das Wesen der Botschaft ausmachen? Muß daran nicht Dieter Lattmanns abgewogener Versuch (im *Vorwärts*) scheitern, der sich von Geschäftemachern und Sensationsgier distanziert und doch die bereits bis dahin bekannten Kapitel des Buches inhaltlich nicht berührt?

Wenn Günter Zehm in der *Welt* von „einem Hauptbuch der nationalen Wiedergeburt“ faselt, Hans Habe einen Aufruf für antisowjetische Kampfbücher verfaßt, so erinnert das in fataler Weise an das auf tönernen Füßen stehende Rußland der Generäle, die mit Hitler meinten, man müsse nur ans Fenster der Russen klopfen, damit das ganze Haus zusammenstürze. Wenn der konservative Hitler-Biograph Joachim Fest in der *FAZ* schreibt, da sei etwas vorhanden, was nicht an Konsequenzen denke, dann heißt das im Klartext: Wer diesen Solschenizyn zum Anlaß künftiger Politik gegenüber der UdSSR nehmen und nach dessen Wunschkonstruktionen handeln will, kalkuliert Krieg.

Hier genügt es nicht mehr, sich gegen den Beifall von der falschen Seite zu wehren. Beim Marschieren läßt es sich schlecht diskutieren. Es geht in der Tat um die Frage, welche Beziehungen unser Volk zu den Völkern der Sowjetunion entwickeln wird.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß *Archipel Gulag* in die großangelegte Kampagne gehört, auf die progressive westdeutsche Schriftsteller hingewiesen haben. („Freiheit für Amalrik? Freiheit wofür?“)

In diese antikommunistische und antisowjetische Kampagne gehören die chilenischen und griechischen Putschisten ebenso sehr wie die mit Putschplänen liebäugelnden italienischen Generäle, bestimmte Kreise der CDU/CSU und der Bundeswehr. Da ist jetzt die Rede von mehr als 1000 Lagern mit mehr als 2,5 Mio. Russen in Straflagern. Während jedoch die *Zeit* vom 18. 1. 1974 keine Quellen angibt, woher sie ihre Informationen bezieht, erfährt man wenigstens

<sup>7</sup> Tessa Hofmann, Der ewige deutsche Landser, in: *KORBISKERN* 1/74, S. 102.



aus einer kleinen Meldung in der *Süddeutschen Zeitung* vom 18. 1. 1974, daß die ganze Sache auf „Schätzungen des amerikanischen Geheimdienstes (CIA)“ beruhe und daß die *New York Times* die „Schätzungen auf die Auswertung von Photos amerikanischer Spionagesatelliten“ zurückführte. Vor fünf Jahren wurden diese „Nachrichten“ auf Flugblättern der NPD verbreitet.

So schließt sich der Kreis – von der Hitlerwelle zur Wiederbelebung der NPD, vom erneuten Griff nach der Macht durch Franz Josef Strauß und seine Hintermänner in der CDU/CSU und dem militärisch-industriellen Komplex, bis zum Rückgriff auf die Devise des Josef Goebbels: So lange und so dicke Lügen, bis jeder glaubt, etwas Wahres muß ja dran sein. Solschenizyns Ausverkauf mit *Archipel Gulag* ist eine solche Spekulation mit dumpfen Instinkten.

Dem zugeordnet erleben wir auch den Versuch, für einen „rationalen Antikommunismus“ aus der Sache etwas herauszuholen, bis zu dem Kalkül, ja zur zynischen Spekulation mit den wirklichen Deformationen, Ungesetzlichkeiten und Verbrechen während der Stalinära. Dieter Zimmer meint, sich von den Amalriks, Sacharows und Solschenizyns distanzieren, hieße den Anblick der Wahrheit nicht ertragen; um Dieter Zimmer würden sich die Kommunisten umsonst bemühen, solange es für sie „den roten Terror nicht gegeben hat.“<sup>9</sup>

Kommunisten lassen sich nicht Terminologie und Kriterien ihres Handelns von bürgerlichen Ideologen aufzwingen. Aber nehmen wir einmal Dieter Zimmer beim Wort.

Eine Revolution, die sich nicht verteidigen kann, ist keine Revolution. Wie die alten Machthaber an den Terror appellieren, lehrt als jüngstes Beispiel Chile. Die Oktoberrevolution selbst war die bis dahin unblutigste Revolution der Menschheitsgeschichte – mit nicht mehr als einem Dutzend Toten und Verletzten. Und dann kam es zur Intervention von 14 imperialistischen Mächten, die – zusammen mit der Konterrevolution im Inneren – nahezu 14 Fünfzehntel des Landes besetzen konnten mit einem Terror, der klar machte, worum es ging. „Alle wissen“, schrieb Lenin damals, „daß dieser Krieg uns aufgezwungen ist; Anfang 1918 haben wir den alten Krieg beendet und keinen neuen begonnen; alle wissen, daß die Weißgardisten im Westen, im Süden, im Osten nur dank der Hilfe der Entente gegen uns marschieren konnten.“<sup>10</sup> Sie marschierten, und dem Krieg und dem weißen Terror fielen von 1918–1920 etwa 50 000 Mitglieder der Kommunistischen Partei zum Opfer. In Baku wurden die 26 Kommissare „zur öffentlichen Abschreckung“ erschossen. Im Norden wurden Madjuga und Jokanga zu KZ-Inseln, und die Instrukteure waren Spezialisten des britischen Kolonialreiches. Im August 1918 rollte die Mordserie, die Wolodarskij und Urizkij das Leben und Lenin für immer die Gesundheit kostete. Statt darauf mit Karl Kautskys „reiner Demokratie“ zu antworten, der sich in Tbilissi von den rechten Menschewiken feiern und übers

<sup>9</sup> DIE ZEIT 25. 1. 1974.

<sup>10</sup> Zit. nach: Geschichte der KPdSU, Berlin 1960, S. 370.

Ohr hauen ließ, wurde am 2. September 1918 die Sowjetrepublik zum Kriegslager erklärt, für Teilnahme an Verschwörungen die Todesstrafe wieder eingeführt und zum „roten Terror“ aufgerufen.

Dekrete und Maßnahmen zur Rettung der Revolution sind eines. Dieter Zimmer will allerdings unter „roten Terror“ offenbar auch subsumieren, was in den 30er Jahren begann – die gesetzlosen Repressalien und schließlich die Verbrechen im Zuge stalinscher Herrschaftsmethoden. Mit Verteidigung der Revolution durch administrative und militärische Maßnahmen hat das nichts zu tun. Und welcher Kommunist hat diese Ereignisse bagatellisiert zu einer „kurzen, geringfügigen, zufälligen Panne“? Vielleicht hat es zu lange gedauert, halten auch Unsicherheiten in der Beurteilung dieser tragischen Entwicklung vor allem unter denen an, die nicht gesehen haben, was hier im guten Namen der kommunistischen Bewegung verbrochen wurde, aber weiterkämpften, weil sie wußten, daß auch die bürgerlichen Demokratien in einem Kampf um Leben oder Tod standen und ohne die Sowjetunion zugrunde gegangen wären. Der Bruch der sozialistischen Normen im Leben der KPdSU und des ersten sozialistischen Staates ist weder eine geringfügige noch eine zufällige Sache. In ihrer ganzen Bedeutung und in ihren Ursachen wurden der Personenkult und seine Folgen von der KPdSU aufgedeckt. Das stellt gerade die Kommunisten vor eine hohe moralische Verantwortung, wie das auch aus dem Gespräch Pawel Topers mit Alexander Tschakowskij in diesem Heft zu erkennen ist. Die KPdSU hat mit einer solchen Konsequenz diesen Bruch mit den sozialistischen Normen aufgezeigt, daß eine Wiederholung aus dem Leben der Sowjetgesellschaft ein für allemal ausgeschlossen ist. So steht heute die Sowjetunion wieder voll und ganz in der Kontinuität des Roten Oktobers, jener 10 Tage, die die Welt erschütterten. Seither gehen die Uhren in der Welt schneller. Die Anziehungskraft des wissenschaftlichen Sozialismus erstarkt, die Neugierde für Leistungen und Schwierigkeiten beim sozialistischen Aufbau wächst. Und das soll mit allen Mitteln, auch mit den alten Lügen, verhindert werden. Und niemand soll sich für parteiliche Darstellungen von Deformationen interessieren.

Je mehr Menschen heraus wollen aus der Krise der kapitalistischen Wirtschaft und des staatsmonopolistischen Systems, desto größer wird die Angst der Herrschenden vor dieser Neugierde für die wirklichen Probleme in der Realität des Sozialismus.

Die Reaktion will mit Solschenizyn den Völkern außerhalb der sozialistischen Staatengemeinschaft die Perspektive verbauen, indem sie mit diesem Kronzeugen sagt: *Der sozialistische Weg ist ein Irrweg, im Zweifelsfall ist der Faschismus immer noch besser, wenn es gar keinen anderen Weg aus der Krise mehr gibt. Das ist aber die Entscheidungssituation, in der sich Millionen deutscher Menschen befanden, als sie mit dem Faschismus das geringere Übel zu wählen glaubten.* An dieser Stelle ist die Widmung des Buches *Der verratene Sozialismus* angebracht: „Den Opfern des Bolschewismus / Den Toten des un-



glücklichen russischen Volkes zum Gedächtnis / Den wahren Sozialisten in aller Welt zur Warnung.“

Der *Archipel Gulag* bringt für jeden eine Grenzsituation der Entscheidung. Wer sich an dem Ausverkauf seines Autors durch die internationale Reaktion beteiligt, auch wenn er von Moral und Gewissen spricht und nicht sieht, welche Grenze Solschenizyn überschritten hat, verkennt zum Beispiel das wirkliche moralische Gewicht eines Konstantin Simonow, der nicht vorschnell öffentliche Erklärungen abgibt. Simonows Verurteilung des *Archipel-Gulag*-Verfassers ist nicht zu trennen von dem, was er mir über sein Verhältnis zu den Deutschen der Bundesrepublik sagte: „Mir scheint, daß der Kern der Verträge Möglichkeiten für Beziehungen und Verhältnisse eröffnet, die günstiger wären als frühere. Für Menschen, die sich mit diesen Fragen beschäftigen, könnte es interessant sein, die Ansichten und Gefühle eines Mannes meiner Generation kennenzulernen, eines Menschen, der auf unserer Seite gekämpft, der über Probleme der Zukunft nachgedacht hat — darunter das deutsche Problem — damals, im Frühjahr 1945, sechzig Tage vor Ende des Krieges.“<sup>11</sup>

Solschenizyn gehört zur selben Generation wie Simonow. Er kämpfte damals auf derselben Seite. Solschenizyn hat diese Front endgültig verlassen. Und sechzig Tage vor Ende des zweiten Weltkrieges sieht er sich rückblickend in der Front, wo der alte Faschismus scheiterte. Daß das keine Zukunft hat, mußte jedem politisch verantwortlichen Menschen klar sein, sogar dem, der nur einfach leben will.

## Günter Herburger Solschenizyns Wiederkehr

Schöner und besser wäre es gewesen, wenn er in seinem Land hätte bleiben können, der Kollege Alexander Solschenizyn. Dort zu einer Art Super-Monstranz geworden, also zu etwas sehr Einseitigem, das Werturteile als apodiktisches Recht für sich in Anspruch nahm, zum Beispiel die russische Revolution verwarf, wurde er in ein Land abgeschoben, in die Bundesrepublik, deren geringster, doch noch mächtige reaktionäre Bevölkerungsteil die Sowjetunion immer noch als Gegner sieht. Bei uns war er beklatscht und verherrlicht worden wie sonst in keinem anderen Staat. Hier hatten seine galoppierenden Anklagen wie ein wiederauferstandenes schlechtes Gewissen stellvertretend zum Himmel steigen können.

Selbstverständlich geschieht ihm Unrecht, daß eine so große Föderation wie Rußland ihn sich vom Pelzkragen nimmt, wo er weiter hätte Wärme finden sollen. Doch nun ist er da, und es ist nicht einmal sicher, ob er bleibt. Vielleicht geht er nach Skandinavien oder sonstwo hin oder auf einer irischen Insel in eines der Landhäuser des Kollegen Heinrich Böll.

<sup>11</sup> KÜRBISKERN 1/73, Sowjetische Kultur heute, S. 1696.

Mit seinem überraschenden Flug soll zweifellos das internationale Klassensystem vorgeführt werden. Denn kaum war er jenseits der russischen Grenze, setzte ein klassischer Wertschwund ein. Schlagartig wurde er zum Millionär auf Grund seiner westlichen Konten, andererseits begann, noch kaum hörbar, doch der zweifelnde Ton wird zunehmen, ein Schwinden und Verrinnen seiner moralischen Ikonenfunktion. Der sogenannte freie Westen hatte aus dem östlich Besitzlosen einen Besitzenden gemacht. Unter unserem Prunk wird sein Märtyrertum mehr ersticken, immer weniger wert sein.

Schlimm genug, daß er für einige Zeit gezwungen sein wird, außerhalb seiner Sprachheimat leben, vor allem arbeiten zu müssen. Doch nicht für immer, dessen bin ich sicher. Russische Funktionäre, die ihr Amt richtig auszuüben verstehen, sind oft nicht nur sehr ironische, wenn nicht auch überraschend weitsichtige Leute. Er wird nach Hause zurückkehren können mit seiner Familie, zwar als Ausgebürgerter wie ein Tourist, aber später wird er wieder eingebürgert werden. Schließlich können auch deutsche Christdemokraten jederzeit in Rußland einkehren, westliche wie östliche Normalkommunisten jedoch nie und nimmer in den USA. So entdecken nicht nur er, auch viele andere Galle in unserem Traumschaum. Bis dahin aber wird es ihm ganz gut gehen, geleitet und beschützt von Heinrich Böll. Vielleicht wird er bald Bettelbriefe bekommen von sehr armen Kollegen und sie generös beantworten, da er und Böll bei Gott keine hartgesottenen Atheisten sind. Auch das scheint mir ein Vorteil zu sein, für alle dann Beteiligten. Für mich ist der Kollege Alexander Solschenizyn immer eine Figur gewesen, die sich hat für politische Zwecke ausnützen lassen bis hin zum Nobelpreis, den Sartre einmal ablehnte. Leider verwandte er den einseitigen Prestigezuwachs zur Propaganda gegen, nicht für sein Land, trotz aller Zweifel.

Als Schriftsteller habe ich ihn nie bewundert. Er schreibt zu traditionell, ehrgeizig bemüht, statt rigoros ausbeutend entschieden über sich hinauszudeuten. Auch geriet ihm sein Humor im „Archipel Gulag“ zu einer Art Illustrierten-ironie, um möglichst schnell über die vielen Widersprüche hinwegzukommen. So blieben seine Bücher oft in einer Anklagemechanik hängen, obwohl Solschenizyn bitter klagend hätte nicht nur Überschuß in seiner Sprache finden können, viel mehr noch in seinem Land, das nicht in Wirrnis untergehen, sondern sich verändern wird. Das ist gewiß.

Beeindruckt bin ich als Kollege aber von Solschenizyns Fleiß. Seine Arbeitswut und -gier deuten auf das verlässlichste Antriebsmittel in unserem Gewerbe hin, nämlich Selbstbewußtsein infolge der Verweigerung von Ohnmacht am Schreibtisch üben, Ordnungsprinzipien entdecken, selbst bestimmen zu können, wie Wirklichkeit und Phantasie sich gegenseitig speisen, während einer Arbeit, bei der man an Identität gewinnt, nicht verliert, obgleich die Ordnung, die man erzeugt, einen ins Unrecht setzen kann. Das ist das Risiko unseres Berufes, das Gift seiner hochmütigen wie leichtfertigen Disziplin.



## Zwei Protokolle zum Berufsverbot

## I. Claudia Eisinger

*Protokoll von Elvira Högemann-Ledwohn*

Zur Vorgeschichte meines „Falles“: Mein Vater war höherer städtischer Beamter in Augsburg, jetzt ist er pensioniert. Meine Mutter stammt aus einer Gastwirtsfamilie, aus Berlin. Ein kleinbürgerliches Milieu also, etwas gehobene Position. In unserer Familie war niemand aktiv politisch tätig, soweit ich das sehe. Das war bei mir zunächst auch so. Ich war auf einer Klosterschule. Das politische Leben fand außerhalb der Klostermauern statt. Interessiert habe ich mich für Theaterspielen und für Musik, was in der Schule ganz besonders gefördert wurde. Vor Politik hatte ich Furcht.

Wie ich dann politisch geworden bin: Man kann nicht sagen, daß da ein bestimmtes Ereignis war. Wie ich begonnen habe zu studieren, 1965, da hab ich mit Theatergeschichte angefangen, Theatergeschichte und Germanistik. Ich wollte Regieassistentin werden oder Dramaturgin. Mein Hauptproblem war, wie komm ich ans Theater ohne Beziehungen? Dann schien mir perspektivisch der Lehrerberuf sicherer. Ich wollte früher schon mal sehr gern Volksschullehrerin werden. Deswegen bin ich umgestiegen auf Geschichte, Germanistik und Sozialkunde. Am Germanistischen Institut hat das angefangen mit der Politisierung — über die Aktivitäten in der Fachschaft. Es ging um die Studienbedingungen, um die Studienordnung, 1968—1969, in der Studentenbewegung. Das Antiautoritäre in der Studentenbewegung habe ich nie richtig verstanden, aber den Unmut habe ich verstanden. Wenn in einer Vorlesung 200, 300 bis 500 Leute drin sind, und man hat nicht die Möglichkeit, sich ausreichend zu informieren und eigenständig zu artikulieren. Man wird zur Passivität gezwungen; alles wird nur an dich hingelabert. Die Seminare selbst waren auch überfüllt, bis zu 80 Leute. Da kommt man als Anfangssemester nicht zum Reden, das traut man sich einfach nicht zu. Die fortschrittlichen Studenten — nicht alle Kommunisten, wie sich später zeigte — waren die Qualifiziertesten. Die konnten auch den Professor aufs Kreuz legen in der Argumentation, das hat mich beeindruckt. Sie haben auch das Problem mit den überfüllten Seminaren nicht bloß auf die Hochschullehrer abgewälzt, sondern haben auf den gesellschaftlichen Charakter der Sache hingewiesen.

Die Studenten haben kleine Arbeitsgruppen gebildet. Darin bin ich der Studentenbewegung zu großem Dank verpflichtet: man hat sich da eigentlich zum ersten Mal richtig über Probleme der Germanistik unterhalten können. Wir kamen ziemlich schnell weg von der werkimmanenten Interpretation und suchten den Zusammenhang der Literatur mit der Gesellschaft. Die einzigen, die theoretisch und wissenschaftlich fundiert was dazu sagen konnten, waren Marxisten. Hier hab ich zum ersten Mal das Gefühl gehabt, die Wissenschaft und die Theorie haben einen Zusammenhang. Wir haben uns ziemlich viel mit der kri-

tischen Betrachtung der gängigen Interpretationsmethoden beschäftigt. Sehr ausführlich haben wir zum Beispiel den Kaiser auseinandergenommen, „Das sprachliche Kunstwerk“, wir haben ihn verrissen; selber konnten wir noch wenig Positives entwickeln. Wir befanden uns mehr in einer Antihaltung.

Der Eindruck der Wissenschaft des Marxismus war die eine Sache, die andere der Eindruck von der Universität selbst, die Misere an der Hochschule, der Kampf in der Fachschaft um studentische Mitbestimmung, daß die Seminare kleiner werden, daß man sie nicht einfach zumachen darf, wenn zuviele kommen. Und dann einfach diese Zahl: 8 % Arbeiterkinder studieren — das war für mich ein Erlebnis, wie ich das zum ersten Mal gehört habe. Also 8 % studieren an der Uni, und im gesellschaftlichen Anteil sind es ungefähr 80 %. Das hab ich zum ersten Mal von einem marxistischen Studenten in einer Fachschaftsversammlung gehört. Durch so etwas bin ich auf die Zusammenhänge zwischen Ausbildung und Gesellschaftssystem gestoßen.

Schließlich kam noch der persönliche Kontakt mit Kommunisten dazu. Irgendwie wußte man, daß es diese Leute gibt, aber damals mußte man noch Glück haben, sie zu treffen. Außer dem Studienkollegen, dem mit der Prozentzahl, hab ich noch andere gekannt, sie gehörten zu dem Bekanntenkreis, mit dem ich kurz vor dem Abitur immer zusammen war. Die erzählen mir eines Tages, also wir sind jetzt in der DKP; sie waren in der MAB-Schulung,<sup>1</sup> ich hab erst nix verstanden — aber wie das dann an der Uni losgegangen ist, war mir das eher ein Begriff, was Marxismus heißt und was man sich unter einem Kommunisten vorzustellen hat. An der Schule hatten wir als Haupteindruck mitgekriegt, Kommunisten, das sind die mit dem Messer zwischen den Zähnen. Dann haben mir meine Freunde von der Partei erzählt, welches Programm sie hat und was für Leute dabei sind. Ich hätt mich nie getraut, dazuzugehen; wie ich mir die so vorstell, und so ein friedfertiger Mensch wie ich — also nein. Aber die Ulli hat erzählt von den Leuten, die sind nett, und wir lachen oft, da macht man was, da unternimmt man was. Da hab ich mir gedacht: na, wenn die das so gut finden, dann müßt ich mich vielleicht auch mal drum kümmern.

Das Erlebnis der Misere an der Uni, das Kennenlernen der marxistischen Wissenschaft, das Bekanntwerden mit leibhaftigen Kommunisten — das alles hat dazu beigetragen, daß ich zur Partei gekommen bin. Dazu kamen die Osterereignisse 1968, vorher war das mit Ohnesorg gewesen, jetzt die Belagerung von Springer — wo ich in der Türkenstraße gewohnt hab, wie ich alles das mit eigenen Augen gesehen hab. Nach alledem hab ich mich Ende 68 entschieden, in die Partei zu gehen. Die haben fast eine Stunde über mich diskutiert, dann bin ich mit einer Stimmenthaltung aufgenommen worden.

Die Partei war gerade erst konstituiert. Mit dem politischen Programm habe ich mich auseinandergesetzt, das war nach den Erfahrungen, die ich gemacht hatte, relativ problemlos.

<sup>1</sup> MAB: Marxistische Arbeiterbildung.



Natürlich hab ich damals nicht ahnen können, was auf mich zukommt. Daß es ein Einschnitt im Leben ist, war mir klar. Daß man dann nicht mehr „frei“ ist, das heißt, nicht mehr verfügt über seine ganze Freizeit. Daß die Genossen das Recht haben, einen zur Arbeit heranzuziehen. Die Genossen haben mir auch klargemacht, vorher, daß das ein großer Schritt ist, vielleicht der größte in meinem Leben. Nur damals hab ich das noch nicht voll registriert. Was würdest du machen, sagen mir heute viele, wenn du damals gewußt hättest, was kommt? An Warnungen hat es auch damals nicht gefehlt. Meiner Familie hatte ich es am Anfang nicht erzählt. Mein Vater sagt heute, wenn er damals gewußt hätte, daß ich da eintrete, dann hätte er mir gleich alles Geld gestrichen. Ich weiß nicht, ob's stimmt. Zuerst habe ich es meiner Mutter erzählt, dann hab ich es ihm auch mal eines Tages erzählt, da hat er sich sehr aufgeregt. Er hat dann geglaubt, es würde sich bald legen. „War nur“, hat er gesagt, „du wirst schon bald merken, daß die dich bloß ausnützen, und dann wirst du denen den Rücken kehren.“ Das hat sich nicht bestätigt, bis zum heutigen Tage nicht, und da kommt er sehr schwer drüber weg.

Wenn ich jetzt zurückblicke — ich würde es zwangsläufig so machen müssen, nochmal, ich hätte keine andere Wahl. Richtig politisch bewußt geworden bin ich erst durch die Partei selbst. Entwickelt habe ich mich in der Partei, durch die Aufgaben, die mir angetragen wurden. Man liefert Einschätzungen, reflektiert, nimmt bewußt auf. Und die großartigen Gedankengänge, die einem nur der Marxismus gibt, da kommt man ja auf Dinge, die hätte ich als einzelnes Individuum nie gespannt. Daß ich das wirklich begründen kann, warum ich in der Partei bin, was ich arbeite. Und daß ich mich vor mehr als 100 Leuten reden traue. Für die persönliche Entwicklung: daß man Disziplin, daß man Ausdauer — ja besonders Ausdauer lernt, das hätt ich früher nie gehabt. So lernt man, wie man langfristig was angeht, nicht zurücksteckt beim ersten Mißerfolg.

Wie die Aufgaben waren, die ich bekommen hab? Ganz normale, Flugblätter verteilen, wo man um fünf aufstehen muß, oder Artikel schreiben; man muß für irgendein Teach-in einen Beitrag ausarbeiten. Und die Leitungsaufgaben bringen einen weiter, der Umgang mit anderen Genossen. Das Organisatorische war anstrengend, ich hab das aber bewältigt. Ich hab viele Sachen bewältigt, von denen ich nie geglaubt hab, daß ich das kann. Ich hab gelernt, daß man planen kann, daß man bestimmte Aktionen organisieren und daß man Erfolg haben kann, wenn man die Situation richtig einschätzt. Daß man nicht zuviel planen darf, sondern eben nur, wie es die Kräfte erlauben.

Damals war eine gewisse Umbruchsituation an der Uni, das Ende einer Phase der Studentenbewegung. Im Spartakus haben wir uns damit beschäftigt, daß wir von der Hochschulborniertheit wegkommen und den Blick zur gesamten Gesellschaft hinwenden. Ohne uns Kommunisten hätte die Studentenbewegung das nicht geschafft. Vor allem die breite Richtung auf die gewerkschaftliche Orientierung der Studenten. Das Schwierigste war, den Studenten klarzuma-

chen, daß es gemeinsame Interessen von Arbeiterklasse und Studenten gibt, das bedeutete die Umkehrung der damaligen Studentenbewegung um 180 Grad. Im Spartakus hatten wir damals das Problem, zu erkennen, daß der Verband unbedingt ein Massenverband werden muß. Damals waren die Marxisten vielfach in einer Außenseiterposition, und viele haben sich dabei sogar wohlgefühlt, ein bißchen elitär, so. Mir war das schon immer unangenehm. Man mußte alle davon überzeugen, daß man die Masse der Studenten ansprechen muß, daß man nur mit allen gemeinsam etwas erreichen kann. Die Ideologie vom „Studentenführer“ haben wir beiseite räumen müssen. Ich hab gelernt, die allgemeinen Interessen der Studenten zu artikulieren und zu vertreten. Bei meiner Berufungsverhandlung hat der Vorsitzende des Gerichts gesagt, meinen Weg zum Marxismus könnte man gar nicht verstehen, wo ich doch aus einer reichen Beamtenfamilie käme. Da hab ich ihm gesagt, was er denn für ein Demokratieverständnis hat, daß man sich nicht Gedanken machen darf über die, denen es nicht so gut geht, obwohl's einem ein bißel besser geht.

Zunächst war die politische Arbeit nur eine große Belastung; ich hab das noch nicht gesehen, wie sich das auf die Dauer bezahlt macht, was man dabei lernt. Aber dann hat es sich gezeigt, konkret im Fach Geschichte. Mit dem Studium des Marxismus konnte ich bestimmte Perioden einordnen, Erscheinungen erklären, Zusammenhänge herstellen. Es fing an Spaß zu machen. Darin war ich im Vorsprung gegenüber vielen Studenten. Besonders haben mich die Übergänge interessiert, die historischen Übergänge, alles was die Geschichte bewegt, wie sich die Gesellschaftsformationen ablösen. Dabei bin ich auf das Mittelalter gestoßen. Wie kommt es, daß man im 19. Jahrhundert eine ganz andere Ideologie hat als im 15. Jahrhundert? Für das Thema — also Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit — gab's interessante und diskussionswürdige Literatur eigentlich bloß in der DDR und in der Sowjetunion. Die haben das als erstes Problem angefaßt und nicht bloß als Kette von Erscheinungen. Also, da gibt's eben die Reformation, die Renaissance, den Humanismus. Bei den Marxisten wurde das Problem angefaßt, wie verändert sich was in der Gesellschaft, wodurch verändert sich die Gesellschaft als Ganzes. Ich hab mich mit der fachwissenschaftlichen Literatur des Marxismus vertraut gemacht und bin damit sehr gut gefahren im Studium. Man kann sagen, als Marxist ist man auch qualifiziert im Studium. Trotz der größeren Belastung durch die politische Arbeit ist das richtig. Und für mich war das ein Erfolgserlebnis.

Der Übergang zur Neuzeit war dann mein Spezialthema, darüber hab ich meine Zulassungsarbeit geschrieben: Über die sogenannte Zunftrevolution in der Stadt Augsburg im Jahre 1368. So etwas ist auch in der schriftlichen Examensarbeit 1972 drangekommen, das Thema hieß: Wann datieren Sie die Neuzeit — und wie ich das begründe. Da hab ich eine Note 6 drauf bekommen, weil es vulgärmarxistisch sei, als Begründung für den Übergang zur Neuzeit den Aufstieg des Städtbürgertums heranzuziehen. Dabei steht das heute wirk-



lich in jeder Wirtschafts- und Sozialgeschichte, nicht nur bei den Marxisten! Der „Fehler“ war, ich hab als Schwerpunkt für die Entwicklung zur Neuzeit nicht die Reformation, den Humanismus und die Renaissance genommen, sondern ich hab das als Indices angesehen und hab nach der Erklärung gesucht. Das war dann „vulgärmarxistisch“, und mit dem Schlagwort haben sie die Arbeit abgelehnt. Damit bin ich dann zur GEW gegangen (ich bin Mitglied seit 1970), ob sie mir nicht Rechtsschutz geben, weil ich die Note überprüfen lassen wollte. In der anderen schriftlichen Prüfung in Geschichte hatte ich einen Zweier, und im Mündlichen einen Schnitt von 1,5, in der Zulassungsarbeit einen Einser. Die Gewerkschaft hat mir Unterstützung zugesagt; ich bin zum Landespersonalausschuß gegangen, damit die Note überprüft werde. Es waren lauter Juristen darin, die haben gesagt, das ist eine Ermessensfrage. Zunächst waren sie der Meinung, daß die Note überprüft gehöre. Nach der Verhandlung sind dann noch zwei Leute vom Kultusministerium hinzugezogen worden, ohne mein Dabeisein, und die scheinen dann das Blatt gewendet zu haben. Die Note ist nicht verändert worden. Die Angelegenheit war ein Anhaltspunkt für das Kultusministerium, damit war ich sozusagen aktenkundig. Das Berufsverbot kam ja unmittelbar hinterher, nach dem Staatsexamen 1972. Ich wurde nicht in das Studienseminar aufgenommen und habe geklagt. Weiter hat man sich noch auf Flugschriften berufen, die auf meine Tätigkeit im Spartakus-Vorstand zurückgehen. Da ging's um die völkerrechtliche Anerkennung der DDR, heute beschlossene Sache, Regierungspolitik. Dazu kam noch eine Büchersendung aus der DDR; das waren Bücher zur Geschichte der Arbeiterbewegung, um den Auschwitzprozeß, über die IG Farben, wie die mitschuldig waren am Faschismus, Quellenmaterial zum Studium des Marxismus-Leninismus und Dokumente zur Entwicklung der DDR. Daraus entstand ein Ermittlungsverfahren gegen mich, das 1971 eingestellt wurde. Ich hab das im Examen angeben müssen. Die Frage lautete: ob ein Ermittlungsverfahren gegen den Kandidaten zum Vorbereitungsdienst anhängig ist oder gewesen ist, oder ein Strafverfahren gegen ihn anhängig ist. Ehrlichkeitshalber hab ich das eingestellte Ermittlungsverfahren angegeben, und das war ein weiteres Indiz für das Berufsverbot. So stand es im Ablehnungsschreiben. Später haben sie diese Begründung fallen lassen. Als ich das Schreiben bekam, bin ich gleich zu meiner Gewerkschaft, der GEW. Die Kollegen haben mich unterstützt.

Ja, was man in dem Moment denkt: man hat studiert, hat Examen gemacht, möchte nun seinen Beruf ausüben und darf nicht. Das allerletzte, was man denkt, ist — daß man gerne ein Opfer ist und heroisch in der Gegend umeinandrläuft. Und für mich: Ich hab ja geglaubt, daß das ein sicherer Beruf ist, der Lehrerberuf. Ich hab auch immer mehr gesehen, daß es ein wichtiger Beruf ist. Dann hab ich gedacht, es nützt mir nichts, wenn ich dasitz und die Dinge auf mich zukommen lasse. Dann bin also gleich zur Delegiertenversammlung der GEW Oberbayern, die haben die ersten Beschlüsse gefaßt: daß die GEW Ober-

bayern mich unterstützt, mir Rechtsschutz gibt, mirs Geld vorschießt, damit man sofort was in die Wege leiten kann. Wir sind gleich in die Öffentlichkeit gegangen, in die Presse. Da war es schon nicht mehr nur mein eigenes Problem, sondern ein gesellschaftliches. Von da an war mir leichter, muß ich sagen. Jetzt, wußte ich, wissen die Genossen, die fortschrittlichen Leute Bescheid, und die nehmen das ernst, es ist ein Problem für sie wie für mich. Und die tun genau so viel wie ich. Damit war der Sprung geschafft. Die Aktivität der GEW hat sich sehr stark entfaltet, mit Unterschriftensammlungen. An der Universität hat man Unterschriften gesammelt, über 2000 in 14 Tagen, außerdem bei Professoren und Betriebsräten und bei den Kollegen Referendaren.

Viel hat auch von meiner eigenen Aktivität abgehangen. Denn man kann eine Sache nur ins Rollen bringen, wenn man den konkreten Fall vor Augen führt. In dem Moment, wo man selbst auftritt, kann man die Leute davon überzeugen, wie das einen trifft. Für viele ist das Berufsverbot überhaupt erst ein Problem geworden, weil sie einen persönlich kennen. Heute sagen viele: ich versteh nicht, daß man ausgerechnet dich raustut aus der Schule. Kommunisten, na schön, aber doch dich net. Nun geht es für mich darum, zu zeigen, daß ich kein Ausnahmefall bin. Man muß selber verallgemeinern, das ist die Aufgabe, die man als Betroffener des Berufsverbots hat. Man darf auch den Studenten keine Angst machen, sondern muß zeigen, daß es jeden treffen kann, der fortschrittlich ist, und das einzige, was hilft, ist, daß man sich rührt. Die Professoren, soweit sie mich kennen, waren solidarisch. Sie haben ans Kultusministerium geschrieben, forderten, daß ich in den Schuldienst eingestellt werde. Ein Professor hat geschrieben: Mit Fräulein Eisinger habe ich mich immer sehr fair auseinandergesetzt und ich hab sie als überzeugte Marxistin kennengelernt — ich war ja Tutor am bayerischen Institut für Geschichte —, in meinen Seminaren war es fair zugegangen, es wurden immer alle Positionen aufgezeigt. Bei den Professoren war mehr die Tendenz, mich als Ausnahme zu sehen. Meine Haupttätigkeit war nun, daß ich dieses „Kommunisten prinzipiell nicht, aber die schon“, daß ich das umlenke und zeige, es sind so und so viele, und die sind nicht anders wie ich, die argumentieren zum Teil besser, die sind zum Teil qualifizierter als ich. Um die geht's genauso. Solche Petitionen ans Kultusministerium kamen auch von einem evangelischen Pfarrer, von anderen Persönlichkeiten. Aber da muß man vorher hingehen, ehe sie schreiben. Ich mußte ihnen den Fall erklären. Es ist einem peinlich zunächst, aber das hilft nichts. Wenn man erkannt hat, daß es nicht bloß um einen selber geht, dann fällt einem das leichter. Viele Leute von diesen hätten die Sache gar nicht erfahren, wenn ich sie ihnen nicht so erzählt hätte. Sogar ein Mitglied der CSU hat meine Einstellung in den Schuldienst gefordert, und Betriebsräte auch. Wir haben gedacht, daß das Kultusministerium sich vielleicht weniger beeindrucken läßt, wenn bloß Studenten unterschreiben, und auch nicht von Professoren allein. Mehr wird es sich vielleicht beeindrucken lassen, wenn Gewerkschafter, Be-



triebsräte unterschreiben und meine Einstellung fordern. Wir haben etwas erreicht: In der Öffentlichkeit ist der Fall ziemlich bekanntgeworden. Mit dem Fernsehen war so eine Sache: ich hatte da ein Angebot zu einem Interview, aber dann hätte ich zusammen auftreten müssen mit einem knallharten Faschisten, einem Lehrer, der im Dienst ist. Tendenz: wenn sie *den* nehmen, warum nehmen sie dann *die* nicht? Das hab ich nicht gewollt. Das würde ja die Totalitarismusthese unterstützen, die ich sonst bekämpfe. So ist kein Interview ins Fernsehen gekommen.

Besonders betroffen und erschrocken waren natürlich die Kollegen, die schon im Beruf waren. Vor allem die Referendare haben sofort gemerkt, wie unmittelbar das Berufsverbot mit dem zusammenhängt, was sie in der Schule bringen und wie sie auftreten dürfen. Wie weit sie sich vorwagen dürfen in der demokratischen Argumentation. Sie haben sich deswegen auch mehr gefürchtet als die Studenten, ihre Unterschrift zu geben, weil sie damit aktenkundig würden. Aber trotzdem haben viele eingesehen, daß man eben nur was machen kann dagegen, wenn man sich engagiert. Gerade deshalb waren sicher die Unterschriften von den jungen Lehrern am wertvollsten, und natürlich auch von den älteren Lehrern, eben von den Kollegen. Die älteren Lehrer, die schon Beamte sind, haben die Unterschriften mit einer größeren Selbstverständlichkeit gegeben als die Referendare, klar. Daß die überzeugt wurden, das hab ich vor allem den Kollegen in der Gewerkschaft zu danken. Ich hab damals die Situation von Referendaren gar nicht ermessen können. Da hat die Gewerkschaft viel geleistet, hat gerade in diesem Punkt geholfen. Wie überhaupt, ich bin der Gewerkschaft großen Dank schuldig.

Wichtig waren auch die bundesweiten Aktivitäten, die Demonstrationen und die Konferenz in Hamburg, und daß weithin bekannte Persönlichkeiten sich für mich eingesetzt haben, auch solche schließlich wie der ehemalige Bundesverfassungsrichter Soltischeck, Bundestagsabgeordnete aus SPD und FDP. Zu solchen Stellungnahmen kommt es aber erst, wenn am Ort schon eine Menge los war.

In meinem Prozeß haben dann auch Gutachten eine Rolle gespielt. Es lagen dem Gericht Gutachten von drei meiner Professoren vor, die meine Tätigkeit am Studienort beurteilt und meine Aufnahme in den Referendardienst unterstützt haben. Sehr schwerwiegend und für das Gericht ausschlaggebend ist das Gutachten von Professor Ridder in Gießen gewesen. Der hat mich als Verfassungsrechtler über zwei Stunden geprüft auf meine Einstellung zum Grundgesetz. Grundsätzlich ist es ja eine kuriose Situation, daß man beschuldigt wird, ohne daß man etwas begangen hat, und daß man sich dann die Verteidiger suchen muß. Professor Ridder ist aufgrund seiner Kenntnis der Verfassung zu der Überzeugung gekommen, daß ich als Marxistin die demokratischen Prinzipien der Verfassung verteidige, daß ich die freiheitlich-demokratische Grundordnung verteidige, die die rechten Kräfte ja immer verwechseln mit den augen-

blicklichen Herrschaftsverhältnissen. Das ist vor Gericht klar herausgekommen. Im Mai 73 hab ich den Prozeß gewonnen, das Ministerium wurde verurteilt, mich in den Schuldienst aufzunehmen. Die Solidarität und Aktivität, die Öffentlichkeitswirkung haben dazu beigetragen. Außerdem sind die Richter so vorgegangen: Was liegen für verfassungsfeindliche Aktivitäten vor; es liegen keine vor, also muß man sie nehmen. Das Kumi ist gleich in Berufung gegangen. Weiter in dem Irrglauben, der ja auch den Ministerpräsidentenbeschlüssen zugrunde liegt, die freiheitlich-demokratische Grundordnung sei identisch mit den heute bestehenden Verhältnissen in der Bundesrepublik, mit der Vormachtstellung der Konzerne. Bei Ingelore Priesing steht das ganz deutlich im Urteil: Sie als DKP-Mitglied könne keine Treue zu dem „Staat der Monopole“ halten. Wie in anderen Fällen hat das Gericht versucht, besonders in der Berufungsverhandlung im Dezember 1973, wo das Kumi Recht bekommen hat, einen falschen Begriff von Revolution zu unterstellen. Sie identifizieren Revolution mit „Gewalt und Terror“. Die angeblich kommunistische Definition von Revolution wurde in der zweiten Verhandlung aus einem Akt des Verfassungsschutzes vorgelesen. Da wurden die Begriffe „Gewalt“ und „Willkürherrschaft“ herausgezogen. Mit dem wissenschaftlichen Sozialismus hat sich dort keiner beschäftigt. — Trotzdem hat die eine Kammer für mich positiv entschieden. Aber sie ist gleich hinterher umgebildet worden, die neugebildete Kammer hat inzwischen einen weiteren Berufsverbotsfall im Sinne des Kultusministeriums entschieden. Viele Richter wissen gar nicht, was da vorgeht, oder sie sehen die Stichhaltigkeit dieser Vermutungen, die das Kultusministerium gegen verschiedene Lehramtskandidaten hegt, nicht ein. Ich hab vor kurzem mit einer Staatsanwältin gesprochen, die kenne ich persönlich. Die war ganz weg, daß so etwas vorkommt, das hätte sie nicht für möglich gehalten. Es scheint so zu sein, daß nur ganz bestimmte Richter mit solchen Berufsverbotsfällen betraut werden dürfen, damit die Sache für das Ministerium gut ausgeht.

Für die Richter bei dem ersten Prozeß im Mai war mein eigenes Verhalten vor Gericht ausschlaggebend. Die haben mich auch geprüft. Sie haben mich nach meinen Leistungen im Studium gefragt und nach meinen politischen Aktivitäten, wobei die Frage im Vordergrund stand, ob die schon mal verfassungsbrüchig war? Da ist das Kultusministerium rausgerückt mit der Sache mit dem Sechser: schauts, die hat ja schon einmal einen Sechser gekriegt, wegen marxistischer Geschichtsschreibung. Daß ich marxistische Parolen verbreite sogar in einer Situation, wo meine Note im Staatsexamen davon abhängt. Das hat aber die Richter damals nicht beeindruckt. Die haben weiter gefragt: ja bitte, wo sind die verfassungsfeindlichen Aktivitäten? Sie haben die vom Kultusministerium gefragt, welche Anschuldigung erheben Sie denn? Dann hat der immer nur sagen können: wir glauben, daß sie nicht die Gewähr dafür bietet. Das Gericht hat damals auch danach geurteilt, daß das Parteienprivileg ein integraler Bestandteil der demokratischen Grundprinzipien ist und daß man das Be-



amtentreueverhältnis nicht darüber stellen darf. Ich möchte sagen, wenn die Berufsverbotsfälle heute von ganz normalen Richtern, sozusagen nach der gewöhnlichen Routine vor Gericht behandelt würden, dann würden mehr Entscheidungen gegen die Berufsverbotsfälle rauskommen.

In der zweiten Instanz wurde dann nicht mehr nach den Taten gefragt, sondern zum Beispiel, wie ich über die „Mauer“ denk. Es war mehr eine Gesinnungsprüfung. Der Richter hat gefragt: Ja haben Sie denn nicht gemerkt, daß zwischen der Theorie und der Praxis der kommunistischen Partei ein großer Unterschied besteht? Wie wenn das die größte Selbstverständlichkeit wär. Da war der dann vollkommen perplex, wie ich gesagt hab: Wissen Sie, gerade bei den kommunistischen Parteien ist mir das aufgefallen, daß da kein Gegensatz zwischen Theorie und Praxis besteht, im Unterschied zu solchen christlichen Parteien, wie wir sie bei uns haben. Bei der CDU und CSU und ihrer politischen Praxis fragt doch keiner mehr nach christlicher Nächstenliebe, sondern es geht halt nur noch nach Profit. Der Vorsitzende war richtig rechtsradikal. Jede leise Andeutung von sozial, nicht einmal von sozialistisch, war in der Tendenz schon verfassungswidrig. Er sieht zwar, da gibt es Diskussionen über das Soziale, aber das berührt ihn nicht. Er ignoriert praktisch Artikel 14/15 GG. Dann hat er mich gefragt: Was glauben Sie, welche politische Entwicklung in einem anderen Land käme denn Ihrer Überzeugung nach der, die Sie für die Bundesrepublik voraussehen, am nächsten? Ich hab dann gesagt, daß mir die Verhältnisse in Frankreich am ähnlichsten vorkommen und daß es sicherlich ein guter Weg ist zum Fortschritt, über das Bündnis zwischen Sozialisten und Kommunisten. Damit war er nicht zufrieden, das wären ja nur Wege, aber wie es dann letztlich aussehen soll. Und da hab ich dann die Volkseinheitsregierung von Chile genannt, darauf hat er gesagt, das hätte sich ja schon durchgesprochen bis rauf zu Bundestagsabgeordneten der SPD, daß Allendes Regierung verfassungsfeindlich war! Damit war für ihn die Sache erledigt: Marxismus ist verfassungsfeindlich, und was wir heute in Chile haben, die Diktatur, das ist dann wohl verfassungstreu! Das sind solche Verhältnisse, wo man nichts mehr diskutieren kann. Das Urteil dieser Kammer liegt noch nicht schriftlich vor, aber nach diesen rechtsradikalen Äußerungen des Vorsitzenden in der Verhandlung kann man ahnen, was da kommt.

Inzwischen bin ich in den Schuldienst eingetreten, in Hessen. Daß das möglich war, ist nicht mein Verdienst, das liegt weitgehend an der Wirkung des Falls in der Öffentlichkeit, die ohne die Solidarität nicht zustandegekommen wäre. Ich hab mich regelrecht beworben und bin genommen worden. Sicher hat es eine Rolle gespielt, daß ich in der ersten Instanz gewonnen hab. Jetzt bin ich mittlerweile vier Monate im Schuldienst. Der neue Gerichtsentscheid ist negativ, aber ich hab noch keine negative Nachricht bekommen für mein weiteres Ausbildungsverhältnis in Hessen. Einmal in den letzten Wochen haben mich zwei Polizisten gefragt, gerade wie ich zur Schule gehen will: wir haben hier

ein Schreiben vom Landesamt für Verfassungsschutz Wiesbaden, die wollen wissen, wo Sie beschäftigt sind. Jetzt wissen sie also mit Sicherheit, mit wem sie es zu tun haben.

Auch an meiner Schule hat sich der „Fall“ allmählich rumgesprochen. Zuerst hab ich den Direktor und meinen unmittelbaren Vorgesetzten unterrichtet, weil ich doch zur zweiten Verhandlung nach München fahren mußte und einen Tag frei kriegen mußte. Auch einige Kollegen, mit denen ich mich besonders gut verstehe, habe ich informiert. Sie waren ziemlich fassungslos, die haben den Eindruck, daß es sich in Bayern um ein hinterwäldlerisches Nest handelt, wo nur die Strauß-Anhänger was zum Sagen haben.

Später ist dann in der hiesigen Presse ein Artikel über meinen Fall erschienen. Der Schulleiter sagt dort aus, ich hätte noch zu keinerlei Beanstandung Anlaß gegeben. Natürlich haben das Eltern und Schüler gelesen, aber auch von dieser Seite ist mir noch nichts Nachteiliges über mich zu Ohren gekommen. Im Gegenteil! Sie loben meine pädagogischen Fähigkeiten.

Ein Lehrer hat zu mir gesagt, ich hätt wohl so eine natürliche Begabung, mit den Schülern umzugehen. Weil ich die Schüler höflich behandle, und nicht so lehrerhaft. Ich hab das abgelehnt: das gibt's nicht, glaub ich nicht. Da sagt er: dann liegt's sicher an Ihrem Menschenbild. Da hat er recht. Die Eltern sagen, ihre Kinder kommen gerne in meinen Unterricht. Und auch wenn der Herr Dregger seinen Wahlkampf eigens nach dorthin verlegt, ich kann heute schon mit vielen Sympathien und mit Solidarität rechnen.

Das Unterrichten strengt sehr an, weil wir alle unzureichend ausgebildet sind, fachlich, vor allem aber pädagogisch. Man muß praktisch aus dem Nichts anfangen. Das Wichtigste scheint mir, daß die Schüler gern was lernen, also nicht nur gern in den Unterricht kommen, weil sie da lachen können, sondern was lernen. Daß sie einsehen, warum sie was tun sollen. Da spüre ich schon einen Erfolg heute, aber es ist schwer. Eine andere Schwierigkeit: man kommt mit den Lehrmitteln nicht aus. Wenn man nicht direkt etwas Falsches berichten will, besonders in Geschichte, dann muß man das aus sehr vielen verschiedenartigen Geschichtsbüchern herausklauben, auch aus wissenschaftlichen Werken, die man an der Universität hat. Man muß sich von der Abhängigkeit von der Lehrmittelindustrie freimachen. Lehrer, die fortschrittliche Unterrichtsmodelle ausarbeiten, sind rar. Alle sind überlastet.

In Deutsch diskutieren wir sehr viel, auch über schulische Probleme, SV-Wahlen<sup>2</sup> und das Schulfest. Und man merkt, wie sich das Vertrauen entwickelt. Als Referendar wird man ja ziemlich viel beaufsichtigt, und man spürt, wie die Schüler mitmachen, wie sie einem helfen wollen. Das meiste, was ich bisher für die Schule gelernt hab, hab ich durch die Schüler gelernt, durch ihr Verhalten. Die Schüler verlangen schon heute von mir, daß ich ihnen meinen

<sup>2</sup> SV: Schülerselbstverwaltung.



Standpunkt eröffne. Wir prüfen verschiedene Ansichten. Sie fragen: und was denken Sie denn eigentlich?

Wichtig wäre mir, klarzumachen, was Frieden bedeutet, welche Anstrengungen in der Geschichte und in der Politik nötig waren und sind, um den Frieden zu erhalten. Wer denkt da schon dran? Damit müßte man auch erreichen: Toleranz gegenüber dem Marxismus und dem bestehenden Sozialismus.

Ich möchte, daß die Schüler, die bei mir im Unterricht gewesen sind, auf jeden Fall ein demokratisches Bewußtsein erreichen. Und natürlich fachlich qualifiziert werden. Das hängt sicher mit Leistung zusammen, wobei ich nicht davon ausgehe, daß Leistung einem angeboren ist oder nicht. Sondern daß Leistung erziehbar ist. Die Schüler sollen ihre Interessen artikulieren lernen, und man muß sie so unterrichten, daß sie mutig genug sind und fähig werden, für ihre eigenen Interessen einzutreten.

## II. Die Angst hab ich überwunden . . .

*Protokoll von Friedrich Hitzer. Zum Schutz des Interviewten vor Denunzianten und Behörden erfolgen hier keine Angaben zur Person.*

*Wie haben Sie das Berufsverbot aufgenommen?*

Mit heller Empörung, ich habe mich einfach nicht betroffen gefühlt, weil ich geglaubt habe, so weit können sie ja nicht gehen, daß ich als normaler, aufrechter Demokrat davon betroffen bin. Und die Konsequenz dieses Berufsverbots ist für mich eine entschiedenere Zuwendung zur Politik der DKP gewesen, ganz klar. Ich war ja mal ein bißchen Trotzkist gewesen, ich fühlte mich links und habe auf die DKP geschimpft. Wenn ich heute mit einem Chaoten rede, so kenne ich seine Argumente, die habe ich selber gesagt.

*Und wie verhielt man sich in der Schule, gegenüber den Kollegen, gegenüber dem Rektorat? Wie war dort die Reaktion?*

Manche haben sofort gesagt, ja, das ist richtig, jeder Staat hat das Recht, sich gegen seine Feinde zu wehren. Und dann hat aber eine zaghafte Diskussion angefangen; sind das denn Feinde? Dagegen sind mir wieder die ganzen CDU-Reden vorgehalten worden. Und dann habe ich da nichts mehr gesagt, weil mich alle schon ganz komisch angeschaut haben.

Aber ich habe immer darauf vertraut, daß ich die Argumente hab und daß man mir nicht schaden kann. Dann habe ich mit den Klassen diskutiert. Was ich anfangs in einer anderen Schule als der jetzigen gemacht habe, würde mir hier, unter diesen Umständen, schon längst den Hals gebrochen haben.

*Was haben Sie da gemacht?*

Ich habe politisch diskutiert, habe alles zurückgeführt auf die Wirtschaftsordnung, das kann man ja, nicht wahr, auch im Französisch- und Englischunterricht. Diese ganze Hierarchie und die Angst der Direktorin meiner letzten Schule habe ich auch angeführt, und die Schüler haben das akzeptiert. Ganz offen haben wir Engels gelesen und zusätzlich einen Arbeitskreis gemacht, nachmittags bei mir.

Dann kam die Vertraute der Direktorin und hat mit mir geredet; ich sollte das nicht machen, ich würde die Leute politisieren, es seien andere da, die Politik studiert hätten und warum müßte ich das machen, und wenn, sollte ich es halt nicht so auffällig tun.

Also, ich habe mit den Klassen diskutiert, bis dann die Geschichte kam mit dem Mißtrauensvotum und da zeigte es sich, daß in der Klasse ungefähr drei, vier unheimliche Rechtsradikale waren.

*Das Mißtrauensvotum gegen Brandt?*

Ja.

*Wie hat sich das geäußert, wie haben die reagiert?*

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern wie das kam. Auf jeden Fall haben sie gesagt, endlich kommt jetzt wieder Ordnung rein, und da habe ich gesagt, könntest du das vielleicht mal begründen. Und dann kamen völlig unartikulierte Sachen. Ich meinte, bevor ihr das behauptet, müßt ihr euch zunächst mal informieren, ihr wißt ja überhaupt nicht, worum es geht, ihr plappert ja nur die Meinung eurer Eltern nach. Na, dann erklären Sie uns das halt. Das hab ich getan. Ach, Sie sind wohl eine Linke. Und da habe ich gesagt, CDU bin ich ganz bestimmt nicht. Das ist ja wohl völlig klar, das müßt ihr schon gemerkt haben. Ja, da kriegen wir jetzt wohl alle eine Sechse in Französisch, wir, die CDU-Anhänger sind.

Plötzlich hab ich ein bißchen Angst gekriegt. Da habe ich zum Allerschlimmsten gesagt: hast du das Gefühl, daß ich dich benachteilige? Das ist nicht wahr.

Ich habe keinen benachteiligt. Das wirkt sich so aus, daß ich sogar wahnsinnig vorsichtig bin, sobald ich weiß, daß einer CSU ist und daß sein Vater irgendwie Verbindungen dahin hat. Gerade mit solchen Leuten bin ich ganz besonders vorsichtig, besonders gerecht. Und es ist ein Progressiver, zu dem ich manchmal ruppig bin.

Die nächste Geschichte war mit meiner Unterstufenklasse. Eine meiner Mittelstufen-Schülerinnen hatte einen Unterstufenarbeitskreis ins Leben gerufen, aber die Kleinen haben getobt und gebrüllt, sie wurde nicht fertig mit ihnen. Sie bat mich, dann und wann einmal hereinzuschauen. Die Kinder haben also mit mir diskutiert, es ging alles ganz herrlich, und zwar ging es über die Schule, daß die Klassen zu groß sind, die Kinder nicht genügend Räume zur Verfügung haben, um zu spielen, und daß die Schulbücher so schlecht sind, auch die Englischbücher, warum denn keine besseren da seien, es gäbe doch bessere. Und



dann haben wir eine große Diskussion angefangen, warum für die Bildung so wenig Geld ausgegeben wird und warum das so ist, für die Starfighter wird ja auch genug Geld ausgegeben, haben mir die Kinder gesagt. Ja, und da habe ich halt gesagt, daß man für die Rüstung so viel Geld ausgibt. Warum muß man denn das eigentlich? So kam halt dann mit den Kleinen eine Diskussion über Kommunismus zustande.

*Wie alt waren die?*

Zwölf, dreizehn.

*Auch die Rechten, die Sie vorher genannt haben?*

Die waren fünfzehn, sechzehn. Doch weiter. In der nächsten Woche ging ein Mordsgetöse in der Klasse los. Die Putzfrau hat es gemerkt, daß da so ein Getöse war. Sie ging zur Direktorin und hat der das gesagt. Die kam rein und hat sich die Schülerin rausgeholt, diese hat sich entschuldigt und gesagt, das Fräulein kann heute nicht.

Und so wurde ich ins Rektorat beordert. Ja, worüber diskutieren Sie eigentlich mit den Schülerinnen? Da habe ich gesagt, über Schulprobleme und Emanzipationsprobleme, Sexprobleme, oder wenn sie Schwierigkeiten mit irgendeinem Lehrer haben. Ja, aber dann müßten Sie ganz genau sagen, worüber Sie diskutieren, und Sie diskutieren überhaupt schon zuviel.

Wenn das jemand anders gesagt hätte, dann hätte das ja noch viel schlimmere Konsequenzen haben können. Das ist ja die, mit der ich Kaffee trinke und Wein trinke und ratsche und so. Die wollte mich ja warnen.

Und dann fing das langsam an, daß ich mir auch gedacht habe: Wenn sie mir schon sagen, Sie diskutieren zuviel und worüber diskutieren Sie eigentlich, da muß ich anfangen, mir ein bißchen auf die Finger zu schauen. Dann war diese lange Vertreterversammlung, meine Freundin und ich wurden gefilmt und dann kamen wir abends im Fernsehen. Da haben sie es alle gewußt, daß ich Landesdelegierte war und daß ich da doch wohl ziemlich engagiert sein müßte. Sonst haben sie mich ja immer als Quasseltante abgestempelt früher. Na ja, die laß mal reden und die laß mal diskutieren. Und wenn irgendwo eine Diskussion war, dann haben sie gesagt, ach komm her, sag du mal was, verstehen Sie, so aus Spaß. Und das wurde dann am Schuljahrsende heftiger. Hinzu kommt ja noch die eine Geschichte mit der Demonstration.

Das war im Juni, und etwa 50 Personen wurden von einem Polizeikordon abgedrängt, in die Grüne Minna verfrachtet und abgeschoben in eine Gemeinschaftszelle, und erkennungsdienstlich wurden wir auch noch behandelt. Es hieß, wir hätten an einer illegalen Demonstration teilgenommen. Und dann haben wir das mit der Rechtsanwältin besprochen. Wir kamen drauf, wenn das Strafmaß von, ich weiß nicht mehr genau, sechs Monaten überschritten würde, oder die entsprechende Geldstrafe, dann hätte das auch dienstrechtliche Folgen. Da habe ich furchtbar viel Angst gekriegt. Erstens: die erkennungsdienstliche Behandlung. Das war zwar natürlich eine irrationale Reaktion,

ganz klar, die wollen einen ja einschüchtern. Zweitens: die Geschichte mit den Einschüchterungstaktiken gegen SPD-Mitglieder, die dann ein Disziplinarverfahren angehängt bekamen.

*Weshalb Disziplinarverfahren?*

Eine SPD-Genossin hat einen Bedarfsplan der Stadt untersucht und sehr viele Fehler nachgewiesen. Sie machte ein paar Formfehler, und so begann jetzt eine regelrechte Hexenjagd auf sie, überall, und jetzt kriegt sie ein Verfahren angehängt. Ich blicke nicht durch, es ist so kompliziert, es geht wirklich um Kleinigkeiten. Sie hat gestern Nacht eine Stellungnahme geschrieben, ich verstehe das alles nicht, weil das so kompliziert ist. Ja, und dann diese Lehrerin, die ich für so aufrecht halte, das ist ja das Schlimme dran, sie ist ja überhaupt kein Kommunist, ist so ein aufrichtiger Moralist meiner Ansicht nach, die bestimmte marxistische Analysen schon liefert, aber in der letzten Konsequenz ist sie kein Kommunist. Sie hat nur gesagt, daß die Referendare total eingeschüchtert wären, obrigkeitshörig gemacht werden, also Untertanen sein sollen. Der haben sie dann schwer zugesetzt. Die Kollegin ist mit ihren Nerven fast fertig.

*Wie reagieren darauf andere Kollegen?*

Bestimmte Texte trauen sie sich nicht mehr zu lesen. Sie bestehen auf der äußeren Disziplin. Sie dürfen formal keinen Fehler machen.

Bei mir ist es jetzt so, ich kriege wirklich das Schlottern, wenn ich in eine Klasse reinkomme, und da rauchen sie. Ich kann denen natürlich nicht erklären, warum ich so furchtbar dagegen bin, daß geraucht wird, ich sage nur immer, ich habe keine Lust, daß ich wegen des Rauchens Schwierigkeiten kriege, ich habe genug Schwierigkeiten. Ich kann es den Schülern natürlich nicht sagen, denn die schimpfen ja über eine andere Lehrerin, das sei eine Sozialistin, bloß weil sie da irgendwann mal eine Idee hatte, daß nicht jede Familie eine Waschmaschine haben soll, sondern daß vielleicht zehn Familien eine gemeinsame Waschmaschine haben, die gilt schon als Sozialistin. Da kann ich natürlich nicht sagen, warum ich dagegen bin.

*Sie haben einmal erzählt, daß Schüler Sie gewarnt haben.*

Ja, das ist überhaupt ganz interessant. Das war bei einer Demonstration gegen das BHG. Ich wollte Flugblätter verteilen, vom Spartakus, und da sage ich, du hier, ich habe Flugblätter, wollt ihr sie. Und da sagt der, die verteilen Sie mal lieber nicht. Ich sage, wieso. Sie dürfen keine Flugblätter verteilen, Sie dürfen keine politischen Schriften an der Schule verteilen. Die kannten ja die Schulordnung. Da sagte ich, na ja, dann ...

*Wie alt waren die?*

Sechzehn. Dann lege ich die halt dahin, und ihr lest sie. Und wir haben überlegt, wie wir das in den Klassen publik machen können. Ob wir einfach rumgehen. Und sie haben gesagt, ich soll auf keinen Fall rumlaufen.

Und später haben wir uns auf den Weg gemacht und sind zur Demonstration gegangen.



Dort haben wir uns getroffen. Ich kam zu der verabredeten Stelle, und dann sagten die, was Sie kommen auch, Sie sind verrückt. Stellen Sie sich vor, zu einer angemeldeten Demonstration, da haben die schon Angst gehabt, daß mir was passiert. Und dann haben sie mich in die Mitte genommen, damit mich keiner fotografieren kann, und so sind wir alle mitgelaufen.

Ja, und weiter zur neuen Schulordnung. Da kam zu mir eine Schülerin einer neunten Klasse und sagte, würden Sie sich trauen, eine Stellungnahme abzugeben. Gut, also der Schulsprecher, der kommt noch zu Ihnen. Aber der kam nicht. Da bin ich dem Sprecher begegnet auf dem Gang und habe gesagt, ich denke, ich soll eine Stellungnahme abgeben, warum sagst du mir denn da nichts? Ach, hat er mir gesagt, wir haben gedacht, Sie leben gefährlich genug, da verschonen wir Sie diesmal ein bißchen.

*Kriegen die anderen Lehrer das mit, die nicht so denken?*

Nein. Ich bilde mir ein, sie kriegen es nicht mit. Sie kriegen zwar mit, daß ich mich mit Schülern gut verstehe und sie haben mitgekriegt, daß ich mich mit manchen duze, aber das Politische, das kriegen sie nicht mit. Also die Schüler halten dicht wie Pech und Schwefel, wirklich. Jetzt bin ich natürlich vorsichtiger, aber der Schulsprecher, der könnte mich vielleicht ans Messer liefern. Der weiß so unheimlich viel. Der war hier, da habe ich die Klasse eingeladen und da kommt er her, schaut die Bücher an und fragt, na, bist du Marxist? Und dann habe ich gesagt, die Frage beantworte ich nicht. So scherzhaft nicht. Das wirst du dir ja vielleicht zusammenreimen können. Er hat nie wieder was gesagt, der Schulsprecher.

*Wie verhält sich das Rektorat?*

Ich kann nicht klagen. Meine Beurteilung war eine relativ gute. Es war eine Drei.

*Kann das sein, daß das auf eine solidarische Verhaltensweise speziell dieses Rektors zurückzuführen ist? Daß hier offenkundig ein Spielraum in der Auslegung oder der Anwendung des Berufsverbots durchaus gegeben ist, daß, sagen wir mal, ein Scharfmacher jetzt die Leute vielleicht köpfen möchte, während ein anderer, der dagegen ist, versucht, sie abzudecken.*

Ja. In der Beurteilung hat er schon reingeschrieben, daß mit mir die Gäule oft durchgehen und daß ich mich mit den Schülern zu sehr solidarisiere. Er hat es nicht solidarisch genannt, er hat gesagt, sie stellt sich zu sehr auf die Seite der Schüler, und diese können das nicht würdigen. So hat er das formuliert. Oder sie ist noch sehr jung und muß noch sehr viel lernen, aber sie ist bereit, mit anderen Kollegen zu diskutieren und Ratschläge anzunehmen. Das Gesamturteil war dann die Drei. Andererseits kann man auch sagen, daß der Direktor damals, es war kurz nachdem die neuen Beurteilungskriterien eingeführt wurden, daß er das noch gar nicht genau wußte, wie man das handhabt.

*Beurteilungskriterien, was ist das?*

Das sind keine Zahlen, keine Ziffern mehr, sondern das heißt *hervorragend*:

Eins; *sehr tüchtig*: Zwei; *liegt erheblich über den Anforderungen*: Drei; *liegt über den Anforderungen*: Vier; *entspricht den Anforderungen*: Fünf; *entspricht noch den Anforderungen*: Sechs; *entspricht nicht den Anforderungen*: Sieben. Gilt das in der gesamten Bundesrepublik?

Nein, nur in Bayern.

*Seit wann?*

Seit Anfang letzten Jahres. Und dann sind sie ja bei einigen prozentual festgelegt. Wieviel Prozent eine Eins kriegen, wieviel Prozent eine Zwei, wieviel Prozent eine Drei.

*Kann man das nachweisen?*

Ja, das können Sie überall nachlesen. Das bezieht sich auf Lehrer auf Probe und Lehrer auf Lebenszeit.

*Haben Sie denn überhaupt unter gewerkschaftlich nicht organisierten Lehrern über dieses Thema gesprochen? Oder geht man sich aus dem Weg?*

Ja. Meine letzte Erfahrung war so, daß eine Kollegin, mit der ich relativ freundschaftlich verkehrt habe, kam und fragte, wird bei uns auch schon nach diesen neuen Kriterien beurteilt. Und ich sagte ja, ich bin danach beurteilt worden. Ja, was hast du denn gekriegt? Und da habe ich gesagt: eine Drei. So, so, ich habe aber mit einem Freund von mir telefoniert, das ist ein ausgezeichnete Lehrer, und der hat eine Vier. Das ist ein ausgezeichnete Lehrer, ich kenne ihn ganz genau, seine Unterrichtsunterlagen und der hat eine Vier. Und dann habe ich gesagt, die Kriterien für die Beurteilung, die stehen ja . . . und überhaupt, woher weißt du denn, daß ich so ein schlechter Lehrer bin. Ja, sagt sie, ich brauche mir ja nur die Klassen anzuschauen, die ich übernommen habe von dir. Da sagt die doch zu mir, wirklich voller Aggression, die wollte mich reinreiten, ich sei ein schlechter Lehrer, stellen Sie sich das mal vor.

*Meinen Sie mit dem Berufsverbot?*

Nein, nein. Keiner denkt, daß das Berufsverbot *mich* erhaschen könnte, das denken sich nur welche von der Jungen Union. Da war also eine Diskussion mit zwei Landtagsabgeordneten, einem CSU-Mann und einem SPD-Mann über die allgemeine Schulordnung. Und das wurde organisiert von einem Knaben, der die Schülerunion, glaube ich, bei uns ins Leben rufen wollte. Und das mußte dann die Schülermitverwaltung machen, weil es keine politischen Parteien und keine politischen Werbeschriften an der Schule geben darf. Hat uns natürlich sehr gefreut, daß die das nicht durften. Und der Mann von der CSU war nicht gut. Hinterher haben wir uns unterhalten, die ganzen rechten Schüler standen auf einem Haufen und haben tüchtig geschimpft, daß der nicht gut war. Und da habe ich gesagt, nein, ehrlich gesagt, da habt ihr wirklich keinen guten Mann eingeladen, also ich hätte euch die CSU-Argumente sehr viel besser bringen können. Warum haben Sie es denn nicht gemacht, fragte mich ein anderer Schüler, und da habe ich gelacht und zu einem anderen gesagt, von dem ich vorhin schon erzählt habe, daß der gesagt hat, ich kriege jetzt



bestimmt eine Sechs in Französisch. Der hat dann gesagt, frag doch den, warum ich das nicht gesagt habe. In dem Augenblick sagt der andere, der Vorsitzende von der Schülerunion, vielleicht ist das ein Radikaler im Öffentlichen Dienst. *Über Sie?*

Über mich. Es standen ein Haufen Schüler drumrum. Vielleicht ist das ein Radikaler im Öffentlichen Dienst.

*Wie alt war der?*

Ich nehme an, siebzehn.

*Wie sagte der das denn, herausfordernd?*

Ja. Und dann habe ich gelacht und habe gesagt ja, vielleicht unterwandere ich die Institutionen. Und da haben die Schüler wieder alle gelacht. Und damit war die Sache erledigt. Aber das läßt darauf schließen, daß die sich schon überlegt haben, ob ich ein Radikaler bin.

*Was heißt denn das?*

Na ja, daß ich halt ein zum Kommunismus Tendierender bin. Aber da habe ich wirklich gedacht, wenn das jetzt schon so weit ist. So öffentlich ist, glaube ich, noch von niemandem darüber gesprochen worden.

Ja, das korrumpiert mich schon. Jede Äußerung, die ich tue, mache ich so — ich sichere mich ab. Ich sage etwas und sichere mich zugleich ab. Mach dann außerdem in Meinungspluralismus, in einem Ausmaß, wie ich das früher nicht gemacht habe.

Ein Beispiel: die Diskussion über die Allgemeine Schulordnung, über das Verbot politischer Werbung in der Schule. Da habe ich zunächst einmal erklärt, ja, ich verstehe, warum die sich diesen Paragraphen da haben einfallen lassen. Das verstehe ich, da ein Lehrer die Macht über die Schüler hat und wenn der jetzt ein bißchen autoritär ist, so haben die erstens einmal Angst vor ihm, sind abhängig von ihm. Und wenn der nun da anfängt, irgendwelche politische Meinungen zu äußern, dann kuschen die schwer und sagen die nach. Und ein Lehrer kann die Schüler unheimlich manipulieren, gerade wenn er ein autoritärer Typ ist, der kann die Schüler wirklich so korrumpieren, daß die dann das nachsagen, was der will. Ich habe mich so geäußert in der Hoffnung, es meldet sich jemand und sagt, nein, so ist das nicht. Wenn alle Lehrer politische Äußerungen tun würden, dann, wir können uns da schon entscheiden, was wir für richtig halten, das kam dann Gott sei Dank. Aber es hätte natürlich auch nicht kommen müssen. Es wäre möglich gewesen, daß es nicht gekommen wäre. Und so mache ich das dann, wissen Sie, ich fange eigentlich dann von hinten an. Oder die eine Geschichte, auch in der Ascho-Diskussion. Da bin ich also ziemlich über die CSU hergezogen und habe dann auch gleich Beziehungen zum Berufsverbot gezogen. Und da haben sie gesagt, wie ist denn das eigentlich, was verstehen Sie unter politischen Äußerungen? Und da habe ich gelacht, höhnisch gelacht schon, und habe gesagt, ja, wenn ihr CSU-Propaganda macht, dann passiert euch nichts. Und habe mich in der Richtung wirklich vergalop-

piert. Ich hab auch noch gesagt, daß es sehr viele engagierte Lehrer gibt, die vom Berufsverbot betroffen sind, und das müßte man im Zusammenhang sehen mit diesen Jugendvertretern in den Betrieben. Und da meldet sich plötzlich ein Schüler und fragt, dürfen Sie das eigentlich? Was, frage ich. Ja, solche politische Äußerungen machen. Das ist doch eine politische Äußerung, verstehen Sie, da habe ich wieder Angst gekriegt und habe versucht, das abzublocken. Und dann kamen wir drauf, daß in der Klasse schon einmal einer einen Kollegen von mir angeschwärzt hatte, auch wegen so einer Geschichte. Es war kurz vor der Bundestagswahl, da hat er eine Abstimmung gemacht, wer dafür ist, daß die jetzige Regierung an der Macht bleibt, und da war einer, der ist ein sehr schlimmer Rüpel, aber der Vater ist ein großes CSU-Tier. Und der Junge ist wirklich unmöglich, da kriegen Sie Aggressionen auf den. Das ist einer von denen, die ich am allermeisten hofiere, und seine Englischleistungen gehen auch deshalb hoch, werden besser, weil ich ihn nicht zur Sau mache, das ist ja das Witzige daran. Und dann habe ich gedacht, wie kann ich das abbiegen, und dann habe ich eine Schülerkritik machen lassen, also die Schüler aufschreiben lassen, was ihnen nicht paßt an meinem Unterricht. Und da hat natürlich prompt dieser Schüler geschrieben, politische Äußerungen gehören nicht in den Unterricht. Und dann habe ich da gesagt, wißt ihr, das ist ein bißchen einseitig gesehen, so geht das nicht. Alles, was wir hier äußern — die Schule ist kein Freiraum — und wenn wir Geschichte und Tradition und Erbe des Abendlandes und Christentum mit einbeziehen, und alle Äußerungen sind immer verflochten damit, warum soll ich denn Politik rauslassen. Bravo, bravo, die ganze Klasse hat geklatscht. Damit war die Sache abgetan. Ja, und wie gesagt, das Schlimmste finde ich also, daß ich mich wahnsinnig absichere, so absichere, daß nur die Hälfte der Schüler merken, was ich tatsächlich meine und daß ich vor Schülern, von denen ich genau weiß, die Väter sind CSU und sie selber sind in der Jungen Union . . .

*Sie sagen, Sie seien jetzt vorsichtiger geworden und überlegen sich alles genau. Wie beurteilen Sie das? Sie haben vorhin den Ausdruck Korruption gebraucht. Ist das richtig?*

*Wie würden Sie das aus Ihrer Erfahrung, auch mit den Kollegen, die Angst haben, sagen: wie verhindert man, aus Angst oder Furcht nicht mehr handlungsfähig zu werden? Wie verhindert man, genau das zu tun, was jene beabsichtigen, die das Berufsverbot veranlaßt haben?*

Das ist halt fürchterlich schwer, das abzuwägen. Ich habe vorhin gesagt *korrumpiert*, und zwar hängt das ja noch damit zusammen, daß ich ja auch ein ziemlich großer Moralist war und daß mein ganzes politisches Engagement zunächst aus moralischer Entrüstung kam. Das kommt bei den anderen Kollegen, die da so furchtbar viel Angst haben und wo das ja auch schon wirklich schlimme Konsequenzen gezeitigt hat, kommt das ja auch aus moralischer Entrüstung. Natürlich kann man mein Verhalten, das ich jetzt an den Tag lege,



als Taktik bezeichnen, um weiter gesteckte Ziele zu erreichen. Und ich halte es auch wirklich für richtig und sehe nicht ein, daß ich da ganz offen meine Position darlegen sollte, auch vor den Schülern. Es ist Zufall, daß die einen Schüler die Klappe gehalten haben. Die beste Möglichkeit sehe ich also darin, ganz vorsichtig zu taktieren und immer wieder Leute, wo man merkt, daß da ein bißchen was Progressives vorhanden ist, daß man mit denen immer wieder zum Essen geht oder Kaffeetrinken und mit denen bestimmte Dinge verhandelt, wie man halt in der nächsten Lehrratssitzung vorgeht. Da hat einmal ein Philologenverbandskollege zu mir gesagt, du willst wohl deinen Einfluß überall geltend machen, solange du es noch kannst. Und da sage ich ja, das mache ich. Ja, sagt er, solange dein Einfluß so positiv ist, da habe ich ja auch gar nichts dagegen. Da habe ich gesagt, du glaubst wohl, die Linken die schmeißen nur Bomben oder was. Ist doch witzig, nicht? Ich finde also, wenn es so weit geht, daß Sie Ihrer Überzeugung treu bleiben wollen und die Kämpfe ausfechten nach allen Richtungen, dann machen Sie sich ja nur zum Märtyrer, und es kommt nichts dabei heraus. Es solidarisieren sich alle mit Ihnen, aber irgendwo haben Sie wahrscheinlich doch Fehler gemacht, die man Ihnen dann nachweisen kann und an denen man sich dann festklammert.

*Ja, was würden jetzt Leute tun, die zum Beispiel Mitglieder der DKP sind?*

Ich kenne nur einen einzigen, der Mitglied der DKP ist. Mit dem zum Beispiel stelle ich gemeinsam Überlegungen an oder auch mit verschiedenen GEW-Kollegen, obwohl ich ja mit manchen nicht übereinstimme.

Manche machen das sehr aggressiv. Ich bin jetzt zum Beispiel überhaupt nicht aggressiv. Eine andere Kollegin auch nicht. Wir sind beide sehr umgängliche, freundliche Menschen. Die ist bezaubernd, immer gleichbleibend freundlich, die wird nie ruppig, die wird nie aggressiv, die wird nie unfreundlich, und so verhindern Sie eine Verhärtung, und es gibt immer wieder eine Bereitschaft, die kommen immer wieder an und wollen was von Ihnen und fragen Sie, was Sie dazu meinen oder wie Sie sich dazu stellen. Und die werden schon aggressiv, aber Sie müssen immer wieder sagen, nein, ich glaube, da sehen Sie das falsch. Wir gehen ein bißchen von anderen Prämissen aus als die Leute, die sich so leicht aus der Reserve locken lassen.

*Was ist der Unterschied? Warum ist der eine aggressiv und die anderen, wie Sie und Ihre Kollegin, nicht?*

*Im Prinzip betrifft es Leute, die sagen, dieses System, dieses kapitalistische System ist die Ursache für diese oder für jene Mängel, Fehler, Widersprüche, Verkrüppelungen im privaten Bereich, im Arbeitsbereich, im schulischen Bereich, im Wissenschaftsbereich. Eine Veränderung bringen nur grundlegende, grundsätzliche Machtveränderungen, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, politischer Art. Und trotzdem gibt es ja verschiedene Wege, subjektiv gesehen, Strategien und Taktiken. Spielt das hier mit hinein und wenn ja, wie?*

Die verschiedenen Wege, die da hinführen?

*Daß Sie zum Beispiel nicht aggressiv reagieren und nicht ins offene Messer rennen, andere aber doch.*

So genau habe ich mit den anderen noch nicht darüber geredet. Ich glaube, es liegt daran, daß die ganz eindeutige Bündnispartner suchen, also Leute, die dann auf der ganzen Linie mit ihnen übereinstimmen; und ich suche mir eben nur in partiellen Bereichen Bündnispartner. Mit dem Kollegen kämpfe ich dafür, daß die Schüler auf die Wiese im Hof dürfen. Und mit jenen, daß es einfach lächerlich ist, einen rauszuschmeißen, bloß weil er aus psychischen Gründen geklaut hat, oder weil er eine Flasche Wein in der Schule dabei hatte. Mit dem anderen wiederum um die Notenbeurteilung, verstehen Sie, und so arbeite ich punktuell mit Leuten zusammen, die politisch eine ganz andere Richtung haben als ich. Und Sie können ja über das Notensystem, Sie können ja über die Disziplinierung der Schüler, die sinnlose Disziplinierung der Schüler ja dann zu anderen Fragen kommen, langfristig gesehen, die ganz andere implizieren, auch wieder Machtfragen implizieren und wo dann langsam Zusammenhänge klar werden. Und ich glaube, das ist der Unterschied. Also dieser eine DKP-Kollege, von dem ich da rede, wir suchen uns, glaube ich, solche Partner. Sind froh, wenn wir daraus gemeinsam mit jemand etwas machen können, so daß wir einen Teil dessen verwirklichen, was man gerne möchte. Und von einem anderen weiß ich, daß der nur Leute sucht, mit denen er auf der ganzen Linie übereinstimmt.

*Der ist also auf keinen Fall Kommunist. Berät er sich mit den Kommunisten?*

Das sind keine Kommunisten, mit denen er sich berät.

*Sucht er Kontakt mit Kommunisten? Wenn man die Zahlen nimmt, sind ja DKP-Mitglieder die meisten der Betroffenen, haben also Erfahrungen.*

Bei ihm sind das alles SPD-Leute, aber ganz linke SPD-Leute.

*Diese Tatsache steht ja auch nicht als Gegenargument zu seinem Engagement, denn dem gehört ja unsere volle Solidarität, auch wenn er Fehler gemacht hat. Die Frage lautet, wer hat mehr Veranlassung zur Angst, diejenigen, die dieses Gesetz verabschiedet haben oder jene, die betroffen werden sollen. Es spielt hier die Frage eine Rolle, wie kann man sich gegen gesetzliche und administrative Maßnahmen wappnen, wenn man erfährt, da ist nicht nur Spaß am Werke, da wird Ernst gemacht. Wie reagiert man darauf?*

Ja, ich glaube wappnen können Sie sich überhaupt nicht. Das einzige ist, daß Sie vorsichtig werden.

*Aber irgendwie eine Veränderung tritt doch ein? Man geht ja nicht her und legt das Flugblatt direkt auf den Tisch. Betriebsräte und gewerkschaftliche Vertrauensleute dürfen ja auch nicht offen Politik machen?*

*Was kann man aber jetzt machen, was sollte man tun?*

Ich glaube, daß es darum geht, auf lange Sicht zu planen, daß man sich unheimlich mit Geduld wappnen muß, denn diese ganzen anderen Aktionen, das waren ja so Relikte aus der antiautoritären Studentenbewegung, daß sie geglaubt



haben, sie erreichen ganz schnell was. Und wenn Sie dieses langfristige Ziel nicht aus den Augen verlieren, dann können Sie auch verschiedene Frustrationen ertragen, und Sie können auch die ganzen Winkelzüge ertragen. Auf der anderen Seite ist es bei mir jetzt so weit, daß ich Konzessionen mache und vorsichtiger geworden bin, aber wenn es dann wirklich mal Spitz auf Knopf geht, dann riskiere ich es, dann werde ich es wahrscheinlich riskieren, deswegen habe ich nämlich auch nicht mehr so viel Angst.

*Daß Sie unter Umständen den Schritt zu tun bereit sind, sagen wir mal eher: die Konsequenzen zu ziehen bereit sind.*

Ja, ich bin bereit, die Konsequenzen zu übernehmen. Ich hab nicht mehr so viel Angst. Trotzdem — wenn ich krank bin, bleib ich nicht zuhause, damit man mir nicht vorwerfen kann, ich fehle zu oft.

*Würde das auffallen?*

Ja, letztes Jahr war ich häufiger krank, und das haben sie gemerkt. Daraufhin gehe ich in die Schule, selbst wenn ich Fieber habe, also bis 38 drei, vier.

*Haben Sie Angstträume?*

Na ja, da ist der Angsttraum gewesen, wo ich da heulend aufgewacht bin. Da habe ich geträumt, der Direktor hätte mich zu sich gerufen und hätte gesagt, es sei also jetzt das Maß meiner Verfehlungen voll, ich würde aus dem Beamtenverhältnis entlassen, und dann habe ich schrecklich geheult und bin in das Zimmer gegangen von dieser anderen Direktorin und habe ihr das erzählt und habe geheult und bin davon aufgewacht und lag heulend im Bett.

*Merkt man Ihre Angst?*

Im normalen Leben, in der Schule darf ich niemals meine Angst artikulieren. Ich darf nicht zeigen, daß ich Angst habe. Ich muß mich vor den Schülern beherrschen, ich muß mich vor den Kollegen beherrschen, ich muß mich besonders im Direktorat beherrschen. Auch wenn ich mit den lieben Kollegen privaten Kontakt pflege, darf ich das auch nicht zeigen. Oder wenn Lehrerfeste sind, darf ich eigentlich von den Dingen, die mich ganz existentiell betreffen, überhaupt nichts erzählen. Oder wo ich mich mit dieser Direktorin getroffen habe, habe ich den ganzen Nachmittag laviert und habe Stories und Schwänke aus meinem Leben und so ein paar pädagogische Geschichten erzählt, die aber überhaupt nicht den Kern der Sache getroffen haben. Und das ist natürlich eine ganz schlimme Belastung.

*Wie steht es aber damit, daß Sie jetzt die Angst überwunden haben, weil Sie sich vor Konsequenzen nicht fürchten und kämpfen?*

Ich bin ganz ruhig. Selbst wenn jetzt die Geschichte mit dem § 218 käme oder so, ich würde das alles mit Ruhe durchstehen. Ich würde mir meine Argumente ganz genau überlegen.

*Finden Sie, daß Sie dafür auch eine Stärkung durch die Gewerkschaftsarbeit gewonnen haben?*

Ja und nein; ich glaube nicht, daß es die Gewerkschaftsarbeit ist.

Es ist meine politische Entscheidung, daß ich eine bestimmte politische Richtung für richtig halte und vielleicht, sagen wir mal cum grano salis, daß ich die DKP für richtig halte.

*Also Sie würden sagen, die Annäherung an die Politik der DKP oder an die Genossen von der DKP hat Ihnen nicht die Angst vergrößert, sondern vermindert?*

Zunächst einmal vergrößert. Da ist so ein dialektisches Verhältnis. Ich habe mich dann denen mehr zugewandt, hab dann auch viel Angst gekriegt, aber jedesmal, wenn ich dann wieder mit denen rede und diskutiere, da ist die Angst dann wieder weg. Wenn ich mit anderen Leuten rede, auch mit manchen aus der Gewerkschaft, dann kriege ich wieder Angst, ich kriege, wenn ich mit bestimmten Leuten rede, Angst, weil die selber Angst haben.

Und die Kommunisten, die ich kenne, die haben eben nicht so viel Angst, sagen wir mal, keine solche vordergründige Angst. Und das beruhigt mich dann irgendwie. Das ist, glaube ich, das Ausschlaggebende dran. Aber das Entscheidende, daß ich nicht mehr so viel Angst habe und nicht mehr so durchdrehe, das hängt schon damit zusammen, daß ich denke, Herrgott, wenn es dann soweit kommt, dann mache ich was anderes.

*Der Beruf macht Ihnen Spaß?*

Ach, und wie, den würde ich mein Leben lang machen wollen. Und wenn ich dann diese großen Angstanfälle hatte und dann waren die wieder vorbei, dann bin ich also voller Freude in der Schule gewesen. Es überflutet mich jetzt manchmal ein Glücksgefühl, daß ich noch unterrichten darf. Können Sie sich das vorstellen? Und wenn mir bewußt wird, Mensch, du stehst ja noch in der Klasse oder du kannst noch in die Lehrerratssitzung gehen, da freue ich mich und mach dann ganz guten Unterricht, oder es fallen mir gute Argumente ein, und ich bin sehr viel beherrschter als früher. Es wäre mir schon furchtbar, wenn ich den Beruf nicht mehr ausüben könnte. Ich habe ja nicht studiert, um zu studieren, sondern ich habe studiert, um Lehrerin zu werden.



## Vom GONG zu Georg Kronawitter oder: Denunzianten<sup>1</sup> gegen Demokraten

*Das Programm war bereits ausgedruckt: Oberösterreich von Franz Xaver Kroetz im ZDF, mit anschließender Diskussion. Dann kam der erste Denunziant. Marquardt schrie laut: da sind Kommunisten dabei. Die Sendung wurde abgesetzt, bei der späteren Ausstrahlung gab es keine Diskussion mehr.*

*Dann kam die CSU. Der stadtbekannte Kommunistenjäger Gauweiler. Hans Georg Frieser ist Kommunist, der darf nicht eingestellt werden als Sozialarbeiter, auch wenn er noch so beliebt ist und noch so hervorragende Eigenschaften hat und auch dann nicht, wenn Sozialarbeiter gebraucht werden und viele offene Stellen da sind.*

*Später schrieb die Münchner GEW an den Oberbürgermeister der Stadt München, Georg Kronawitter, SPD. Kronawitter, schwach vor dem Kapital und kraftmeierisch gegen Linke, verletzte den Beschluß seiner eigenen Partei, wonach „Angehörige nicht verbotener Parteien“ eingestellt werden müssen, falls die üblichen Voraussetzungen einer Einstellung erfüllt sind. Die Stadt München ging auf CSU-Linie. Frieser wurde nicht eingestellt.*

*Kronawitter antwortete der GEW. Der Brief wurde in allen bürgerlichen Zeitungen veröffentlicht. Die Briefe der GEW nur in Zitaten. Der offene Brief von Franz Xaver Kroetz wurde, obwohl er in jeder Redaktion liegt, nirgendwo veröffentlicht.*

*In seinem Brief an die GEW bringt der Münchner Oberbürgermeister den Begründer der UdSSR, Wladimir Iliitsch Lenin, in einen kriminellen Zusammenhang. Das war am 10. 12. 1973. Am 1. 2. 1973 hatte Georg Kronawitter bei der Gründungsversammlung der „Gesellschaft zur Förderung der Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion in Bayern“ Lenin über den Schellenkönig gelobt. Wörtlich sagte er: „Lenin und die Krupskaja fühlten sich hier wohl in der Münchner Atmosphäre.“*

*Ja, das waren noch Zeiten, 1901. 1973 spricht Herr Kronawitter vor hohen Gästen aus München und Moskau, auch in Anwesenheit von Botschafter Falin, hohe lobende Worte für Lenin, und schon ein Jahr später redet er bestes CSU-Deutsch.*

*Wir fragen uns nur, wem sagte Kronawitter die Wahrheit über Lenin: den Sowjetrussen und dem Botschafter der UdSSR oder der Bevölkerung von München? Oder ist das die Doppelstrategie des Georg Kronawitter?*

An den  
Oberbürgermeister der Stadt München,  
den Fraktionsvorsitzenden der SPD-Fraktion,  
die Damen und Herren der SPD-Fraktion

28. 11. 73

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister!

Sehr geehrte Damen und Herrn,

mit Befremden mußten wir einer Meldung der SZ vom 28. 11. 73 entnehmen, daß Sie einem nicht namentlich genannten Sozialarbeiter wegen seiner Mitgliedschaft in einer nicht verbotenen Partei die feste Anstellung verweigert haben. Trotz des allgemein zu beobachtenden Trends, rechtsstaatliche Grundsätze außer acht zu lassen, hätte erwartet werden können, daß wenigstens die SPD-Fraktion einer Großstadt sich auf die Werte unserer demokratischen Grundordnung besinnen und mithelfen würde, den Anfängen der Unterhöhnung der Werte zu wehren, derentwegen uns ein Leben in einem Rechtsstaat lebenswert erscheint.

Daß wir als Gewerkschaft einer solchen Entscheidung verständnislos gegenüberstehen,

<sup>1</sup> Wir verstehen hier das Wort denunzieren als „in-antikommunistischer-Absicht-bekanntmachen“.

## Vom GONG zu Georg Kronawitter — oder: Denunzianten gegen Demokraten

wissen Sie aus unserem bisherigen Kampf gegen die verfassungswidrigen Berufsverbote. Wir bitten Sie nachdrücklich, auf eine Überprüfung und Revision dieser Entscheidung hinzuwirken. Bei dem bedenkenlosen Vorgehen des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus gegen sogenannte „Radikale“ ohne rechtsstaatlich anerkannte Grundlage hätte man von der SPD-Fraktion den Standpunkt erwarten können, wie ihn der Oberbürgermeister auf eine Anfrage eines CSU-Stadtrats vom 2. Mai 1973 vertreten hat. Wir fragen Sie, ob Sie sich inhaltlich zu dieser Stellungnahme des OB bekennen?

Stehen Sie zum Beschluß Ihrer eigenen Partei: „Die Mitgliedschaft in einer nicht verbotenen Partei steht daher einer Mitarbeit im öffentlichen Dienst nicht entgegen.“ (SPD-Parteitag Hannover, April 1973)?

Im übrigen werden die dauernden Beteuerungen der Stadt, sie hätte zu wenig Sozialarbeiter, unglaublich, wenn nicht einmal die verfügbaren Kräfte eingestellt werden.

Im Auftrag des Kreisvorstands der GEW München

Hochachtungsvoll

gez. Hans Fertl, Pressereferent

An den Kreisverband  
der GEW München

10. 12. 73

Den Kernsatz Ihres Offenen Briefes vom 28. 11. 1973 darf ich noch einmal zitieren. Sie schreiben in Sachen Hans Georg Frieser:

„Trotz des allgemein zu beobachtenden Trends, rechtsstaatliche Grundsätze außer acht zu lassen, hätte erwartet werden können, daß wenigstens die SPD-Fraktion einer Großstadt sich auf die Werte unserer demokratischen Grundordnung besinnen und mithelfen würde, den Anfängen der Unterhöhnung der Werte zu wehren, derentwegen uns ein Leben in einem Rechtsstaat lebenswert erscheint.“ Diesen Satz kann ich voll und ganz unterstützen.

Auch ich muß feststellen, daß sich in unserer Gesellschaft der Trend verstärkt, rechtsstaatliche Grundsätze außer acht zu lassen. Dies trifft z. B. zu, wenn Professoren bedroht und mit physischer Gewalt in ihre Zimmer gesperrt werden oder wenn — wie in Bonn — Rathäuser gestürmt und Einrichtungen demoliert werden. Dies trifft aber auch zu, wenn z. B. die Forderung lauthals erhoben wird, sich über die bürgerlichen Gesetze hinwegzusetzen, um eigene Interessen durchsetzen zu können, wie dies erst kürzlich GEW-Vertreter in Hamburg getan haben.

Auch ich hoffe, „daß die SPD-Fraktion einer Großstadt sich auf die Werte unserer demokratischen Grundordnung besinnt“; denn diese Werte müssen es uns wert sein, verteidigt zu werden.

Ich jedenfalls messe die DKP nicht nur an ihren Worten, nicht an Lippenbekenntnissen also, sondern an der Handlungsweise, die sie dort zeigt, wo sie ihre Lehre seit Jahrzehnten praktizieren kann.

Und da stelle ich fest: die Meinungsfreiheit steht nicht einmal auf dem Papier, von Pressefreiheit kann keine Rede sein, freie Gewerkschaften gibt es nicht, Streikende werden eingesperrt, freie Wahlen gibt es ebensowenig, wie die Möglichkeit, neben der Einheitspartei andere Parteien zu bilden.

Mit einem Wort: die so hoch geschätzten Werte unserer demokratischen Grundordnung fehlen in weiten Bereichen. Eine solche Gesellschaftsordnung möchte ich jedenfalls nicht eintauschen.

Deshalb erwarte ich, „daß die SPD-Fraktion einer Großstadt mithilft, den Anfängen der Unterhöhnung der Werte zu wehren, derentwegen uns ein Leben in einem Rechtsstaat lebenswert erscheint“.



Bedauerlicherweise erscheint mir nur, daß Sie unter diesem Satz etwas ganz anderes verstehen als ich. Meine Haltung und Stadtpolitik darf ich deshalb präzisieren.

Nach der bitteren Erfahrung von Weimar dürfen wir unsere freiheitlich demokratische Grundordnung nicht ein zweites Mal durch Verfassungsfeinde aushöhlen und dann aus den Angeln heben lassen.

Für mich gibt es keinen Grund, Schlüsselpositionen unserer Gesellschaft, wie z. B. im Erziehungswesen, aber auch in der Sozialarbeit, Kräften zu überlassen, für die Demokraten die „Steigbügelhalter der Diktatur des Kapitals“ sind und die immer noch die „Revolution des Proletariats“ auf ihre Fahnen geschrieben haben.

Ich gehöre nicht zu jenen Biedermännern, die aus bequemem Opportunismus Brandstifter ins eigene Haus lassen und „Revolutionären“ auch noch Pensionsansprüche verschaffen.

Für mich verpflichtet unser freiheitlich demokratisches System nicht zur Naivität und auch nicht zur Zipfelmützendemokratie. Ich verstehe unsere Demokratie als streitbare und kämpferische Demokratie, die die Grundwerte der Freiheit und Rechtsstaatlichkeit verteidigt und sich ihrer Feinde erwehren kann.

Ich nehme Anweisungen, die Feinde des demokratischen Systems, wie z. B. Horst Mahler, ihren Freunden geben, ernst. In einem Brief an seine Gesinnungsgenossen zitierte er Lenin: „Man muß ... zu allen möglichen Kniffen, Listen, illegalen Methoden, zu Verschweigung, Verheimlichung der Wahrheit bereit sein, um nur in die Gewerkschaften (und in die Sozialdemokratische Partei) hineinzukommen, in ihnen zu bleiben und in ihnen kommunistische Arbeit zu leisten.“

Was hier für Gewerkschaften und SPD gesagt wird, gilt auch für die Stadtverwaltung. Aus meiner einundhalbjährigen Erfahrung als Münchner Oberbürgermeister weiß ich: Wenn in die Stadtverwaltung staatszerstörende Konfliktstrategen Einzug halten könnten, würde jede konstruktive Arbeit gelähmt und Konkurs anmelden. Systemsprenger und Konfliktstrategen haben in der Münchner Stadtverwaltung keine Chance! Dies muß sich herumsprechen.

Mit freundlichen Grüßen

Georg Kronawitter

An den

Herrn Oberbürgermeister der  
Landeshauptstadt München

An die Damen und Herren der Presse

18. 12. 73

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister!

Wir danken Ihnen für Ihre ausführliche Antwort und freuen uns, daß Sie mit unseren grundsätzlichen Überlegungen hinsichtlich der zu schützenden Werte eines demokratischen Rechtsstaats übereinstimmen. Wir bestätigen Ihre Vermutung, daß wir unter diesem Satz etwas anderes verstehen als Sie: wir verstehen darunter, daß das Grundgesetz oberste Richtschnur sei, und daß ihm zufolge nur das Bundesverfassungsgericht über die Verfassungsmäßigkeit einer Partei befinden dürfe, keinesfalls aber ein exekutives Organ, eine Behörde, ein Oberbürgermeister, eine Stadtratsfraktion oder auch nur ein ganzer Stadtrat. Wir nehmen das rechtsstaatliche Prinzip der Gewaltenteilung ernst, ebenso die einschlägigen Artikel des Grundgesetzes zur Meinungs-, Koalitions- und Berufsfreiheit.

Ihr Hinweis auf die Weimarer Republik setzt uns in Erstaunen. Sogar konservative Historiker sind zu der Überzeugung gelangt, daß die Totengräber der Weimarer Republik von rechts kamen. Oder, präziser formuliert: Ihre Totengräber kamen von der Seite, die die demokratische Verfassung nicht ernst nahmen und sie liquidierten.

Als ob nicht jedermann wüßte, daß die Kommunisten die ersten Opfer des faschistischen Regimes waren, vor den Gewerkschaften und den Sozialdemokraten. Auch hier sind die Verfassungsfeinde von rechts gekommen, auch hier lautete ihr Argument: Man müßte wesentliche Substanzen rechtsstaatlicher Ordnung außer Kraft setzen, um die rechtsstaatliche Ordnung zu schützen. Aufgehoben wurden und werden demokratische Verfassungen immer angeblich zu ihrem Schutz: In Weimar, in Griechenland, in Chile. Welche Funktion Ihr Hinweis auf die Baader-Meinhof-Gruppe hat, kann nur vermutet werden: In die Nähe einer anarchistisch-kriminellen Vereinigung werden nicht verbotene Parteien und deren Mitglieder gerückt. „Systemsprenger“ und „Konfliktstrategen“ nennen Sie Mitglieder einer nicht verbotenen Partei. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, ob diese Bezeichnungen, auch wenn sie zuträfen, für ein Berufsverbot ausreichen. Wir wollen hier nur fragen: Woher wissen Sie denn, daß die beiden Bewerber, Hans Georg Frieser und neuerdings Ingelore Priesing „Systemsprenger“ und „Konfliktstrategen“ sind? Die Frage ist wohl angebracht, ob wir schon in einem Staat leben, in welchem die Exekutive zugleich Ankläger, Richter und Henker spielt.

Sie messen, wie Sie schreiben, „die DKP nicht nur an Ihren Worten, nicht an Lippenbekenntnissen also, sondern an der Handlungsweise, die sie dort zeigt, wo sie ihre Lehre seit Jahrzehnten praktizieren kann“. Und Sie stellen dann fest, dort stehe die Meinungsfreiheit nicht einmal auf dem Papier, von Pressefreiheit könne keine Rede sein, freie Gewerkschaften gebe es nicht, Streikende würden eingesperrt, und freie Wahlen gebe es ebensowenig wie die Möglichkeit, neben der Einheitspartei andere Parteien zu bilden. Und Sie schließen:

„Die so hoch geschätzten Werte unserer demokratischen Grundordnung fehlen in weiten Bereichen. Eine solche Gesellschaftsordnung möchte ich jedenfalls nicht eintauschen.“ Dazu möchten wir zu bedenken geben: Wenn bei uns Meinungsfreiheit eingeschränkt wird, Pressefreiheit ohnehin die Freiheit einer Handvoll Reicher ist, ihre Meinung zu sagen, wenn bei uns Angehörige einer nicht verbotenen Partei von der freien Berufswahl ausgeschlossen und kriminalisiert werden, und das durch der Verfassung nach nicht zuständige exekutive Organe — dann sind es eben dieselben Werte unserer demokratischen Grundordnung, die hier Schritt für Schritt beseitigt werden. Und wenn das so weitergeht, dann wird es bald nichts mehr einzutauschen geben.

Doch damit dies nicht noch einmal geschehe, müssen wir als Gewerkschaft zusammen mit anderen Gewerkschaften den Angriffen auf die Rechtsstaatlichkeit den entschiedenen Kampf ansagen.

Wir möchten unserer Freude darüber Ausdruck geben, daß Sie sich selbst nicht zu „jenen Biedermännern“ rechnen, „die aus bequemem Opportunismus Brandstifter ins Haus lassen“. Zu fragen wäre hier nur, was als bequem und opportunistisch anzusehen ist in einer Zeit, in der sich die öffentliche Meinung, von entsprechenden Interessen gesteuert, darauf einpendelt, die schrittweise Aushöhlung rechtsstaatlicher Grundsätze bestenfalls mit einem Achselzucken zur Kenntnis zu nehmen. Die GEW hat ein vitales Interesse daran, daß die Spielregeln der Rechtsstaatlichkeit gewahrt bleiben und daß nicht-verbotene Parteien und deren Mitglieder nicht um den Genuß ihrer bürgerlichen Rechte gebracht werden. Dies fängt damit an, daß Kommunisten von den Behörden gerichtet werden, bevor das Bundesverfassungsgericht ein Urteil gefällt hat, und es endet bei einem Verbot von Gewerkschaften, und schließlich auch der SPD.

Sich diesem Trend entgegenzustemmen, das ist in unseren Augen heute unbequem und wäre ein Ausweis dafür, sich nicht zu den „Biedermännern“ und „Zipfelmützendemokraten“ zu rechnen.

Abschließend möchten wir Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie auf zwei Punkte unseres Offenen Briefes nicht eingegangen sind:

1. auf unseren Hinweis auf Ihre Antwort auf eine Anfrage eines CSU-Stadtrates vom



2. 5. 73, in der Sie einen ganz anderen, unserer Meinung nach allein möglichen rechtsstaatlichen Weg einzuschlagen versprochen;

2. auf den Beschluß Ihrer eigenen Partei auf dem Parteitag in Hannover im April 1973: „Die Mitgliedschaft in einer nicht verbotenen Partei steht daher einer Mitarbeit im öffentlichen Dienst nicht entgegen.“

Mit vorzüglicher Hochachtung

für den Kreisvorstand der GEW München gez. Jaroslaw Strutynski, 1. Vorsitzender  
F. d. R.: Hans Fertl, Pressereferent

Herrn

Oberbürgermeister

Georg Kronawitter

27. 12. 73

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister!

Aus beruflichen Gründen mußte ich längere Zeit von München abwesend sein, deshalb kam ich auch erst jetzt über die Feiertage dazu, Post und Presse aufzuarbeiten.

So stieß ich auf den Münchner Stadtanzeiger mit Ihrem Offenen Brief, in dem Sie der GEW antworten. Den GEW-Brief kenne ich nicht. Wohl aber kenne ich Hans Georg Frieser von unserer gemeinsamen und verbotenen Fernsehdiskussion her und nun auch Ihren Brief. Erlauben Sie, daß auch ich Ihnen antworte und zwar persönlich, als bayerischer Stückeschreiber, der diese Sache weder auf sich noch auf München sitzen lassen möchte, denn zumindest in einem, in seiner Globalität, ist Ihr Brief erschreckend. Es geht um Hans Georg Frieser, der Mitglied der Deutschen Kommunistischen Partei ist — aber wie beginnen Sie Ihren Brief? Damit, daß Sie Bedrohungen, Gewalthandlungen, Hausbesetzungen etc. zitieren. Meines Wissens nach gibt es kein Mitglied der DKP, das sich solche Taten zuschulden hat kommen lassen. Wissen Sie einen Namen? Wenn ja, nennen Sie ihn!

Sodann ziehen Sie in Ihrem Brief über die sozialistischen Staaten her. Ich kenne nur die DDR ein bißchen besser und frage Sie: Teilen Sie mir bitte mit, welche Meinung nicht hat vertreten werden dürfen und wenn Sie detailliert antworten, kann ich Ihnen vielleicht zu mehr Verständnis verhelfen, denn in der Tat stehen auch wir auf dem Standpunkt, daß Freiheit, auch die der Meinung, nicht als Abstraktum bestehen darf, sondern in einem positiven Bezug zum Fortschritt der Menschheit sein muß, vor allem, wenn diese Meinung öffentlich wird.

Sie sprechen von der Pressefreiheit. Die Presse wird von Menschen für Menschen gemacht auf der ganzen Welt. Aber: mehr Menschen, als das gute Dutzend, das bei uns in der BRD faktisch die Pressefreiheit hat — sehen Sie sich doch bloß ein wenig in München um, Herr Oberbürgermeister — machen auf alle Fälle die Presse für die Bürger der DDR.

Nun zu den Gewerkschaften, die Ihnen in der DDR nicht frei genug sind. Der FDGB hat für die Werktätigen der DDR schon vor Jahren Dinge erreicht, die unsern Unternehmern abzutrotzen sich unsere sog. freieren Gewerkschaften noch heute vergeblich bemühen (Jugend-, Unfall-, Kündigungsschutz etc., bitte informieren Sie sich!). In welchem Bezug müssen Gewerkschaften denn frei sein? Doch wohl in dem, etwas für ihre Mitglieder zu erreichen.

Dann berühren Sie einen Punkt, der wirklich mit Wahrheit zu tun hat: Streikrecht im Sozialismus. Ich darf Ihnen sagen, daß gerade wir uns darüber des öfteren die Köpfe zerbrechen. Ich lade Sie ein, einmal mitzudiskutieren!

Weiter: freie Wahlen... Ich frage Sie: Wie viele Parteien braucht der Bürger Ihrer Meinung nach, um frei wählen zu können? Zwei, drei, vier oder besser hundert? Ich glaube, es kommt nicht darauf an, zwischen möglichst vielen wählen zu können,

sondern es kommt auf das an, was dabei zur Wahl steht! Und tatsächlich stehen in der Deutschen Demokratischen Republik weder die Reaktion noch der Revanchismus, geschweige der Faschismus zur Wahl! Mir scheint das gut so, und Ihnen?

Im weiteren Verlauf Ihres Briefes kommen Sie, wie einige in der BRD, mit denen ich Sie bis heute nicht auf eine Stufe gestellt hätte, zu der Geschichtsfälschung Sozialismus-Faschismus. Herr Oberbürgermeister, die Bedrohung und die Vernichtung der Weimarer Republik kam von rechts und gerade die KPD hat sich unablässig und sehr nachweisbar darum bemüht, die Hitlerdiktatur zu verhindern bzw. dann mit allen Mitteln zu bekämpfen — wer saß denn in den KZ neben den jüdischen Bürgern und wurde gefoltert und ermordet? Kommunisten, linke Sozialdemokraten, progressive Geistliche! Wie also, Herr Oberbürgermeister, können Sie von Weimar und Nazis auf Bundesrepublik und DKP kommen? Doch nur, wenn Sie von etwas schreiben, über das Sie nicht genug wissen, oder aber lügen.

Im nächsten irren Sie schlichtweg: Gerade die DKP weiß recht gut zu unterscheiden zwischen wirklichen Demokraten und „Steigbügelhaltern“ und sie tut das auch tagtäglich, etwa in der UZ! Lesen Sie nach!

Zu Ende geht Ihr Brief damit, daß Sie Hans Georg Frieser praktisch in eine Reihe mit Horst Mahler stellen. Herr Oberbürgermeister, schämen Sie sich! Sie denunzieren einen Mann, dem Sie anders nicht ans Leder können und Sie denunzieren eine Partei, von der Sie — wenn man das für Sie Positivste unterstellt — nichts, aber auch gar nichts wissen, von der aber ich Ihnen sagen kann, daß ich in ihr bessere und aufrechtere Demokraten gefunden habe als überall sonst in der Bundesrepublik! Hans Georg Frieser gehört zu ihnen!

Stellen Sie ihn ein, Herr Oberbürgermeister, auf daß wenigstens in diesem Fall aufhören mag, daß Tiefschläge, Denunziationen und Lügen die Wahrheit und ihre guten Argumente ruinieren. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen und München ein gutes und glücklicheres 1974!

Franz Xaver Kroetz

Herrn

Oberbürgermeister

Georg Kronawitter

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,

meinen Mitbürgern, die grundlose Beleidigungen als Mittel der politischen Auseinandersetzung ebenso wenig schätzen wie die berufliche Existenzvernichtung, schulde ich eine Erwiderung Ihres Offenen Briefes.

Zunächst: ich bin kein „Brandstifter“, sondern Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr Ried/Bad Tölz. Auf die Reichstagsbrandlüge sollten Sie nicht zurückgreifen.

Ich habe die von Ihnen genannten Gesetzesverstöße nie begangen und weise eine derart unbillige Aufputschung von Haßinstinkten gegen mich und meine Partei zurück. Meine Professoren habe ich nie mißhandelt; diese haben ebenso wie meine bisherigen Kollegen und Vorgesetzten und die von mir betreuten Obdachlosen meiner Integrität und Qualifikation das beste Zeugnis ausgestellt. Sozialarbeiter wird man nicht wegen „Pensionsansprüchen“.

Ich bin nicht „lauthals“ und „im Eigeninteresse“ für Verfassungsbruch eingetreten, sondern gegen den Abbau der demokratischen Verfassung, gegen die Unterstützung des Völkermordes in Vietnam, gegen Bodenspekulation und Mietwucher.

Der durchaus antisozialistische Spiegel hat seinem Sozialreport über die 1,2 Millionen Obdachlosen in der BRD (Nr. 40/1970) die Überschrift gegeben: „Hier wurde die Marktwirtschaft zum Fluch.“ Dieser Erkenntnis soll sich ausgerechnet ein praktischer Sozialarbeiter verschließen müssen? Auch Sie können nicht leugnen, daß die Lösung



dringendster Kommunalprobleme am monopolistischen Bodeneigentum und Profitinteresse scheitert.

Realistische Alternativen kommen deshalb ohne sozialistische Gedankengänge nicht aus. Humane und demokratische Fortschritte in der Welt und die Niederlage Hitlers wurden maßgeblich von der marxistischen Arbeiterbewegung bewirkt. Deshalb habe ich mich nicht „mit allen Kniffen und Listen in die SPD eingeschlichen“, sondern der DKP angeschlossen.

Die Zerrbilder der Entspannungsfeinde lasse ich mir nicht unterschieben und hoffe umgekehrt, daß Sie sich nicht mit den weltweiten Verbrechen jener identifizieren, deren Parolen Sie übernehmen. Im übrigen bekämpfen unsere gemeinsamen Gegner die „Sozialisierung“ gerade wegen des Machtzuwachses (nicht der Abschaffung) der Gewerkschaften und einer arbeiterfreundlichen, freien Presse. Wer alle Parteien bei Strafe des Berufsverbots auf einen militanten Antisozialismus verpflichten will, wird sich damit abfinden müssen, daß ein Mehrparteiensystem auch auf der Basis des Antifaschismus und Sozialismus möglich ist. Wer die Bedürftigsten eines Sozialarbeiters beraubt, weil dieser sich zu den Gedanken Bebels und der Mehrheit der Hitler-Gegner bekennt, sollte nicht von „Meinungsfreiheit“, und wer dabei die eindeutigen Beschlüsse seiner Partei mißachtet, nicht von „Demokratie“ reden.

Mit deutlicher Stoßrichtung gegen erhebliche Teile Ihrer Partei erklären Sie den Sozialismus zum Staatsfeind Nr. 1; das tun sonst nur faschistische Regimes. Im Gedenken an die Nazi-Opfer meiner und Ihrer Partei halte ich Ihnen entgegen, daß nicht diese, sondern die Rechtskräfte die Weimarer Republik zerstörten und mit der schrittweisen Ausschaltung der Marxisten und anderen Demokraten begannen. Ich fordere Sie auf, dieser Praxis nicht weiter nachzueifern.<sup>2</sup>

Hans Georg Friese

\* Die Sachbearbeiter der bayerischen Berufsverbotspraxis heißen: Min.-Dir. KITZINGER, Min.-Dir. RÜDIGER, Min.-Dir. BARL, Min.-Rat SPÄTHLING, ORR HEGGER, Min.-Dir. FREIHERR VON STRAHLENHEIM, alle im Kultusministerium Bayern; in der Regierung von Niederbayern ist es: Reg.-Dir. LEDERER, Regierung von Mittelfranken: Reg.-Dir. STENDER, Regierung von Oberbayern: ORR HILG, Landeshauptstadt München: Personalreferent LAYRITZ und OVR ZIEGLER. Unter den Berufsverbots-Richtern sind u. a. zu nennen: Präsident Dr. PREISENHAMMER, der in einem Berufsverbotsverfahren den Chile-Putsch als „Notwehr gegen Verfassungsbrecher Allende“ gerechtfertigt hat und die Richter Dr. RZIHA, WELLNER und Dr. WITTMANN, sämtliche München, Dr. ENGEL, Ansbach.

#### Das politische Buch des Jahres

## Chile – Ein Schwarzbuch

Großband, 226 Seiten mit 200 Abbildungen.  
Ganzleinen mit farbigem Schutzumschlag. DM 12,80

„Dieses Buch sagt die Wahrheit über Chile. Für mich ist es zugleich ein Zeichen großartiger solidarischer Sympathie für das chilenische Volk.“

B. Allende  
Beatriz Allende

Der Bild- und Dokumentarband über die Politik der Unidad Popular, die Hintergründe des Putsches sowie die ersten vier Monate des Terrors der Junta wurde vom Antimperialistischen Solidaritätskomitee für Afrika, Asien und Lateinamerika (ASK) in Zusammenarbeit mit den Herausgebern Prof. Hans-Werner Bartsch, Martina Buschmann, Prof. Gerhard Stuby, Prof. Erich Wulff und dem Pahl-Rugenstein Verlag erarbeitet.

#### Bestellung

An das  
Antimperialistische  
Solidaritätskomitee für  
Afrika, Asien und Lateinamerika

6 Frankfurt/Main  
Elchwaldstraße 32

Ich bestelle zur portafreien

Lieferung ..... Exemplar(e)

Chile – Ein Schwarzbuch  
zum Preis von DM 12,80 je Exemplar

Anschrift:

## Studienliteratur.

## Wissenschaftliche Informationen zu Taschenbuch-Preisen.

### Sozialwissenschaften

Helga Deppe-Wolffinger

### Arbeiterjugend – Bewußtsein und politische Bildung

348 Seiten, DM 12,80 (FAT 4006)\*

Reif-Richard Graebner / Wolf Linder

### Politik der Verstädterung

ca. 180 Seiten, ca. DM 8,80 (FAT 4030)\*  
1. Quartal '74

Urs Jaeggi / Sven Papcke

### Revolution und Theorie 1

ca. 250 Seiten, ca. DM 11,80 (FAT 4017)\*  
1. Quartal '74

Gernot Wersig

### Informationssoziologie

200 Seiten, DM 9,80 (FAT 4033)

Weitere Titel bieten wir in den folgenden Fachbereichen an:  
Grundlagenforschung, Erziehungswissenschaft, Sozialwissenschaften, Rechtswissenschaft und Wirtschaftswissenschaft.

Ausführliche Verzeichnisse erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung oder direkt vom:  
Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag  
6 Frankfurt am Main 70, Postfach 700 480

\* Diese Titel sind auch in einer Leinenausgabe im Athenäum Verlag, Frankfurt erhältlich.

### Literatur- und Sprachwissenschaft

Peter Otto Hohendahl (Hg.)

### Sozialgeschichte und Wirkungs- ästhetik

Dokumente zur empirischen und marxistischen Rezeptions-  
forschung

ca. 320 Seiten, ca. DM 14,80 (FAT 2072)\*  
2. Quartal '74

Gerhard Kaiser

### Benjamin. Adorno.

Zwei Studien

180 Seiten, DM 10,80 (FAT 2062)

Werner Kallmeyer / Wolfgang Klein / Reinhard Meyer-  
Hermann / Klaus Netzer / Hans-Jürgen Siebert

### Lektürekolleg zur Textlinguistik

Bd. 1: Einführung

Bd. 2: Reader

je Bd. ca. 300 Seiten, je Bd. ca. DM 12,80  
(FAT 2050/2051)\*

Jan Knopf

### Bertolt Brecht

Ein kritischer Forschungsbericht.  
Fragebögen in der Brechtforschung

228 Seiten, DM 10,80 (FAT 2028)\*

Athenäum Fischer  
Taschenbuch Verlag



## LITERATUR und GESELLSCHAFT

Mit dieser Reihe will das Zentralinstitut für Literaturgeschichte der AdW der DDR neue literaturwissenschaftliche Ergebnisse und kulturpolitische Erkenntnisse schnell einem breiten Leserkreis zugänglich machen. Die Publikationen stammen vorwiegend von Mitarbeitern des Zentralinstituts, es werden aber auch Arbeiten von anderen Autoren, vor allem aus sozialistischen Ländern, vorgestellt. Die Reihe ist als ein Forum gedacht, auf dem Beiträge zu den skizzierten Themenkreisen in die Debatte um die Bewältigung literarischer und ästhetischer Probleme der entwickelten sozialistischen Gesellschaft einbezogen werden können. Jeder Band für sich und die Reihe als Ganzes verstehen sich als theoretischer Beitrag zu einer praxisbezogenen Literaturdiskussion, durch die das Literaturverständnis befördert und erhöhter Kunstgenuß möglich wird.

### Hauptthemenkreise

- Revolutionärer Weltprozeß und Literaturentwicklung
- Humanistische Tradition und entwickelte sozialistische Gesellschaft
- Literaturtheoretische und methodologische Probleme der sozialistischen Literaturentwicklung und des Kunstfortschritts
- Zur Kritik der bürgerlichen Literaturgeschichtsschreibung und bürgerlicher ästhetischer Auffassungen



**AKADEMIE-VERLAG · BERLIN**

Deutsche Demokratische Republik

- Band 1 **Revolution und Lyrik**  
Von Fritz Mierau  
7,50 M Bestell-Nr. 752 100 6 (2150/1)
- Band 2 **Wir und der Expressionismus**  
Von Reinhard Weisbach  
8,50 M Bestell-Nr. 752 101 4 (2150/2)
- Band 3 **Tradition in der Literaturgeschichte**  
Beiträge zur Kritik des bürgerlichen Traditionsbegriffs bei Croce, Ortega, Eliot, Leavis, Barthes u. a.  
Herausgegeben von Robert Weimann  
7,50 M Bestell-Nr. 752 103 0 (2150/3)
- Band 4 **Brecht's Verhältnis zur Tradition**  
Von Werner Mittenzwei  
9,50 M Bestell-Nr. 752 105 7 (2150/4)
- Band 5 **Individuum und Gesellschaft im englischen Drama der Gegenwart**  
Arnold Wesker und Harold Pinter  
Von Günther Klotz  
6,— M Bestell-Nr. 752 232 4 (2150/5)
- Band 7 **Humanistische Traditionen der russischen Aufklärung**  
Von Helmut Graßhoff / Annelies Lauch / Ulf Lehmann  
8,— M Bestell-Nr. 752 233 2 (2150/7)
- Band 8/9 **Alemania Libre in Mexiko**  
I Ein Beitrag zur Geschichte des antifaschistischen Exills (1941 bis 1946)  
II Texte und Dokumente  
Von Wolfgang Kießling  
I etwa 8,50 M Bestell-Nr. 752 341 5 (2150/8)  
II etwa 16,— M Bestell-Nr. 752 342 3 (2150/9)
- Band 10 **Studien zum russischen Realismus des 19. Jahrhunderts**  
Zum Verhältnis von Weltbild und epischer Struktur  
Von Klaus Städtke  
7,— M Bestell-Nr. 752 348 2 (2150/10)
- Band 12 **Das erste Jahrzehnt**  
Literatur und Kulturrevolution in der Sowjetunion  
Von Nyota Thun  
7,50 M Bestell-Nr. 752 375 7 (2150/12)
- Band 13 **Analysen, Argumente, Anregungen**  
Aufsätze zur deutschen Literatur  
Von Hans Kaufmann  
7,— M Bestell-Nr. 752 447 7 (2150/13)
- Band 17 **Frühe deutsche Arbeiterautobiographien**  
Von Ursula Münchow  
etwa 7,50 M Bestell-Nr. 752 102 2 (2150/17)

Bestellungen durch eine Buchhandlung erbeten  
Auf Wunsch senden wir Ihnen kostenlos unseren ausführlichen Reihenprospekt

**AKADEMIE-VERLAG · BERLIN**

Deutsche Demokratische Republik



# Immanuel Geiss

## Was wird aus der Bundesrepublik?

## Die Deutschen zwischen Sozialismus und Revolution

Die Krise in unserer Gesellschaft ist kein Zufall. Sie ist das Ergebnis unserer Geschichte des privaten Kapitalismus und des Faschismus. Auf der Grundlage dieser provozierenden Analyse fordert der anerkannte Historiker und engagierte Publizist Immanuel Geiss hier zu einer politischen Standortbestimmung heraus. Mit den Ostverträgen und dem UNO-Beitritt hat die BRD ihre äußere Geschichte bewältigt. Wie kann sie ihren inneren Frieden finden? Es gibt nur zwei Wege: Revolution oder Sozialismus! Wer sich von der Vernunft leiten läßt, wer das Chaos einer Revolution vermeiden will, muß sich für den Sozialismus entscheiden: der Bundesrepublik bleibt nur noch die relativ kurze Zeitspanne von einem Jahrzehnt für diese Entscheidung.

Mit dieser These leitet der Autor eine sachliche Diskussion über den freiheitlichen und demokratischen Sozialismus ein. Eine Diskussion, die längst überfällig ist.

**Hoffmann und Campe**  
**Standpunkt**

152 Seiten, DM 10,— In jeder Buchhandlung erhältlich.

## Film- und Medien-Literatur bei Hanser



**Jerry Lewis,**  
**Wie ich Filme mache**  
»The Total Film-Maker«  
Herausgegeben von Rainer Gansera. 1974. Etwa 192 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Paperback ca. 22.— DM.  
(Erscheint im April)

**Hans Scheugl,**  
**Sexualität und Neurose im Film**  
Die Kinomythen von Griffith bis Warhol. 1974. Etwa 368 Seiten mit 32 Seiten Abbildungen. Subskriptionspreis ca. 39.80 DM. Ab 1.7.1974 Paperback ca. 48.— DM.  
(Erscheint im März)

**Gottfried Schlemmer**  
(Hrsg.), **Avantgardistischer Film 1951–1971: Theorie**  
1973. 144 Seiten. Paperback 22.— DM.

**François Truffaut,**  
**Mr. Hitchcock, wie haben Sie das gemacht?**  
1973. 336 Seiten mit 227 Abbildungen. Paperback 34.— DM.

**Friedrich Knlll (Hrsg.),**  
**Semiotik des Films**  
Mit Analysen kommerzieller Pornos und revolutionärer Agitationsfilme. 1971. 268 Seiten. Paperback 34.— DM.

**Ulrich Kurowski,**  
**Lexikon Film**  
Hundert X Geschichte Technik Theorie Namen Daten Fakten. Reihe Hanser. Band 101. 1972. 192 Seiten. Broschur 7.80 DM.

**Godard/Kritiker**  
Ausgewählte Kritiken und Aufsätze über Film (1950 bis 1970). Herausgegeben von Frieda Grafe. Reihe Hanser Band 83. 1971. 208 Seiten. Broschur 12.80 DM.

**Horst Holzer,**  
**Kinder und Fernsehen**  
Materialien zu einem öffentlich-rechtlichen Dressurakt. Reihe Hanser Band 160. 1974. Etwa 144 Seiten. Broschur ca. 7.80 DM.  
(Erscheint im April)



**Sergej M. Eisenstein,**  
**Schriften 1. Strelk**  
Herausgegeben von Hans-Joachim Schlegel. Reihe Hanser Band 158. 1974. Etwa 264 Seiten mit 51 Abbildungen. Broschur ca. 14.80 DM.  
(Erscheint im März)

**Sergej M. Eisenstein,**  
**Schriften 2. Panzerkreuzer Potemkin**  
Herausgegeben von Hans-Joachim Schlegel. Reihe Hanser Band 135. 1973. 268 Seiten mit 42 Abbildungen. Broschur 12.80 DM.

**Vsevolod Meyerhold,**  
**Theaterarbeit 1917–1930**  
Herausgegeben von Rosemarie Tietze. Reihe Hanser Band 159. 1974. Etwa 240 Seiten. Broschur 12.80 DM.

**Dziga Vertov,**  
**Schriften zum Film**  
Herausgegeben von Wolfgang Beilenhoff. Reihe Hanser Band 136. 1973. 144 Seiten. Broschur 8.80 DM

### REIHE HANSER Kommunikationsforschung

**Dieter Prokop (Hrsg.),**  
**Kritische Kommunikationsforschung**  
Aufsätze aus der »Zeitschrift für Sozialforschung«. Reihe Hanser Band 141. 1973. 312 Seiten. Broschur 14.80 DM.

**Charles William Morris,**  
**Grundlagen der Zeichentheorie / Ästhetik und Zeichentheorie**  
Reihe Hanser Band 106. 1972. 132 Seiten. Broschur 8.80 DM.

**Ferruccio Rossi-Landi,**  
**Sprache als Arbeit und als Markt**  
Reihe Hanser Band 105. 2. Auflage 1974. 296 Seiten. Broschur 14.80 DM.

**Helmut H. Diederichs,**  
**Konzentration in den Massenmedien**  
Systematischer Überblick zur Situation in der BRD. Reihe Hanser Band 120. 1973. 252 Seiten. Broschur 14.80 DM.

**Karl Held,**  
**Kommunikationsforschung – Wissenschaft oder Ideologie?**  
Materialien zur Kritik einer neuen Wissenschaft. Reihe Hanser Band 121. 1973. 200 Seiten. Broschur 10.80 DM.



## Anmerkungen

SCHWARZER NOVEMBER ist der Bericht eines amerikanischen Autors, dessen Namen wir aus Gründen seiner persönlichen Sicherheit nicht nennen.

BERND EBERLE, Jahrgang 1944, verdient sein Brot als Journalist in München; Veröffentlichungen von Lyrik und Prosa in Zeitungen und Zeitschriften. Er arbeitet an einem Band „Bayerische Geschichten“.

E. JANSEN arbeitet hauptberuflich als Arzt in einer westdeutschen Großstadt.

CARLAMARIA HEIM ist von Beruf Schauspielerin und Kabarettistin, wirkte mit bei den AMNESTIERTEN, Bühnengagements, Fernsehspiele, Verfasserin bairischer Texte, lebt in Haidhausen (Stadtteil von München).

SARAH KIRSCH (siehe auch KÜRBISKERN 1 und 2/66 und 1/67) veröffentlicht ihren Band Protokolle beim Aufbau-Verlag, Berlin, DDR, dem wir für das Vorabdruckrecht danken.

KLAUS KONJETZKY (siehe aus KÜRBISKERN 2/70 und 4/73), Jahrgang 1943, ist Mitglied der WORTGRUPPE MÜNCHEN LINKS.

SERGEJ DROBASCHENKO, Filmhistoriker und Professor an der Moskauer Universität, hat diesen Beitrag für den KÜRBISKERN geschrieben. Drobashenko ist Autor zahlreicher Veröffentlichungen über den Dokumentarfilm, u. a. Herausgeber von Materialien und Aufsätzen Dsiga Wertows und Esfir Schubs.

HANS-JOACHIM SCHLEGEL, Jahrgang 1942, Literatur- und Filmwissenschaftler, Übersetzer aus dem Russischen und Slowakischen, Herausgeber einer auf sechs Bände geplanten Eisenstein-Ausgabe in der „Reihe Hanser“. Promoviert in München über Formen der Prosamontage in der frühen russisch-sowjetischen Literatur.

Wir entnehmen das Gespräch, das PAWEŁ TOPER (siehe KÜRBISKERN 1/73) mit ALEXANDER TSCHAKOWSKI führte, in diesem Heft in einer gekürzten Fassung der Zeitschrift WOPROSSY LITERATURY 8/73. Tschakowski, Romanautor, Publizist und Kritiker, ist u. a. Chefredakteur der LITERATURNAJA GASETA, Mitglied des ZK der KPdSU und des Obersten Sowjets.

KASPAR MAASE (siehe auch KÜRBISKERN 2/70 und 3/73), Jahrgang 1946, hat diesen Beitrag als Teil einer längeren Untersuchung über Bedürfnisse und Wirkungen von Literatur bei der arbeitenden Bevölkerung geplant. Seine Dissertation VOLKSPARTEI UND KLASSENKULTUR, Grundlagen, Konzeptionen und Perspektiven der SPD-Kulturpolitik seit Mitte der 50er Jahre, wird in der Reihe Marxistische Ästhetik und Kulturpolitik, KÜRBISKERN und TENDENZEN, veröffentlicht.

Zu TO HUU siehe auch KÜRBISKERN 3/69; Jahrgang 1920. To Huu ist einer der bekanntesten und bedeutendsten Dichter Vietnams; er ist zuständig für die Kulturarbeit beim ZK der Partei der Werktätigen Vietnams.

Nachtrag zu dem Artikel SOLSCHENIZYNS AUSVERKAUF von FRIEDRICH HITZER: Der Hinweis auf Seite 133, Karl Albrecht habe sein Buch „Der verrätene Sozialismus“ entgegen amerikanischen Zusagen nicht mehr in einer ergänzten Fassung herausbringen können, wird noch erhärtet, daß es in dem „Verlag Herbert Neuner, München 27“ (so das Impressum) einen neuen und letzten Albrecht-Titel gab: 1954 erschien hier das Buch „Sie aber werden die Welt zerstören...“, das eine Art Neufassung des „Verrätene Sozialismus“ darstellt, „Irrtümer“ über den „Sozialisten Adolf Hitler“ zurechnet und einen christdemokratischen, der moralischen Aufrüstung von F. Buchmann zugewandten Antisowjetismus vertritt. Wir entnehmen dieser Ausgabe immerhin den Werbeaufdruck, daß der VERRATENE SOZIALISMUS eine Auflage von 2 MILLIONEN EXEMPLAREN hatte. (Zumeist Volksausgaben, à 250 000, zwischen 1941 und 1945, fh.)

CLAUDIA EISINGER, Jahrgang 1946, Staatsexamen Herbst 1971, Ablehnung einer Bewerbung zum Referendariat in Bayern, Herbst 1972; bis Herbst 1973 verschiedene Tätigkeiten zur Existenzsicherung, vornehmlich als Verkäuferin; Mai 1972: 1. gerichtliche Verhandlung mit positivem Ausgang Referendarin; November 1973: 2. gerichtliche Verhandlung (Berufung) mit negativem Ausgang. Der (5. Kammer, Verwaltungsgericht München); August 1973: Eintritt in den hessischen Schuldienst als Bescheid steht noch aus.

### Beilagenhinweis:

Unsere Leser möchten wir auf folgende Hinweise aufmerksam machen: Werbekarte für die „Deutsche Volkszeitung“ und Werbekarte des Verlags „Pläne“; außerdem ein Reihenprospekt der Verlage „Die 4“: Luchterhand, Piper, Hanser, Kiepenheuer & Witsch.

kürbiskern. Zeitschrift, Literatur Kritik Klassenkampf. Verlegt von Hannes Stütz (GBR), 4 Düsseldorf, Bismarckstr. 43. Herausgeber: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitzer (verantwortlich), Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei kürbiskern: 8 München 40, Hohenzollernstr. 144, Tel. 30 37 83. Druck: F. C. Mayer, 8 München 40, Künigundenstr. 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Bestellungen bitte an Redaktion kürbiskern, 8 München 40, Hohenzollernstraße 144 (nicht an Verlagsanschrift).

## Burkhard Driest Die Verrohung des Franz Blum Bericht

(48 / DM 8,—)

»Die Verrohung des Franz Blum« ist der Bericht aus einem deutschen Zuchthaus. Der autobiographisch fundierte Bericht unterscheidet sich von anderen Knast-Reports in mehrfacher Hinsicht und auf bemerkenswerte Weise. Die Methode des Autors, Teilnahme zu erwecken, ist nicht die pathetische Haltung eines Betroffenen, sondern die eines realistischen Schriftstellers mit überdurchschnittlicher Beobachtungsgabe und sicherer Gestaltungskraft. Der Informationsgehalt ist außerordentlich, und das Authentische reicht bis in die Wiedergabe sämtlicher Spezifika der Sprache und des Witzes dieser Subkultur hinter Mauern. Das Einmalige an dem Buch jedoch ist, daß es nicht die Geschichte eines Opfers (wie Fallada im »Blechnapf«) erzählt, sondern in einer Parabel einen so noch nie dargestellten Aufstieg im Knast demonstriert.



Joris Ivens  
**Die Kamera und Ich**  
Autobiographie  
eines Filmers  
(47 / DM 12,—)

Gustav von Wangenheim  
**Da liegt der Hund  
begraben**  
und andere Stücke  
Aus dem Repertoire  
der »Truppe 31«  
(44 / DM 10,—)

Klaus Staack  
**Die Reichen müssen  
noch reicher werden**  
Politische Plakate  
Herausgegeben von  
Ingeborg Karst  
(40 / DM 15,—)

John Berger  
**Glanz und Elend des  
Malers Picasso**  
(45 / DM 10,—)

Thomas Pynchon  
**Die Versteigerung  
von N° 49**  
Roman  
(42 / DM 8,—)

R. Buckminster Fuller  
**Bedienungsanleitung  
für das Raumschiff  
Erde und andere  
Schriften**  
Mit einem kritischen  
Essay von  
Joachim Krause  
Mit 220 Abb. im Text  
(13 / DM 12,—)

das neue buch  
**rowohlt** die Reihe  
mit dem  
leuchtroten  
Rahmen. Herausgegeben von  
Jürgen Manthey